

ea
d'un
pend
verts

Memoiren

eines

Pariser Bourgeois

über

das Ende des Kaiserreichs, die Restauration, die Julimonarchie, die Republik und die Wiedereinführung des Kaiserreichs.

Von

Dr. Louis Veron.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Dr. Gottlob Fink.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1854.

Zweites Kapitel.

Ueber die geheimen Fonds.

Drittes Kapitel.

Von den Parteien unter der Restauration.

Viertes Kapitel.

Herr Thiers. — Der National.

Fünftes Kapitel.

Herr Decazes.

Sechstes Kapitel.

Herr von Villèle.

Jugend des Herrn von Villèle. — Die Widerspenstigen von Villefranche. — Herr Romiguière. — Herr Espinasse. — Herr von Villèle zum Maire von Toulouse ernannt und zum Deputirten erwählt. — Herr Corbière. — Die Herren von Villèle und Corbière Minister. — Ernennung von Wechselagenten. — Die 3 Procent. — Die Entschädigungs-Milliarde — Das allgemeine Wahlrecht. — Die bezahlten Ankündigungen von Herrn von Villèle eingeführt. — Verabschiedung der Nationalgarde.

Siebentes Kapitel.

Herr von Martignac.

Herr von Martignac Secretär des Abbé von Sieyes. — Herr von Martignac als Vaudevillist. — Sein erstes Auftreten als Advocat in Bordeaux. — Herr von Martignac Deputirter von Marmande, Civilcommissär bei der spanischen Armee, Minister des Innern. — Der Messager des Chambres. — Reise Carls X nach Straßburg — Brief des Herrn Dupin an Herrn von Martignac. — Herr Debelleyme Polizeipräfect.

Achtes Kapitel.

Herr von Polignac.

Herr von Polignac Gesandter in London. — Bildung des Ministeriums Polignac. — Prophetische Nummer des Figaro. — Fest, welches der Herzog von Orleans dem König von Neapel gibt. — Einnahme Algiers. — Herr von Chateaubriand tritt in die Opposition. — Auflösung der Deputirtenkammer. — Die Ordonnanzen. — Carl X. — Schluß.

Erstes Kapitel.

Die berühmten Restaurateurs und Cafés von Paris.

Gallerie von Originalen.

Die Restaurateurs, eine Pariser Spezialität. — Die Frères Provençaux. — Das Tuilerien-Zelt. — Legacque. — Very. — Das Café Foy. — Der Herzog von Orleans und Madame Joussereau. — Das Café Lemblin. — Dupont (de l'Eure) und sein Vetter. — Vier fremde Offiziere. — Ein Capitän der Nationalgarde. — Einweihung der Büste Ludwigs XVIII. im Café Lemblin. — Das Café Valois. — Das Café du Caveau. — Das Café de la Rotonde. — Der Maler Demarne. — Unterzeichnung für die erste Luftfahrt der Gebrüder Montgolfier. — Das Café des mille Colonnes. — Das Café du Bosquet. — Das Café de la Montansier. — Lied eines Capitäns der Föderirten. — Das Café de Chartres. — Das Café de la Regence. — Das Café Hardi. — Maison Dorée. — Das Café Riche. — Das Café Anglais. — Der Engländer Schmitt. — Velloni. — Tortoni. — Spolar und der Fürst von Talleyrand. — Prévost. — Herr Demidoff. — Das Café de Paris. — Das Café Desmares. — Der Vicomte Léaumont. — Lointier. — Beauvilliers. — Grignon. — Der Rocher de Cancale. — Gallerie von Originalen. — Der Fürst Caunitz. — Herr von Saint-Ange.

Ungefähr dreißig Jahre lang habe ich in Paris beinahe wie ein Fremder gelebt, und unter der Restauration, seit 1823, habe ich mir ein Vergnügen daraus gemacht bei den

zahlreichen Restaurateurs, die eine Pariser Spezialität sind, meine Beobachtungen anzustellen. Keine der andern großen Hauptstädte Europas kann sich solcher prächtigen und luxuriös ausgestatteten, Tag und Nacht offenen Etablissements rühmen, wo Euch zu jeder Stunde ein Mahl erwartet, wo Ihr inmitten von Gästen Stille und Einsamkeit genießen könnt.

Schriftsteller, Prinzen, Künstler, Beamte, Minister, Gesetzgeber, Krieger, Fremde aus allen Ecken der Welt, Crösusse von jedem Rang und Alter, Schönheiten aus dem Norden, Schönheiten aus dem Süden, wie viele Generationen haben nicht an diesen Jedermänniglich zu Gebot stehenden Tafeln inter pocula dem Beobachter gesessen!

Es gibt sogar keinen Bourgeois in Paris, der sich nicht an gewissen Tagen mit einem Diner im Café de Paris, in den Frères Provençaux, im Café Anglais, bei Riche, Very oder bei Vefour ein Bene thäte. Es hat mich wenig Mühe gekostet einige recht interessante geschichtliche Details über die berühmten Restaurateurs und Cafés von Paris zu sammeln, und ich muß meine Leser in diese an den Quellen geschöpfte Belehrung einweihen, die überdieß allerlei Schlaglichter auf andere Zeiten wirft.

Treten wir aufs Gerathewohl in all diese Etablissements, die zum Theil schon sehr alt sind.

Das unter dem Namen Frères Provençaux bekannte Etablissement stammt aus dem Jahr 1786; drei junge Leute aus dem Provence, die durch enge Freundschaft verbunden, aber keine Brüder waren, Barthelemy, Manneilles und Simon, mietheten in der Nähe des Palais Royal ein

Haus, um daselbst eine Speiseanstalt einzurichten. Als die steinernen Gallerien erbaut waren, eröffneten sie darin Salons, die noch heutzutage zu den prächtigen, großen Appartements der Frères Provençaux gehören. Einer der drei Freunde nahm die Leitung und Ueberwachung des Etablissements auf sich, die zwei andern gehörten zum Küchen- und Dienstpersonal des Prinzen von Conti. Im Jahr 1786 waren die Salons der trois frères provençaux bei weitem noch nicht was sie jetzt sind; das Ameublement war höchst bescheiden, die Tische waren mit Wachsleinwand überzogen, die Salzbüchsen waren von Holz, vom Silbergeräthe bekam man nicht viel zu sehen. Nichtsdestoweniger besassen die trois frères provençaux schon damals eine zahlreiche Kundschaft; man bekam die Weine natürlich, und die Keller waren reich ausgestattet mit guten Jahrgängen und guten Gewächsen; die Küche stand in ausgezeichnetem Ruf; für die provençalischen Gerichte waren die trois frères provençaux eine Autorität.

General Bonaparte und Barras dinirten häufig zusammen in den Provençaux und begaben sich dann beide in das nahe liegende Theater von Mademoiselle Montansier. Das große Vermögen der Frères Provençaux datirt sich hauptsächlich aus dem Jahr 1808, vom ersten spanischen Krieg her. Man ließ damals aus allen Gegenden Deutschlands Truppen zu diesem Kriege kommen; diese Truppen zogen durch Paris; Generale und andere Offiziere hatten die Salons der Frères Provençaux gewählt, um sich hier gütlich zu thun. Das Gold war damals selten und die Einnahmen waren von der Art, daß man mehrere Male

im Verlauf des Tags und Abends die mit Silber überladene Kasse in Nebenkassen leeren mußte. Die Einnahmen beliefen sich auf nicht weniger als 12—15000 Franken täglich. In den Jahren 1814 und 1815 kehrten für die trois frères provençaux wie für alle berühmten Restaurateurs die Glückstage von 1808 zurück.

Dieses Etablissement wurde von seinen Gründern fünfzig Jahre hindurch geleitet und ausgebreitet. Ein gewisser Lionnet servirt hier schon seit achtundfünfzig Jahren als Kellner. Gegen das Jahr 1836 wurde die Restauration der Frères Provençaux von den Gebrüdern Bellenger gekauft, die sie nur ein Jahr lang behielten; sie traten sie hierauf an Herrn Collot ab, der diesem Haus seit 15 Jahren den Glanz seines Rufes und Wohlstandes zu erhalten wußte.

Die Restauration Very wurde erst im Jahre 1805 gegründet; sie lag im Tuileriengarten auf der Terrasse des Feuillants. Als Nachbar und Rival hatte sie auf dieser Terrasse den Restaurateur Legacque.

Das Haus Very kam bald in Aufschwung; es hatte all die großen Diners zu liefern, die in den ersten Jahren des Kaiserreiches häufig in der Militärschule vorkamen. Hohe Staatsbeamte, Generale und besonders der Marschall Duroc waren tägliche Gäste der Restauration Very. Der Marschall Duroc, Großmeister des Palastes, hatte Very auch die Erlaubniß verschafft das sogenannte Tuilerienzelt zu eröffnen. Die Küche war von ausgesuchter Feinheit, die Weine trefflich, und der Empfang von Seiten der Dame des Contoir, der Madame Very jener Zeit, deren Grazie

und schöne Augen gerühmt wurden, ließ nichts zu wünschen übrig.

Erst im Jahr 1808 gründete Very im Palais Royal das Haus, das noch da besteht, und bis zum Jahr 1817 betrieb er das Etablissement im Tuileriengarten und das im Palais Royal zugleich. Im Jahr 1817 wurden die Barake Verys und seines Nachbars Legacque auf der Terrasse des Feuillants niedergerissen. Um diese Zeit zog sich Very, im Besitz eines großen Vermögens, das bald sein Sohn erbte, von den Geschäften zurück.

Very war im Jahr 1760 in einem Dorf des Maasdepartements geboren; er war schon gegen dreißig Jahre alt, als er in Holzschuhen nach Paris kam; er bekam einen Platz als Küchenjunge und wurde in kurzer Zeit ein gewandter Koch.

Very überließ sein Etablissement seinen drei Neffen, den Gebrüdern Meunier. Von diesen drei Brüdern starb der Eine kurz nach Uebernahme des Geschäfts, der Andere verkaufte seinen Antheil an den Dritten, der somit der einzige Eigenthümer blieb. Dieser letztere zog sich im Jahr 1843 zurück und sein Nachfolger war Herr Neuhaus, der gegenwärtige Besitzer. Very ist einer der ersten Restaurateurs von Paris geblieben.

Im Jahr 1749 gründete ein ehemaliger Offizier, Herr von Foy, das nachmals so berühmt gewordene Café Foy. Dieses Café nahm damals das ganze Stockwerk eines der Häuser ein, die in demjenigen Theil der Rue Richelieu lagen, welcher sich im Garten des Palais Royal hinzog; eine besondere Treppe führte vom Café Foy zu einem der Ein-

gänge des Gartens; die steinernen Gallerien dieses Palastes waren noch nicht erbaut.

Gegen Ende des Jahres 1774 kam das Café in die Hände eines Herrn Joussereau, welcher kurz zuvor eine hübsche junge Frau geheirathet hatte, deren Schönheit einen gewissen Lärm machte. Der Herzog von Orleans, Vater des Königs Ludwig Philipp, wollte die schöne Limonadewirthin in der Nähe sehen, kam also eines Abends in's Café und aß Gefrornes. Er kehrte mehrmals zurück und schenkte dem Etablissement seine Gönnerschaft. Madame Joussereau hatte eine Privataudienz bei dem Prinzen und erwirkte für ihren Mann die Erlaubniß, Erfrischungen und Gefrornes in der großen Kastanienallee des Gartens vom Palais Royal zu verkaufen, wo später die steinernen Gallerien erbaut wurden. Es wurde übrigens Joussereau ausdrücklich verboten Tische im Garten aufzustellen; er durfte nur Stühle liefern.

Die steinernen Gallerien wurden ums Jahr 1792 fertig. Als sie vollendet waren, verlegte man das Café Foy in die Zimmer, die es noch heutzutage einnimmt. Das Café Foy ist das erste Etablissement dieser Art, das im Palais Royal eröffnet wurde. Zu seinen berühmten Gästen gehörte die ganze Generation der Maler Vernet, Josef, Carl und Horace. Mitten im Plafond des Erdgeschosses erblickt man noch heutzutage einen Vogel mit ausgebreiteten Flügeln, den Carl aus Freundschaft malte. Vom Café Foy ging am Vorabend der Einnahme der Bastille Camill Desmoulins, mit einem grünen Laubblatt an seinem Hut und

einer unermeßlichen Volksmenge hinter sich her, aus, um die Bürger von Paris zu den Waffen zu rufen.

Auf Herrn Joussereau folgte Madame Lenoir, auf diese Herr Lemaître, und endlich auf Herrn Lemaître der gegenwärtige Eigenthümer, Herr Questel, der das Haus seit beinahe 25 Jahren inne hat.

Im Palais Royal wurde im Jahre 1805 noch ein anderes Café gegründet, das später unter der Restauration ein politisches Café werden sollte. Ich meine das Café Lemblin.

In der Gallerie von Chartres, in den Numeros 100 und 101, befand sich ein Café dritten oder vierten Rangs. Ein gewisser Perron vegetirte etwa zwölf Jahre lang darin; sein Pacht hörte auf, der Eigenthümer verlangte für die Erneuerung tausend Thaler, und Perron konnte sie nicht bezahlen.

Ein Kellner aus dem Café de la Rotonde, ein gewisser Lemblin, der schon lange auf diese Gelegenheit gelauert hat, weiß das Geld aufzutreiben, eilt zu dem Eigenthümer, der auf seiner Forderung beharrt, bezahlt ihm die dreitausend Franken und erhält eine Pacht auf zwanzig Jahre.

Das Vertrauen stellte sich wieder ein. Das Palais Royal war das Rendezvous aller Fremden und aller Spieler von der ganzen Welt. Lemblin verwandelt das düstere alte Café in einen glänzenden Salon; bald sind Zeichnungen angefertigt von dem Architekten Alavoine, demselben, der von der Regierung den Auftrag erhalten hatte auf dem Bastilleplatz einen colossalen Elephanten von Bronze zu er-

richten, dessen Gipsmodell noch im Jahr 1830 vorhanden war und einem Heer von Ratten als Kaserne diente.

Das Café Lemblin verdankte im Anfang seinen Erfolg blos der ausgezeichneten Eigenschaft der Chocolade, des Thees und Cafés, den man dort trank. Aber nach 1814 hatte dieses Etablissement zwei Kundschaften, die eine am Morgen, die andere am Abend.

Morgens traf man da blos ernste Männer, Akademiker, Gelehrte, Beamte, welche sich die von dem famosen Judicelli fabrizirte Chocolade, den von dem Piemontesen Viante, der seine ersten Studien in Rom unter dem Oberkoch des Vatikans gemacht hatte, bereiteten Café zu Gemüthe führten.

Zu den getreuesten Morgenkunden gehörten Chappe, der Erfinder des Telegraphen, Boïeldieu, Martinville, Jouy, von der französischen Academie, der damals in die Gazette de France seinen Eremiten von der Chaussee d'Antin schrieb; Ballanche, später Mitglied der französischen Akademie, Brillat-Savarin, Rath am Cassationshof, damals noch nicht berühmt geworden durch seine Physiologie des Geschmacks.

Abends funkelten unter den Lichtströmen, welche die krystallenen Kronleuchter auswarfen, die schimmernden Uniformen der Oberoffiziere aller Waffen. Man bemerkte unter ihnen den General Cambronne, den General Fournier, den glänzenden Oberst Dulac, der nachmals zum General vorrückte, den Oberst Sauzet, der nach zehnjähriger Gefangenschaft von 1820—30 ebenfalls General wurde, den Oberst Dufaï und noch viele Andere, deren Blut auf allen Schlachtfeldern Europas geflossen war.

Unter den Kellnern des Café Lemblin befand sich ein gewisser Dupont, Geschwisterkind des Herrn Dupont (de l'Eure), der damals Deputirter war und später zum Präsidenten zweier provisorischer Regierungen erwählt wurde. Eines Abends im Jahr 1817 kommt Herr Dupont (de l'Eure) mit einigen Deputirten, in deren Gesellschaft er bei den Frères Provençaux dinirt hatte, zu Lemblin. Der Café, den Herr Dupont (de l'Eure) verlangt, wird von dem Kellner Dupont aufgetragen. Letzterer erkennt seinen berühmten Vetter, wird roth, zittert, es fehlt wenig, so ließ er seine Platte fallen. Der Deputirte seinerseits hatte seinen Verwandten ebenfalls erkannt. Herr Dupont (de l'Eure) erhebt sich, streckt dem gänzlich verblüfften armen Kellner beide Hände entgegen und ruft: „Ei guten Tag, Vetter, freut mich Dich zu sehen und Dir sagen zu können, daß in Neubourg Alles wohl ist." (Neubourg ist ein Flecken im Euredepartement, aus welchem die Familie Dupont stammt.) Herr Dupont de l'Eure hat seinen armen Verwandten stets aufgeholfen. Im Jahr 1848 verschaffte er diesem selben Kellner vom Café Lemblin, der beinahe blind geworden war, die Stelle als Concierge im Stadthaus, die er noch im Jahr 1850 inne hatte.

Im Café Lemblin zeigten sich im Jahr 1815 die ersten russischen und preußischen Offiziere, die nach Paris kamen. Es war Abend: das Café war voll von Offizieren, die von Waterloo zurückgekommen waren, den Arm in der Binde und mit durchlöcherten Helmen und Czakos.

Man ließ die vier fremden Offiziere an einem Tisch Platz nehmen; aber bald erhoben sich alle Anwesenden wie von einem und demselben elektrischen Funken getroffen, und

ein furchtbares Geschrei: Es lebe der Kaiser! machte die Fensterscheiben schüttern; zwanzig Offiziere stürzten auf die vier Fremden zu; ein herkulischer Nationalgardecapitän warf sich ihnen entgegen.

„Meine Herrn," sagte er, „Ihr habt Paris auswärts vertheidigt; es ist unsere Sache ihm im Lande Respekt zu verschaffen."

Dann wandte er sich gegen die vier fremden Offiziere und fuhr fort:

„Meine Herrn, die Bürger von Paris fühlen sich durch Ihre verfrühte Gegenwart beleidigt, und ein Bürger von Paris verlangt von Ihnen Rechenschaft dafür." Lemblin, welcher Sergent der Nationalgarde war, trat jetzt dazwischen, und unter dem Vorwand, daß man sich ruhiger erklären müsse, führte er die Russen und Preußen in sein Laboratorium, von wo sie entwischen konnten.

Obschon das Café Lemblin der Sammelplatz der Offiziere des Kaiserreichs war, sah man häufig auch Gardes-du-Corps und Musketiere, die schnurrbartstreichend und mit höhnischen Lippen kamen, um Abenteuer zu suchen.

Eines Abends fanden sich die Gardes-du-Corps in Masse ein und erklärten, daß sie morgen auf dem Comptoir die Büste Ludwigs XVIII aufstellen wollten. Am folgenden Tag hielten gegen 300 Offiziere des Kaiserreichs den bedrohten Platz besetzt; aber die Behörde hatte Wind von der Sache erhalten und die Gardes-du-Corps erschienen nicht.

Unter der Restauration blühte im Palais Royal als politisches Café und Rival des Café Lemblin das Café

Valois. Es war dieß der im Uebrigen ganz ruhige und friedliche Club der alten Emigrirten, die man damals die Voltigeurs Ludwigs XVI nannte.

Das Café Valois besteht nicht mehr.

In der Nähe des Café Lemblin wurden ums Jahr 1805 oder 1806 das Café du Caveau und das Café de la Rotonde eröffnet; diese beiden Häuser wurden bald nachher von Herrn Angilbert gekauft, der später im Jahr 1822 das Café de Paris gründete. Das Café du Caveau besonders wurde von den Offizieren der Kaisergarde besucht; alle Notabilitäten der Zeit, literarische sowohl als künstlerische, trafen sich da. Der Landschafts- und Genremaler Demarne präsidirte hier 30 Jahre lang in einem Stübchen, wo zwischen 10 Uhr Abends und Mitternacht die Maler und Liebhaber der Zeit sich versammelten.

Im Café de la Rotonde eröffnete man eine Subscription für die erste Luftfahrt der Brüder Montgolfier. Dieses Faktum wurde auf eine marmorne Tafel eingeschrieben.

Die Büsten von Philidor, Gluck, Piccini, Gretry und Sacchini standen in einem der Salons des Café de la Rotonde; die Gluckisten und Piccinisten kamen oft von der Oper aus, die sich damals im Palais Royal befand, hieher, um sich über musikalische Gegenstände herumzuzanken.

Herr Angilbert hielt dieses Etablissement von 1806 bis zum Juli 1815. Im Jahr 1814 befand sich Herr Angilbert in schlechten Vermögens- und Gesundheitsumständen; er mußte das Bett hüten und die Verwaltung des Hauses seinem Oberkellner Casimir B. überlassen. Nun aber kamen die Alliirten, und vom 31. März 1814 bis zum 15. Juli

1815, an welchem Tag Herr Angilbert Reconvalescent wurde, hatte das Haus einen Baargewinn von 467,000 Franken gemacht. Herrn Angilbert war dieses Glück im Schlaf und während seiner Krankheit zugefallen.

Unter allen Cafés, die im ersten Stock des Palais Royal lagen, war das Café des Mille Colonnes unter dem Kaiserreich und der Restauration das glänzendste und besuchteste. Beinahe 20 Jahre lang war es sehr im Schwung und verdankte sein Glück der Schönheit der Hausfrau, Madame Romain, deren Gatte dagegen klein, mager und einarmig war.

Dieses so schlecht zusammenpassende Paar hatte Anfangs das Café du Bosquet in der Rue St. Honoré gehalten, ein Etablissement dritten Ranges, wo die Schönheit von Madame Romain bald die Menge anzog. Schon am Morgen machte man vor der Thüre dieses Café Queue, um Platz zu finden; der Zudrang an seinen Eingängen war so groß, daß die Behörde einschreiten mußte. Auch fehlte es nicht an Liedchen auf die schöne Limonadewirthin.

Gegen Ende des Jahrs 1817 nahm der Zulauf im Café des Mille Colonnes ab, obschon Madame Romain, die kaum 34 Jahre zählte, noch im ganzen Glanz ihrer Schönheit strahlte. Als verständiger Mann verschmähte Romain die halben Maßregeln: er schloß sein Café, und in einigen Tagen waren seine Salons, Dank einer Armee von geschickten Arbeitern, in einen wahren Palast von 1001 Nacht verwandelt; die schöne Limonadehändlerin saß auf einem Königsthron.

Gegen das Jahr 1824 erlosch der Glanz des Café des

Mille Colonnes, wie aller Glanz erlischt. Im Jahr 1824 starb Romain, der Einarm, in Folge eines Sturzes vom Pferd, und zwei Jahre nachher ging die schöne Limonadewirthin in ein Kloster.

Das besuchteste unter den Cafés im ersten Stock im Palais Royal war nach dem ebengenannten das Café de la Montansier. Im Anfang des Jahrs 1813 eröffnete ein gewisser Chevalier ein Café in dem Saal, wo mehrere Jahre lang Brunet, Tiercelin, Baptiste der Jüngere und selbst Mademoiselle Mars, noch als Kind, Vaudevilles gespielt hatten. Das Café wurde im Jahr 1831 das Theater des Palais Royal. Chevalier hatte diesen Saal in ein Café théâtre verwandeln wollen; die Behörde erlaubte ihm blos ein Café chantant daraus zu machen. Die Sänger standen auf der Bühne des ehemaligen Theaters, und da Duette und Terzette nicht verboten waren, so konnte man leicht kleine lyrischen Dramen aufführen, ohne dem Buchstaben der Vollmacht zuwider zu handeln.

Dieser Stand der Dinge währte vom Anfang des Jahres 1813 bis zum 20. März 1815. An diesem Tag improvisirten warme Anhänger des Kaiserreichs, Offiziere und Unteroffiziere, im genannten Café eine Tribüne, von welcher herab die Bourbonen täglich von 6 Uhr Abends bis Mitternacht beschimpft wurden. Die bezahlten Sänger traten nicht mehr auf. Die Bühne war von den Gästen eingenommen, die im Verlauf ihrer Rollen verschiedene Refrains zum Besten gaben, welche dann der Chor im ganzen Saal sehr häufig wiederholte. Folgt hier eines die-

ser Liedchen, das ich einen Capitän der Föderirten singen hörte, nebst den Chören.

Der Capitän.

Glaubt ihr, ein Bourbon könne wohl
Fürst eines großen Volkes sein?

Chor der Gäste.

Nein, nein, nein, nein, nein, nein?

Der Capitän.

Doch könnte er regieren wohl
Ein winziges Kantönelein?

Chor der Gäste.

Nein, nein, nein, nein, nein, nein!

Der Capitän.

So hol der Teufel ihn sogleich
In Plutos finstres Schattenreich.

Chor.

Ja, ja, ja, ja, ja, ja!

Der Kapitän.

Und singen wir aus vollstem Ton,
Vivat der große Napoleon!

Chor.

Ja, ja, ja, ja, ja, ja.

Auf diesen Capitän folgte ein anderer Offizier, welcher Anfangs erklärte, er könne nicht singen; aber, fügte er hinzu, deßwegen kann man dennoch ein braver Kerl sein, und

Ich pfeife auf den König,
Und nach dem Artois,
Dem Berry und dem Angouleme,
Da frage ich gar wenig.
Und auch die Herzogin
Fahr mir zum Teufel hin!

Diese Saturnalien währten 100 Tage, d. h. bis zur Rückkehr Ludwigs XVIII. Jetzt schlug die Stunde der Repressalien; die Musketiere und Gardes-du-Corps wollten ihrerseits das Königthum für diese Beschimpfungen rächen, gleich als hätten diese Beschimpfungen das Königthum erreichen können. In der Verirrung ihres Eifers vergaßen sie sich soweit, daß sie mit bewaffneter Hand in das Café Montansier drangen. Man zertrümmerte die Spiegel, und ein Theil der Möbel, Weißzeug und Silbergeschirr wurde zum Fenster hinausgeworfen.

Das Café de Chartres, das im Palais Royal im Erdgeschoß der steinernen Gallerie liegt, behauptet unter dem Namen Vefour seinen alten Ruf noch heutzutage. Man traf im Café de Chartres nur hohe Beamte, Generale, reiche Finanzmänner und ausgezeichnete Fremde. Murat frühstückte hier, als er noch Großherzog von Berg war, häufig mit seinen Adjutanten. Die berühmten Astronomen, der Dichter Berchoux und Grimod de la Reynière lehrten hier die Kunst gut zu diniren.

Das Café de la Regence, das auf dem Platz des Palais Royal stand, heutzutage aber eingerissen ist, wurde im Jahr 1718 gegründet und erhielt seinen geschichtlichen Namen von der Regentschaft des Herzogs von Orleans. Es wurde beinahe sogleich der Sammelplatz der Schachspieler und ist dieß auch geblieben.

In diesem Café machte eine ziemlich große Anzahl berühmter Personen zu verschiedenen Epochen ihre Schachpartien. Man nennt unter Andern J. J. und J. B. Rousseau, Voltaire, den Marschall Richelieu und

den Marschall von Sachsen, den Kaiser Josef II., Franklin, Marmontel, Diderot, Chamfort, Sainte-Foix, die drei berühmten Spieler Philidor, Deschapelles und La Bourdonnais, Bernardin de Saint-Pierre, Louvet, den Marquis von Bièvre, den General Bonaparte, Dumont d'Urville, die Architekten Percier und Fontaine, den Maler Regnault, Champion, den Mann mit dem blauen Mäntelchen u. s. w. Dieß sind die berühmten Cafés und Restaurationen, deren Geschichte sich an die Annalen des Palais Royal knüpft, und die durch ihre ausgesuchten culinarischen Maskeraden mehr oder weniger zu seinem Glanz beigetragen haben.

In den ersten Jahren dieses Säculums waren die Cafés und Restaurationen auf dem Boulevart des Italiens ebenso zahlreich wie heutzutage. Es waren zuerst das Café Hardi, an dessen Stelle seit zehn Jahren das Maison dorée trat; ferner das Café Riche und das Café Anglais.

Herr Hardi, der Gründer des gleichnamigen Cafés, hatte im größten seiner Salons ein prachtvolles Kamin von Marmor erbauen lassen. In diesem Kamin war von zehn Uhr Morgens ein ungeheuer silberner Rost auf glühenden Kohlen in permanenter Thätigkeit.

In der Nähe dieses Kamins erhob sich ein Buffet, wo man die verschiedenen appetitlichen Speisen auswählte, die geröstet aufgetragen werden sollten. Hardi stach seine lange silberne Gabel in die gewählten Speisen und bereitete sie unter den Augen des Gastes, dessen Appetit er dadurch noch mehr reizte.

Der wunderlichste unter den täglichen Gästen des Café

Hardi war gegen das Jahr 1815 oder 1816 ein Engländer Namens Schmitt, der in der Nähe wohnte. Er stand täglich um fünf Uhr Nachmittags auf und setzte sich Abends sechs Uhr im Salon mit dem marmornen Kamin zu Tische; um zehn Uhr hörte er auf zu speisen, aber nicht zu trinken. Um Mitternacht ließ er sich einen Bückling geben. Er entfernte sich gegen Tagesanbruch, nachdem er wenigstens ein Dutzend Bordeauxflaschen vollkommen geleert hatte.

In der Ecke der Straße Taitbout, auf dem Boulevart des Italiens, wurde gegen Ende 1798 ein Café eröffnet, das ein gewisser Velloni hielt, der erste neapolitanische Eishändler, der nach Paris kam. Dieser Velloni, der später in verschiedenen Stadtvierteln von Paris Cafés gründete, wo man Eis aß, machte immer nur schlechte Geschäfte und mußte sein Etablissement in der Taitboutstraße unter den Namen Tortonis stellen, der dieses Haus seit langer Zeit verwaltete.

Zu Anfang des Jahrhunderts, unter dem Kaiserreich und der Restauration, war das Café Tortoni der Sammelplatz und der Conversationssaal mancher Celebrität sowie der Elegants des Tages. Die Herren von Saint-Didier, Riboutté, Verfasser der Familienversammlung, Delrieu, Lacretelle, Harel, Jouy trafen sich beinahe alle Abende da. In einem seiner Säle stand damals ein Billard, das seinen Ruf einem gewissen Spolar verdankt. Man spielte da die theuersten Parthien. Dieser Spolar war ein ausgezeichneter Advocat von Rennes, hatte aber wegen schlechter Geschäfte diese Stadt verlassen müssen. Tortoni hatte ihm

in seinem Hause Kost und Wohnung gegeben. Der Fürst von Talleyrand und Montrond kamen mehr als einmal zu Tortoni, um Spolar spielen zu sehen. Talleyrand ließ sogar Spolar zu sich kommen und stellte ihn einem seiner Freunde, dem Generaleinnehmer des Departements der Vogesen vor, der sich für den stärksten Billardspieler hielt. Der Fürst wettete auf Spolar und gewann dem Generaleinnehmer 40000 Franken ab. Spolar wurde im Jahr 1809 zum Billardprofessor der Königin Hortensia ernannt, er starb im Jahr 1811.

Unter dem Kaiserreich und der Restauration erwarb sich Prevost, ein Kellner des Café Tortoni, ein geschichtliches Renommee. Er war gepudert; er war ein Muster von ehrerbietiger und unabläßiger Willfährigkeit; er redete Euch nie anders an als mit der Phrase: „Sie verzeihen, mein Herr, haben Sie vielleicht die Güte gehabt etwas zu wünschen?" Wenn Gäste unter sich lachten, steckte sich Prevost aus Ehrerbietung die Serviette in den Mund, um nicht ebenfalls zu lachen. Er hielt sich indessen für seine demüthigen Höflichkeiten schadlos. Prevost legte Morgens und Abends den Gästen Tortonis eine kleine Steuer auf. Wenn er Geld herauszugeben hatte, gab er immer fünfzehn Sousstücke statt zwanzig Sousstücke, aber während er Euch so vorrechnete, wiederholte er unaufhörlich: „Um Verzeihung, um Verzeihung, bitte tausendmal um Verzeihung." Prevost hat schlecht geendet.

Auf dem Café Tortoni sind alle seine Besitzer reich geworden.

Gegen die Jahre 1816 und 1817 blieben die Pariser

Bourgeois gerne voll Entzücken vor den prächtigen, großen Appartements, die im Erdgeschoß auf dem Boulevart des Italiens in der Ecke der Taitboutstraße lagen, stehen. Diese Appartements wurden von Herrn Demidoff bewohnt, einem russischen Millionär, der seine unermeßlichen Reichthümer der Ausbeutung von Kohlen-, Kupfer-, Eisen- und Malachit-Minen verdankte.

Er hatte zwei Söhne, die Herren Paul und Anatol Demidoff; Herr Anatol Demidoff ist der einzige, der noch lebt. Herr Demidoff Vater bewohnte abwechselnd Paris und Florenz; er hatte eine Schauspielertruppe in seinem Sold, die man die Demidoffsche Truppe nannte; er ließ in seinem Palast zu Florenz Komödien, Vaudevilles und komische Opern aufführen. Ein ganzes Hotel war für die Wohnungen der Künstler bestimmt. In Florenz besonders nahmen die theatralischen Vorstellungen, glänzenden Bälle und Concerte bei Herrn Demidoff kein Ende.

Gänzlich entkräftet, vor der Zeit gealtert und Podagrist, wohnte Herr Demidoff all seinen Festen in einem Rollstuhle an, aus dem er sich nicht bewegte; er zog sich frühzeitig zurück und das Fest nahm seinen Fortgang; manchmal fiel er sogar in Ohnmacht, verlor das Bewußtsein, ohne daß das Orchester und die Tänze in ihrer Heiterkeit oder in ihrem Eifer nachließen. Man schaffte Herrn Demidoff fort, und das war Alles.

Abgestumpft für alle Vergnügungen, erheiterte er sich am belebten Schauspiel der Vergnügungen Anderer. Er hatte einen geistreichen Russen zum vertrauten Freund. Dieser wohnte im Hotel und zwar in der Nähe von Herrn

Demidoffs Schlafzimmer. Wenn der arme reiche Mann, von Gicht und andern Schmerzen umstrickt wie Laokoon von den Schlangen, nicht schlafen konnte, was ihm häufig vorkam, so ließ er mitten in der Nacht und zu jeder Stunde seinen Freund rufen. „Komm her, sagte er zu ihm, da hast Du zwei oder drei Tausendfrankenrollen für Deine Spielverluste, und jetzt erzähle mir zu meiner Zerstreuung, was Du gestern gethan hast und was Du morgen thun willst.“ Herr Demidoff war gleichsam ein Märtyrer des Reichthums. Er hätte für einen guten Schlaf gerne seine Gemälde von Meistern, seine seltenen und merkwürdigen Curiosa, seine bewundernswürdigen Kunstgegenstände, ja sogar den Schatz preisgegeben, den er in Florenz mitten in seinem Salon angebracht und unter Gläser gestellt hatte; er hatte sich nemlich das Vergnügen gemacht daselbst glänzende Halsketten, Bracelets, Halsbänder, Ringe, Türküsse, Saphire, Diamanten, Smaragde und Rubine anzuhäufen; mit einem Wort Reichthümer, mit denen man ein Kaiserreich hätte retten können.

Am 15. Juli 1822 erhielten die großartigen Gemächer des Herrn Demidoff eine neue prunkvolle Bestimmung; Maueranschläge verkündeten schon am Morgen: „Heute um fünf Uhr Eröffnung der Salons des Café de Paris.“ Die Herren Angilbert und Gueraz waren es, welche die Restauration des Café de Paris gründeten. Vom 15. März 1837 an leitete Herr Angilbert Sohn allein dieses Etablissement; am 15. Juli 1838 erhielt er in Herrn Alexander Kratocville einen Nachfolger. Seit dem 18. November 1845 steht das Café de Paris unter der Leitung des

Herrn Martin Gueyet. Es ist in ganz Europa bekannt und befindet sich gegenwärtig in blühendem Wohlstand. Der englische Offizier, der gegen die Birmanen ficht, der russische Offizier, der sich in Khiva, jenseits des Meeres von Arad, an den Ufern des Oxus herumschlägt, beide träumen im Bivouak von den Freuden eines guten Diners im Café de Paris.

Als politisches Café unter der Restauration muß noch das Café Desmares in der Ecke der Universitätsstraße und der Straße du Bac aufgeführt werden. Man frühstückte und dinirte da; Oberoffiziere der Garde du Corps, Oberoffiziere der Garde und Divisionschefs der verschiedenen Ministerien vom linken Seineufer bildeten hauptsächlich die Morgenkundschaft. Herr Desmares war der Bruder von Mademoiselle Desmares, einer angenehmen Schauspielerin, die fünfzehn Jahre lang mit großem Beifall im Vaudevilletheater spielte. Mademoiselle Desmares sagte von ihrem Bruder: „Ich kann einen Menschen nicht sehen, der mit warmem Wasser handelt.“ Herr Desmares sagte von seiner Schwester: „Ich kann ein Frauenzimmer nicht sehen, das auf die Bretter steigt.“

Das Café Desmares hatte einen fleißigen Gast in einem Colonisten, einem ehemaligen Kriegscommissär, der dabei ein geistreicher Mann und großer Philosoph war; er besaß nur eine kleine Pension um zu leben, aber er zählte viele Freunde: unter diesen befand sich der Vicomte Léaumont. Tagtäglich wurde an Desmares Tafel sein Couvert gedeckt. „Dieser Desmares ist vortrefflich gegen mich,“ sagte er zu mir; „er ladet mich zu trefflichen Diners ein; aber

ich habe vor kurzer Zeit eine Möglichkeit gefunden ihm meinen Dank zu beweisen. Dieser arme Desmares hat sehr wenig Schulbildung, ich zweifle sogar, ob er lesen und schreiben kann. Dieser Tage kam ich einmal Morgens in sein Café; es war gedrängt voll, alle Tische waren besetzt; ich erblickte Desmares schon aus der Ferne und rief ihm zu: „Guten Morgen, mein lieber Klaßkamerad!" Der Vicomte Léaumont machte Verschen, aber er erhob sich niemals bis zum Alexandriner; seine Verse hatten nur acht Sylben. „Ich schreibe meine Poesien nur auf meinen Knieen," sagte er „und in meinem Elend ist mein Dickbein so abgemagert, daß ich beim vierten Fuß an meinem Tische nicht mehr schreiben kann."

Das Café Desmares war legitimistisch; es wurde beauftragt jeden Tag mehr als eine Tafel im Schloß zu verproviantiren. Agier war der Protector des Hauses Desmares; an den Wahltagen für das Seinedepartement war hier offene Tafel.

Im Jahr 1825 zählte man in Paris mehr als neunhundert Restaurationen; die so eben angeführten waren die berühmtesten und ihr Wohlstand hat alle Revolutionen überlebt. Die Restaurationen Lointier, Beauvilliers, Grignon und Rocher de Cancale, die unter dem Kaiserreich und unter der Restauration große Berühmtheit genossen, bestehen nicht mehr.

Meine Gewohnheit in den Restaurationen zu diniren, war für mich eine unversiegliche Quelle von Ueberraschungen, Entdeckungen und Enthüllungen an der Menschheit. Mit wie vielen Originalen, mit wie vielen wunderlichen

Käuzen habe ich mich nicht geellbogt! Der menschliche Geist ist das Unendliche . . . . . Und gleichwohl zeigen uns die Anatomie und Chemie im menschlichen Gehirn nur beinahe unmerkliche Verschiedenheiten der Form, des Gewichts, der Festigkeit und der organischen Elemente. Die auffallendste Thatsache, welche die Anatomie uns enthüllt, das sind die Verschiedenheiten im Umfang des Hirns. Mehr als ein Physiolog bemißt die Kräfte der Intelligenz nach der Quantität der Hirnmasse; ich behaupte, daß außer der Quantität auch die Qualität in Frage kommt. Die Diät, die Luft, das Wasser und die Orte haben Einfluß auf die Entwicklung und die Qualität des Gehirns. Sehen wir nicht in Wallis, in den untern Theilen der Alpen Dynastien von Cretins zu Tage kommen und sich fortpflanzen?

Der Ueberfluß der Reichthümer, die Uebersättigung an allen Genüssen, besonders die Qualen des Müssiggangs üben auf den Charakter und die Intelligenz noch unvorhergesehenere, seltsamere, eigenthümlichere Einflüsse aus, als Armuth und Entbehrungen. „Eine Auster kann in der Liebe unglücklich sein," sagt Lord Byron, „und warum? weil sie müßig in ihrer Muschel träumt."

Neben den Narren gibt es in dieser Welt Viertelsnarren, Drittelsnarren, Halbnarren, die unter einander leben, die sich aufsuchen und sich zusagen, die einander verhöhnen und sich glücklich schätzen die Hälfte ihrer Menschenvernunft gerettet zu haben, inmitten von solchen, die nur noch ein Drittel oder ein Viertel besitzen. Dazu gehören die armen Schwindsüchtigen, die sich in Eaux-Bonnes ge-

fallen und dort Erleichterung finden; diejenigen die nur noch 1½ Lungenflügel haben, schätzen sich glücklich und trösten sich beim Anblick solcher, die zum ganzen Athmungsgeschäft bloß einen einzigen und zuweilen sogar nur einen halben besitzen.

Ich habe mehr als zwei Jahre hindurch bei Very täglich dinirt. Ich kam zur selben Stunde und setzte mich an denselben Tisch. Einige Monate hatte ich als Nachbar einen Engländer, der ebenso regelmäßig war wie ich. Eines Tags verabschiedete sich mein Nachbar von mir mit den Worten: „Ich gehe zu Schiff und mache die Reise um die Welt.“ Nach 18 Monaten kam er nach Paris zurück und traf mich wie bei einem Rendezvous zur selben Stunde, an demselben Tische wieder. Er hatte seine Reise um die Welt gemacht; ich aber hatte nur wenig Ortsveränderung vorgenommen.

Dagegen konnte ich, indem ich lange Zeit bei mehr als einem Restaurateur dinirte, sozusagen die Reise um die menschliche Intelligenz machen, und besonders um die 4000 wohlhabenden Müssiggänger, von denen Byron spricht, die ihr ganzes Leben nur Vergnügungen von fünf Minuten nachlaufen, und für welche die Welt gemacht ist.

Wenn die Erziehung, die Familienpflichten, die Religion oder Moral nicht zum Guten treiben, nicht als Brustgeländer dienen, so irren Geist und Herz des Menschen, ohne Zügel und Gebiß gelassen, aufs Gerathewohl umher und wissen nicht mehr, was sie aus dem Menschen machen sollen: man stößt sich dann an allen Leidenschaften, an allen Lastern; man erfindet welche; man schätzt nur noch das Neue, und das Neue, das ist die Verfeinerung, das Uebermaß, der

Mißbrauch; in den meisten Fällen ist es nur die Kehrseite aller Dinge. Diese reichen Leute Byrons würden mit Vergnügen eine Stadt anzünden, nicht um sie zu reinigen und wiederaufzubauen, sondern um fünf Minuten lang das Vergnügen zu haben sie brennen zu sehen.

Man sagt, Xerxes habe demjenigen, der ein neues Vergnügen für ihn erfinden könnte, einen ungeheuren Schatz versprochen.

Sittlich, ehrbar und menschlich sind nur die kleinen Freuden und die kleinen Glücke, und diese sind überdieß ziemlich leicht zu finden, selbst inmitten der traurigsten und schmerzlichsten Situationen.

In den Spitälern habe ich Kranke gesehen, die sich mit einer Blume, welche sie pflegten, mit kleinen Arbeiten, welche die Krankheit ihnen gestattete, mit einer erlaubten Speise, die sie wünschten, kleine Freuden machten. Ich habe manchen Kranken gesehen, der einen Tag und noch länger glücklich war über ermuthigende Worte des Arztes, über christlich tröstenden Zuspruch der barmherzigen Schwestern, die wetteifernd Beispiele aller Arten von Muth und Tugend geben. Die Medizin inspirirt und vollbringt gleich der christlichen Liebe Wunder von Barmherzigkeit und Erleichterung.

Im Unglück machen die Zärtlichkeit eines Freundes, das Wohlwollen eines Unbekannten, der schwächste Hoffnungsstrahl das Herz vor Freude pochen.

Inmitten dieses fieberhaften Seelenzustandes, dem man durch die Reichthümer ausgesetzt ist, lassen sich die Freude und das Glück nicht so leicht erwerben. Der arme und leidende Mensch ist abgestumpft für Elend und Schmerz und

hat nur noch für kleine Freuden und kleines Glück Empfänglichkeit. Der von Wohlstand umgebene reiche Mensch ist abgestumpft für die Anregungen des Erfolgs, für die Trunkenheit des Vergnügens, und ist nur noch für kleine Kümmernisse, für die gewöhnlichen physischen und moralischen Leiden des Lebens empfänglich.

Die Alten glaubten an eine Schicksalsgewalt, welche die Glücklichen zittern mache und die Geringen durch das Leiden der Großen tröste. Man muß sich beinahe freuen über die Spöttereien der Neider; man muß thätige und glühende Feindschaften beinahe künstlich hegen; alle Verfolgungen sind gerechte und moralische Sühnungen jener angenehmen Umstände, welche machen, daß man Dich einen Glücklichen nennt.

Suche nöthigenfalls selbst einen kleinen Kummer, wie den Verlust eines Rings nach dem Beispiel jenes Königs des lachenden Samos. Aber wünsche, daß kein Fisch diesen Ring verschlinge, daß kein Freund oder Feind Dir ihn zurückbringe; sonst wirst Du nur noch die Rache der Götter und besonders den Neid und die Rache der Menschen zu fürchten haben. Auf das große Glück folgt der furchtbare Jammer. Jener Lydierkönig Crösus, der sich so prahlerisch inmitten seiner Paläste, seiner Reichthümer und seiner Herrlichkeiten spreizte, mußte mit den Flammen des Scheiterhaufens Bekanntschaft machen.

In dieser Philosophie, welche die meinige ist, bläht man sich nicht stolz auf über die lieblich kühlenden Lufthauche des Erfolgs und des Wohlstandes, und man erträgt ohne Klagen und ohne Schrecken die widrigen Winde und die

Stürme, sowohl weil man auf einen neuen Sonnenstrahl hofft, als auch in Folge des Gefühls der Demuth, das eine Pflicht ist.

Beobachten wir einige dieser Leute, die durch ihre Reichthümer närrisch und verthiert geworden sind; zeigen wir zur Ehre der Moral ihr Elend und ihre Leiden.

Im ersten Band meiner Memoiren habe ich alle Narrheiten der Leidenschaft des Spiels zu schildern gesucht; ich vollende hier sozusagen das Studium dieser Dreieinigkeit der menschlichen Laster, indem ich durch einen kaum gelüfteten Zipfel des Vorhangs die Narrheiten und Verirrungen der Leidenschaft für den Wein, sowie die unnatürlichen Ausschweifungen zeige, wozu eine bizarre Liebe führen kann.

Es ist wohl zu bemerken, daß alle natürlichen Neigungen des Menschen für ihn Gelegenheiten zu Ausschweifungen sind, die, wenn sie sich häufig erneuern und verlängern, förmliche Laster werden. Der wilde wie der civilisirte Mensch, beide haben unaufhörlich das Bedürfniß an ihre Vernunft zu appelliren.

Der fruchtbare Weinberg, welcher im Norden wie im Süden und beinahe selbst auf den nächsten Höhen seinen Saft und Duft wechselt, gehört zu den reichsten Geschenken, die Frankreich gemacht worden sind. Es ist weder ein Fehler noch eine Sünde den Wein zu lieben. Die Religion, die Moral und die gute Erziehung legen blos die Mäßigkeit als Pflicht auf.

Der Weinberg besonders hat seit vielen Jahrhunderten das Lied in Frankreich zur Blüthe gebracht. Der Wein

und das Lied sind wie Bruder und Schwester. Wir haben besonders unter dem Kaiserreich die Liederdichter des Caveau mit einer gewissen Berühmtheit umgeben gesehen; Desaugiers und Beranger sind die Dichter dieser Gesellschaften gewesen, die unsern berühmten Gewächsen und den fröhlichen Refrains einen Cultus widmeten. Aber die Ausschweifungen im Wein verthieren die Intelligenz und entehren die Menschheit.

Ich bin bei dem Grafen Torreno, dem ehemaligen Minister der Königin Christine, der in Paris am Anthrax starb, einem englischen Ehepaar vorgestellt worden, das unermeßliche Einkünfte genoß, nur sehr wenige Tage in Paris wohnte und die übrige Zeit in ganz Frankreich herumreiste. Diese beiden Leute liebten Nichts als die Flasche und standen erst dann vom Tische auf, wenn sie ihre Vernunft verloren hatten. Auf ihren Reisen in Frankreich suchten sie nur die reichen Weinhügel, und die Dauer ihres Aufenthalts in einer Provinz war nach der Qualität und dem Ruf der Gewächse berechnet, die man dort einkelterte. Man erlaube mir folgende Unterscheidung: Diese Leute waren keine Trunkenbolde, sie waren Säufer.

Vieljährige Beobachtung hat mir kund gethan, daß es für alle diejenigen, welche das Leben nur in Mitten der Dünste der Trunkenheit erträglich finden, eine Classification zu machen gibt. Ich werde diejenigen, die Nichts als den Wein lieben und sich darin vollsaufen, Säufer nennen. Der Säufer hat eine heitere Trunkenheit, er sucht die Gesellschaft der Trinker und wird beinahe ergötzlich durch seine fixen Ideen, seine unerwarteten Einfälle und geist-

reichen Sonderbarkeiten. Diese reichen Säufer vereinigen manchmal ihre Excesse im Wein mit einem gewissen Grad von Gesundheit.

Der Trunkenbold unterscheidet sich in allen Stücken vom Säufer. Der Trunkenbold treibt die Trunkenheit bis zur Verthierung der Intelligenz und bis zu einer augenblicklichen Lähmung des ganzen Muskelapparats; er verachtet den Wein und befriedigt seine Trunkleidenschaft nur mit Branntwein oder sogar nur mit Absinth. Diejenigen, die sich mit Absinth berauschen, gerathen in einen Wahnsinnszustand, der so eigenthümlich accentuirt ist, daß man ihn den Absintherwahnsinn genannt hat. Einer dieser unglücklichen Sclaven des Absinth sagte eines Tags zu mir: „Ich spüre niemals was ich esse, ich spüre blos was ich trinke.“ Ich wollte einen dieser Trunkenbolde veranlassen einen Schritt zu seiner Heilung zu thun; ich wollte ihn zum Weingenuß bekehren. Wir dinirten zusammen, und in seinen Plaudereien selbst nach vollendetem Diner beurkundeten sich Geist und Vernunft. Ich verließ ihn einen Augenblick und gab ihm ein Rendezvous in der Oper. Er kam taumelnd und in einem Zustand gänzlicher Verthierung dort an; voll von Verachtung für das Diner, womit ich ihn regalirt, hatte er sich, als ich ihn verließ, in Absinth besoffen. Dieser Trunkenbold zählte nicht mehr als dreißig Jahre; er führt einen schönen Namen, ist unterrichtet, geistreich in seinen lichten Augenblicken; sein Vermögen beläuft sich auf mehr als 100,000 Franken Rente.

Der Trunkenbold gefällt sich nur in Gesellschaft von Trunkenbolden. Ich habe während meiner Direction der

Oper einen dieser vornehmen jungen Herren, die dem Trunk fröhnten, genau gekannt. Er ertheilte oft sieben bis acht Fiakern dieselben Befehle, ließ sich von den sieben bis acht Kutschern in eine Schenke außerhalb der Barriere begleiten, und brachte die ganze Nacht damit zu, daß er Branntwein trank und sich inmitten seiner Zechbrüder bis zum Thier herab erniedrigte.

Nach meiner Ansicht ist diese Trunksucht, von der ich so eben einige Züge bezeichnet habe, kein Laster mehr, sondern eine Krankheit, welche die größten Unordnungen in den Verdauungs-Funktionen, in den Funktionen des Verstandes und in den Funktionen des Herzens veranlaßt; eine Krankheit, die zu verfrühtem Alter, zu Lebensverachtung und vorzeitigem Tod führt.

Man verlange von einem Trunkenbold die Rückkehr zur Mäßigkeit und Nüchternheit nicht ohne Uebergang. Einige Tage Diät würden eher einen Paroxismus hervorbringen als den Kranken heilen. Ein Prälat hatte sich ganz sachte und allmählig in seiner Einsamkeit angewöhnt sich jeden Abend zu betrinken, und nun ersann er ein recht sinnreiches Mittel, um ins Geleise der Mäßigkeit zurückzukommen. Er gebrauchte als Glas eine Tasse von vergoldetem Silber; er ließ täglich einen Tropfen Wachs hineinfallen, und so verminderte er durch einen unmerklichen Uebergang die Capacität des Glases und die Quantität des Weines, den er trank. Bei ihm lag die Hauptsache darin, daß er nicht den verringerten Meßgehalt seiner Tasse durch allzuhäufiges Wiederholen ihrer Auffüllung hereinbrachte.

Ich wechselte einige Höflichkeiten mit einem Engländer,

der mir einiger Studien würdig schien. Er schickte mir seine Karte: sein Name war darauf umgeben von Flaschen, von Tänzerinnen mit gespannter Kniekehle, von Blumen und Vögeln, Alles fein gravirt. Er wohnte im Hotel Meurice und gab da häufig Engländern, mit denen er befreundet war, Diners, die um acht Uhr Abends anfingen und Morgens acht Uhr aufhörten. Sein Vater, der zu den reichsten Männern Englands gehört, besitzt die größte Vögelsammlung. Auch der Sohn hatte nur zwei Leidenschaften: den Wein und die Ornithologie. Er lud mich eines Tags zum Frühstück ein, und da kamen nur hart gesottene Eier der seltensten Vögel auf den Tisch, vom Ei des Rebhuhns an bis zum Schwanenei. Ich frühstückte. wie man frühstücken soll, denn ich frühstückte gar nicht.

Pitt, der schon mit 22 Jahren berufen wurde über die großen Angelegenheiten seines Landes zu Rathe zu sitzen, ließ sich in seinem vorgerückten Lebensalter zur Trunksucht hinreißen. Er schloß sich ein, um zu trinken, und oft verließ er das Unterhaus, um sich im Club zu berauschen. Eines Tags kam er mit einem seiner Freunde, der gleich ihm betrunken war, heraus. Sie gingen beide in die Kammer zurück, und da rief Pitt voll Erstaunen: „Der Tausend, ich sehe ja keinen Redner mehr." Sein Freund dagegen rief: „Und ich, ich sehe ihrer zwei." Der Eine sah nicht mehr, der Andre sah doppelt. Pitt suchte in der Trunkenheit Alles zu vergessen, was seine hohe Intelligenz und seine Menschenkenntniß ihn lehrten.

Beim Arbeiter und Soldaten begreift man einige Ausschweifungen im Trinken. Da sie an den Wein nicht ge-

wöhnt sind, so verlieren sie bald die Vernunft, die Sprache und die Sicherheit des Tritts. Aber muß man nicht auf den Gedanken kommen, daß der Reichthum diesen moralischen, wohlthätigen und antispasmodischen Einfluß der Arbeit nicht zu ersetzen vermöge, wenn man Tagdiebe von Millionären sieht, welche in gemeinen, schmählichen Saufereien die Leere ihres Herzens zu vergessen und ihre Vernunft zu verlieren suchen?

Ich habe lange Zeit in einer Restauration einen Halbnarren gekannt und getroffen, der originelle und zuweilen recht geistreiche Einfälle hatte. Eines Tags kommt er ins Café Anglais: „Ich bin sehr müde," sagte er zu mir, „ich spaziere schon seit acht Uhr herum." Darauf zieht er eine Flasche Bordeaux aus der Tasche und sagt: „Sehen Sie, das ist ein vortrefflicher Wein, Sie müssen davon kosten; Jedermann weiß, daß der Bordeaux durchs Reisen gewinnt, und ich lasse ihn seit heute früh um acht Uhr reisen."

Dieser selbe Halbnarr war es, der einmal im Theater Français mitten in einer ersten Vorstellung die Schauspieler unterbrach, sich in seiner Loge erhob und zum Publikum sagte: „Es ist sehr schlimm, meine Herrn, das müssen Sie gestehn, es ist sehr schlimm, das der Verfasser dieses Stücks nicht 50,000 Franken Rente besitzt: man könnte ihn vielleicht veranlassen kein so jammervolles Stück mehr zu machen."

Ich fragte einen jungen Narren dieses Schlags, der immer fieberisch aufgeregt war, die Nächte beim Spiel zubrachte und von einem Exceß zum andern überging, nach

dem Befinden eines gemeinschaftlichen Freundes. „Sprechen Sie nicht von unserm Freund," antwortete er, „er versimpelt gänzlich durch Lectüre."

Ein Engländer, mit dem ich öfter zusammentraf, machte mir vertrauliche Mittheilungen über seine Stellung und seinen Character. Sein Vermögen war unermeßlich; er hatte keine Familie mehr, er war Junggeselle. Das Leben war ihm zur Last, er hatte kein Laster, keine Liebhaberei zu befriedigen. Ich fürchtete einen Augenblick, er wolle mir Selbstmordspläne anvertrauen, aber es verhielt sich nicht so. „Ich habe," sagte er zu mir, „ein Mittel gefunden die Existenz zu ertragen. Ich habe einen Plan entworfen, welcher mich, wenn er ausgeführt wird, bis an die Grenzen des hohen Alters führen wird. Ich habe mir drei Reisewagen bauen lassen, deren Einrichtungen ich aufs genaueste ausgesonnen habe; ich habe mir die Aufgabe gestellt, in etikettirten Flaschen Wasser aus allen Flüssen und Strömen der Welt zu sammeln; aber ich werde leider den Kummer haben zu sterben, bevor meine Sammlung vollständig ist." Ist das nicht ein sehr verständiger und glücklicher Gebrauch des Lebens und eines großen Vermögens?

Ich habe noch mit einem andern Millionär zu thun gehabt, der sich aufs Reisen geworfen hatte. Er entwarf aufs Gerathewohl einen Reiseplan; er hielt sich in jeder Stadt nur auf um zu essen und zwei oder drei Tage im Bett liegen zu bleiben: sein Kammerdiener war beauftragt die Merkwürdigkeiten zu besehen, die kostbarsten Pfeifen und besten Cigarren aufzukaufen. Die Wissenschaften, die Lite-

ratur und die Künste wurden durch die Reiseberichte dieses modernen Christoph Columbus, dieses modernen Humboldt nicht sehr bereichert.

Eine Zeitlang war ich Tischgenosse eines reichen und generösen Ausländers, der wohl unterrichtet war und sich durch feinen Anstand, sowie durch eleganten Wuchs und ein Gesicht voll Adel und Schönheit auszeichnete. Er verbrachte sein Leben mit Liebesromanen, deren Anknüpfung und Entwicklung nicht über eine Woche Zeit wegnahm. Er war Abonnent der Petites Affiches, und in diesem Blatt suchte er die Heldinnen seiner Romane. Er verschaffte sich Namen und Adresse der Gesellschaftsdamen und selbst der Köchinnen, die Plätze suchten; seine Zeit reichte kaum aus zu allen Besuchen, die er in den Vorstädten und Mansarden zu machen hatte, und acht Tage lang war er der Desgrieux dieser vagabondirenden Manons. Er wählte ihnen einen Namen; er improvisirte ihnen eine Toilette; zuweilen waren es Trauertoiletten; er richtete ihnen eine Wohnung auf kleinbürgerlichem Fuße ein, dann ließ er sie sitzen.

Meine Neugierde und meine Geduld trugen mir auch vertrauliche Mittheilungen der geheimsten und wunderlichsten Art ein. Ein sehr reicher Finanzmann vertraute mir eines Tags sein auffallendes Liebesglück an: „Ich habe," sagte er, „alle meine Sympathien und Neigungen auf die Uhrmacherinnen geworfen." Es versteht sich von selbst, daß Mäklerkniffe die Herzensangelegenheiten dieses Mannes leicht zum guten Ende führten und ihm nur zu zärtlichen

Verbindungen mit abgefeimten Gaunerinnen verhalfen, welche Comödie zu spielen wußten und weder Bürgermädchen noch Uhrmacherinnen waren. Er war der glücklichste Mensch von der Welt und erzählte mir voll Vergnügen all die Wonnen seiner romantischen Verbindungen: „Meine Vorliebe oder vielmehr meine Leidenschaft für die Uhrmacherinnen führt gleichwohl einen Uebelstand mit sich," sagte er zu mir. „Schon seit einem Jahr steht meine Uhr und ich wage es nicht zu einem Uhrmacher zu gehn, weil ich überall fürchten muß eines dieser unglücklichen Mädchen zu treffen, die ich verführt habe."

Alle Pariser haben oft einen durch seine Bloshalsigkeit auffallenden alten Mann bemerkt, der sich ganze Stunden lang in den Conditoreien aufhielt und Zuckerwaaren aß, auf den Straßen und in den Theatern aber immer ein Buch in der Hand hatte. Es war der Fürst Kaunitz, Enkel des Fürsten Kaunitz, der gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts erster Minister der Kaiserin Maria Theresia war. Der Fürst Kaunitz, der sein Leben in den Straßen von Paris beschloß und sich bald in Butiken, bald auf Bänke und selbst auf Weichsteine setzte, hatte ein großes Vermögen verpraßt. Die Titel der Bücher, die seine Lieblingslectüre bildeten, will ich nicht sagen; als Zeichen legte er immer Frauenportraits in seine Bücher. In seiner Eigenschaft als ausgezeichneter Fremder hatte er Erlaubniß erhalten allen geheimen Sitzungen des Assisenhofes beizuwohnen. Gleich jenem Prälaten, von welchem St. Simon erzählt, dessen aufgefangene Correspondenz im Styl der plumpsten und rohesten Lüderlichkeit abgefaßt war, mußte

er zwei Adressen auf seine Briefe setzen, denn die verborgene Adresse zeugte immer vom schamlosesten Cynismus. In seinen Viertelstunden der Wohlhabenheit fuhr er häufig mit jungen Mädchen von wunderlichem Aufputz in offenem Wagen spazieren. Eines Tags fragte ich ihn, wer eine seiner neuen Genossinnen sei. „Es ist eine Obsthändlerin," antwortete er, „deren Bekanntschaft ich gestern machte, und die sich entschlossen hat mir zu Liebe ihren Korb auf einige Tage bei Seite zu lassen. Ich habe mit Herzoginnen angefangen," fügte er hinzu, „und endige mit Obstmädchen."

Ich lasse den Vorhang fallen über alle diese Regellosigkeiten der menschlichen Fantasie und Seele, Früchte des Müssiggangs und eines auf die traurigste, stupideste Weise vergeudeten Vermögens. „Was kann ein Weiser Gutes thun, der arm ist?" sagt Pindar. „Welches Unheil kann ein Reicher, der nicht weise ist, nicht anstellen?"

Wie oft trifft man solche reiche Tagediebe, die eine ganze Erbschaft, ein ganzes Vermögen zum Fenster hinauswerfen, sich mit feinen Diners, in Proscenien, mit eleganten Pferden und kostbaren Karrossen ruiniren, in den Nestern ungetreuer Täubchen, wo man sich gegenseitig und ohne alle Scheu verräth! Es muß für diese jungen Narren ein ungemeines Vergnügen von fünf Minuten sein, die Spitze ihrer lakirten Stiefel auf den Fußtritt eines mit eleganten Pferden bespannten Wagens setzen zu dürfen. Wie oft habe ich solche junge Verschwender gekannt, die in einem einzigen Jahr, ja zuweilen in drei Monaten ein durch dreißigjährige Arbeit erworbenes väterliches Vermögen durchbringen, nach diesem kurzen Rausch der Eitelkeiten aber

eines Tags allein ganz stille diniren, Euch die Hand drücken, Euch Lebewohl sagen, nach Haus zurückgehen, sich erhängen oder sich eine Kugel durch den Kopf jagen.

Welch ein schönes Leben, das seinen ganzen Glanz von Liebschaften, worüber sich alle Welt lustig macht, von eleganten Livreen und Pferdegeschirren, von einem Paar guter Traber borgen muß, um hierauf mit Selbstmord zu enden!

Um diesem Gemälde einen etwas heiterern Anstrich zu geben, füge ich hier die Federzeichnung eines meiner getreuesten Tischgenossen bei, eines armen, bescheidenen und glücklichen Menschen, den ich wohl nennen kann, denn seine Originalitäten sind voll Geist, seine Excentricitäten zeugen von einer Fülle des Wissens und der Bildung. Ich will von meinem Freund Fario von Saint-Ange sprechen, einem Sohn des Herrn von Saint-Ange von der französischen Akademie.

Er repräsentirt eine ganze Encyclopädie, deren Studium sehr interessant ist. Man glaube indessen nicht, daß er Alles gelesen habe, um Euch edelmüthig einen Theil seines reichen Schatzes an Wissen und Bildung zukommen zu lassen. Er ist blos aus Neugierde ein Gelehrter; wäret Ihr Arzt, Seekundiger, Trompeter, Kellner oder Koch, er wird Euch nicht von sich lassen, bevor er Euch Alles entlockt hat, was Ihr ihn lehren könnt. Was er weiß, das behält er für sich, und was er nicht weiß, das bezieht er unaufhörlich von Andern. Er liebt die lateinische Sprache, wie Duviquet sie liebte und wie Jules Janin sie liebt. Er las im Orchester der Oper häufig im Horaz, und dieser

liebenswürdige lateinische Dichter war es so zu sagen, der uns einander vorstellte. Herr von Saint-Ange hat mich oft veranlaßt, Tacitus, Juvenal, Virgil, Horaz und selbst die Autoren und Dichter aus der Zeit des Verfalls wieder zu lesen. Er kann an schönen Uebersetzungen und richtigen Ausdrücken eine Freude haben, die sein ganzes Leben auszufüllen vermöchte.

Herr von Saint-Ange war in der Kriegsschule erzogen, diente unter dem Kaiserreich, machte den Krieg in Spanien mit, und obwohl vorzugsweise ein Pfleger der Literatur, warf er beim Anblick des Feindes seinen Schild nicht weg: bei der Belagerung von Valencia wurde er zum Capitän ernannt, und bei der Belagerung von Lerida erhielt er das Kreuz der Ehrenlegion. In den hundert Tagen war Herr von Saint-Ange Unterpräfect von Mont-de-Marsan unter Harel, dem Präfecten des Departements der Heiden. Gegenwärtig ist er bei der Redaction des Journal des Debats angestellt und macht sich da durch seine bedeutenden geographischen und strategischen Studien bemerklich.

Er ist ein praktischer Philosoph, der niemals eine dauernde Liebe gehabt hat als für die Bücher, ein Mann von höchst seltener Uneigennützigkeit und Resignation, ein großer Theaterfreund, voll Bewunderung für Racine und Corneille, dabei mit einer geistreichen und boshaften Naivetät begabt.

Von Herrn von Saint-Ange erhielt ich eines Tags folgendes Billet, das von einem der anmuthigsten Geister des achtzehnten Jahrhunderts zu kommen scheint:

„Mein lieber Veron!

„Leihen Sie mir dreihundert Franken; Sie sind ein so glücklicher Mann, daß es nicht unmöglich ist, daß ich sie Ihnen zurückgebe."

Nach Verlauf von kurzer Zeit hatte Herr v. Saint-Ange seine Schuld abgetragen.

Ich sprach mit vielem Interesse von seinen Existenzmitteln für seine letzten Tage: „Seien Sie ruhig," antwortete er mir, „ich richte mich so ein, daß ich mit einer guten Krankenwärterin und allen möglichen Syrups sterben kann."

Der Director des Journal des Debats, Herr Armand Bertin sagte zu Herrn von Saint-Ange: „Sie sind gestern sehr früh vom Journal fortgegangen." — „Es ist wahr," antwortete Herr von Saint-Ange, „ich fürchtete, Sie könnten meiner bedürfen."

Bei einem Diner unter Freunden handelte es sich darum ein paar Verse von den vergessensten und unbekanntesten Dichtern zu citiren; Herr von Saint-Ange sagte folgenden gottlosen Vers:

„Ach wie viel Böses hat nicht Gottes Name gethan!"

„Dieser Vers," sagte Herr von Saint-Ange, „ist von Sylvain Maréchal, Verfasser eines Gedichtes über den Atheismus und des Wörterbuchs der Atheisten. Und wißt Ihr, wo ich einige Verse von dieser Richtung gelesen habe? In einem Kloster zu Saragossa. Einige Mann von der Compagnie, die ich als Capitän commandirte, übernachteten in der Bibliothek des Klosters, und um weicher zu liegen, hatten sie sich aus den Blättern der Bücher eine

Streu gemacht. Ich nahm und las auf's Gerathewohl einige dieser Blätter, und so bekam ich zu meiner großen Ueberraschung das Gedicht des Atheisten Sylvain Maréchal in einem Kloster zur Hand." Die Klöster in Spanien standen unter dem Schutz der Inquisition; sie waren sogar ermächtigt alle schlechten Bücher zu lesen, um ihre Lectüre zu verbieten.

Die Wißbegierde meines Freundes Saint-Ange hat sich niemals übersättigt; das Leben ist für ihn nur ein Schauspiel. Schon am frühen Morgen beim Erwachen will er wissen, von welcher Seite der Wind kommt. Von seinem Schlafzimmer und seinem Bett aus bemerkte er einst den Gipfel eines Hauses. „Ein Wetterhahn da oben wäre mir sehr nützlich," dachte er. Bald ermittelt er den Eigenthümer des Hauses, macht ihm einen Besuch und erbittet sich von ihm als den größten Dienst, den man ihm leisten könne, daß er an dem Platz, den er ihm bezeichne, einen Wetterhahn anbringen lasse. Der überraschte Eigenthümer willfahrt unserm Bittsteller mit der liebenswürdigsten Gefälligkeit. Und ich glaube, daß sich Herr von Saint-Ange blos darum gewöhnt hat früher aufzustehen, weil er sobald als möglich zu erfahren wünscht, ob der Wind von Norden oder Süden herbläst. Beim Anblick von kaum begonnenen Gebäuden rief Herr von Saint-Ange in meiner Gegenwart: „Was zum Teufel will man mir da machen?" Er wird einmal ganz vergnügt sterben, denn seine Neugierde wird einen großen Reiz darin finden sich an den Geheimnissen der andern Welt zu erlaben.

Indem ich hier einige seltsame Figuren skizzire, vermesse ich mich durchaus nicht ein Gemälde unserer gegenwärtigen Gesellschaft zu entwerfen. Frankreich ist dermalen mit Arbeiten, Speculationen, Industrie, Agricultur, Künsten und Wissenschaften vollauf beschäftigt. Unsere Gesellschaft ist weder müßiggängerisch, noch ausschweifend, und unsere reichen Kapitalisten werfen sich arbeitsam und kühn in den Gang der Geschäfte, um ihnen aufzuhelfen und den Staatscredit in Frankreich zur Blüthe zu bringen. Die verschiedenen Häuser Rothschild halten das Vermögen der Nationen aufrecht; Entdeckungen und Fortschritte für das allgemeine Wohl vervielfältigen sich mit jedem Tage. Die Staatsgewalt regelt, schützt, unterstützt und ermuthigt diese Vereinigung von Anstrengungen, diese nützliche Strömung der Ideen. Allerwärts nimmt die Bevölkerung in ungeheuren Verhältnissen zu. Man muß vor allen Dingen darauf denken sie zu ernähren, sie zu kleiden und gegen das Elend zu schützen. Das Elend ist ein schlechter Rathgeber.

Die Gesundheitslehre und die Moral reichen sich die Hand; der Müssiggang, die Entblößung und das Leiden haben bald alle Lasier und alle schlechten Leidenschaften in ihrem Gefolge.

Indem ich hier einige Gruppen von Originalen zeigte, wollte ich blos eine Thatsache und eine Wahrheit an's Licht stellen: nämlich, daß diese alten Familien der menschlichen Laster niemals aussterben; daß Juvenal, Martial, Persius und Petronius nicht blos die viehischen Laster des kaiserlichen Rom, sondern auch die schmachvollen Leidenschaften

aller civilisirten Gesellschaften und aller Jahrhunderte geschildert haben.

Glücklicherweise können die Moralisten heutzutage mit Freuden darthun, daß trotz vieler falschen Prediger, trotz aller politischen Umwälzungen unsere Gesellschaft sich wieder der Vernunft, der Ruhe, dem Recht, der Familienliebe und der Arbeitsamkeit zuwendet. Die Mehrheit sind heutzutage diejenigen, welche das Leben auf der rechten Seite fassen; die Minderheit diejenigen, die es verkehrt nehmen.

Zweites Kapitel.

Ueber die geheimen Fonds.

Die geheimen Fonds unter dem Kaiserreich, unter der Restauration, unter der Julimonarchie und unter der Republik von 1848. — Die Verhandlungen und Abstimmungen über die geheimen Fonds. — Aeußerungen des Herrn Molé über einen Gichtanfall. — Rosman und Gerin. — Die Pensionäre Gerins. — Die gelegentlichen Ausbezahlungen. — Die Ministerkrisen. — Ein Diner Gerins. — Das Lied von der alten Fahne. — Verwendung der geheimen Fonds. — Aufkauf von Journalen. — Eine projectirte Emeute. — Ein politischer Mäkler. — Ein Wichtigthuer. — Harel und Casimir Perier. — Harel und Rosman. — Die Restauration und die Juli-Monarchie. — Die Pré-aux-Clercs. — Madame Casimir. — Die 40,000 Franken des Wechselagenten Hamet. — Madame Dorus.

Alle Regierungen haben geheime Ausgaben gehabt.

Der Kaiser bestimmte in seiner Finanzverwaltung, die noch weit von Einfachheit und Vollkommenheit entfernt war,

die und die Einnahme für die und die besondere Ausgabe. Mit den Einnahmen vom Spielpacht z. B. wurden die geheimen Kosten der Polizei bezahlt; man bestritt damit zu gleicher Zeit den Lohn der Angeberei, sowie die Aufmunterung und Belohnung der Künste und der Wissenschaften.

In den ersten Jahren der Restauration wurden die finanziellen Gebräuche des Kaiserreichs beibehalten. Erst im Budget vom Ministerium des Innern vom Jahr 1823 findet sich ein spezielles Kapitel unter der Rubrik: geheime Kosten der allgemeinen Polizei.

Wir geben hier ein Zahlenverzeichniß der ordentlichen und außerordentlichen Kosten der allgemeinen Polizei unter der Restauration von 1823—1830, sowie unter der Julimonarchie und unter der Republik von 1830—1853.

Jahr.	Natur der Ausgaben.	Summen, die bewilligt und ausgegeben wurden. Fr.	Cts.
1823.	Ordentliche geheime Ausgaben der allgemeinen Polizei . .	2,200,000	—
	Außerordentliche	—	—
1824.	Desgleichen ordentliche . . .	2,200,000	—
	außerordentliche .	—	—
1825.	„ ordentliche . . .	2,200,000	—
	außerordentliche .	—	—
1826.	„ ordentliche . . .	2,000,000	—
	außerordentliche .	—	—
1827.	„ ordentliche . . .	2,000,000	—
	außerordentliche .	—	—
1828.	„ ordentliche . . .	2,000,000	—
	außerordentliche .	—	—
	Ueberzutragen .	12,600,000	—

Jahr.	Natur der Ausgaben.	Summen, die bewilligt und ausgegeben wurden. Fr.	Cts.
	Uebertrag .	12,600,000	—
1829.	Ordentliche geheime Ausgaben der allgemeinen Polizei . .	1,900,000	—
	Außerordentliche	—	—
1830.	Deßgleichen ordentliche . . .	1,500,000	—
	außerordentliche .	498,665	77
1831.	" ordentliche . . .	1,500,000	—
	außerordentliche .	1,469,646	94
1832.	" ordentliche . . .	1,500,000	—
	außerordentliche .	2,500,000	—
1833.	" ordentliche . . .	1,265,500	—
	außerordentliche .	1,200,000	—
1834.	" ordentliche . . .	2,465,500	—
	außerordentliche .	—	—
1835.	" ordentliche . . .	2,465,500	—
	außerordentliche .	—	—
1836.	" ordentliche . . .	2,465,500	—
	außerordentliche .	—	—
1837.	" ordentliche . . .	3,265,500	—
	außerordentliche .	—	—
1838.	" ordentliche . . .	2,765,500	—
	außerordentliche .	—	—
1839.	" ordentliche . . .	2,465,500	—
	außerordentliche .	—	—
1840.	" ordentliche . . .	1,957,990	—
	außerordentliche .	—	—
1841.	" ordentliche . . .	1,932,000	—
	außerordentliche .	300,000	—
1842.	" ordentliche . . .	1,932,000	—
	außerordentliche .	—	—
1843.	" ordentliche . . .	1,932,000	—
	außerordentliche .	—	—
	Ueberzutragen .	49,880,802	71

Jahr.	Natur der Ausgaben.	Summen, die bewilligt und ausgegeben wurden.	
		Fr.	Cts.
	Uebertrag .	49,880,802	71
1844.	Ordentliche geheime Ausgaben der allgemeinen Polizei . .	1,932,000	—
	Außerordentliche	—	—
1845.	Deßgleichen ordentliche . . .	1,932,000	—
	außerordentliche .	—	—
1846.	" ordentliche . . .	1,932,000	—
	außerordentliche .	—	—
1847.	" ordentliche . . .	1,932,000	—
	außerordentliche .	—	—
1848.	Verwaltung des Hrn. Duchatel, 1. Jan. bis 24. Febr. .	255,459	62
	Verwaltung des Hrn. Ledru Rollin, 24. Febr. bis 11. Mai .	841,867	8
	Verwaltung des Hrn. Recurt, 11. Mai bis 17. Juni 132,269 Fr. 54 Cts. 17—29. Juni 23,080 Fr. 76 Cts. .	155,350	30
	Verwaltung des Hrn. Senard, 29. Juni bis 15. Okt. .	418,971	77
	Verwaltung des Hrn. Dufaure, 15. Oct. bis 20. Dec. .	286,713	77
	Verwaltung des Hrn. Leon von Maleville, 20—30. Dec. .	5,000	—
	Verwaltg. des Hrn. Leon Faucher, 30. Dec. bis 16. Mai .	31,643	41
	Verwaltung des Hrn. Lacrosse, 16. Mai bis 2. Juni . .	300	—
	Verwaltung des Hrn. Dufaure, 2. Juni bis 30. Sept. .	15,230	99
	Ueberzutragen .	55,419,339	65

Jahr.	Natur der Ausgaben.	Summen, die bewilligt und ausgegeben wurden.	
		Fr.	Cts.
	Uebertrag .	55,419,339	65
1849.	Verwaltung des Hrn. Leon Faucher, 30. Dec. 1848 bis 17. Mai 1849	222,693	69
	Verwaltung des Hrn. Lacrosse, 16. Mai bis 2. Juni . .	10,715	35
	Verwaltung des Hrn. Dufaure, 2. Juni bis 31. Oct. 1849 .	317,726	36
1850.	Ordentliche geheime Ausgaben .	832,000	—
	Außerordentliche	—	—
1851.	Ordentliche	832,000	—
	Außerordentliche	700,000	—
1852.	Ordentliche	600,000	—
	Außerordentliche	—	—
1853.	Ordentliche	800,000	—
	Außerordentliche	—	—
	Summa .	63,934,475	5

So haben sich die geheimen Ausgaben von 1823—1853 auf die Summe von vierundsechszig Millionen belaufen; unter der Restauration machten sie durchschnittlich zwei Millionen jährlich aus. Im Jahr 1830 wurden sie auf 1,500,000 Franken herabgesetzt, dann kamen aber außerordentliche Ansprüche an die geheimen Gelder zum Vorschein, wodurch die Ausgaben wieder auf den alten Fuß gebracht wurden. Im Jahr 1831 beliefen sich die ordentlichen und außerordentlichen geheimen Fonds auf drei Millionen; im Jahr 1832, einem Jahr der Complotte und Emeuten, erreichen sie die Summe von 4 Millionen. Heut-

zutage ist die Ziffer der geheimen Ausgaben sehr herabgesetzt.

Seit 1823 war die Abstimmung über die geheimen Ausgaben in den Kammern alljährlich Veranlassung zu einer allgemeinen Schlacht; es waren dieß harte Tage für die Minister. Man suchte allen ihren Handlungen und jedem ihrer Worte etwas anzuhaben. Die Opposition rückte mit allen ihren Beschwerden in's Feld; die Gegner des Kabinets riefen die Minister bald auf das Terrain der auswärtigen, bald auf das Terrain der inneren Politik. Die großen Erörterungen währten mehrere Tage; alle oratorischen Talente prangten da in der schimmerndsten Rüstung ihres Geistes, ihrer Dialektik und ihrer Beredsamkeit. Diese politischen Turniere regten die öffentliche Neugierde lebhaft an, beunruhigten und hemmten aber den Gang der Geschäfte um mehrere Tage. Die Gutheißung der Polizeigelder war, wie man damals sagte, ein Vertrauensvotum, und man bemaß die wirkliche Kraft eines Kabinets in der Kammer nach der Mehrheit, welche die für die Ausgaben verlangte Summe verwilligte.

Diese großen parlamentarischen Schlachten waren Entscheidungstage und geschichtlich für das Ministerium. Unter dem Kabinet vom 15. April war Herr Molé Präsident des Conseils und Minister der auswärtigen Angelegenheiten; Herr von Montalivet, als Minister des Innern, war beauftragt die geheimen Fonds zu vertheidigen. Während dieser Erörterung bekam Herr von Montalivet plötzlich einen Gichtanfall, so daß er sich in seiner Rede unterbrechen mußte. Später, bei einer Conferenz, die ich als Gerant des Con-

stitutionnel mit diesen beiden Staatsmännern hatte, wünschte ich Herrn von Montalivet Glück zur Besserung seiner Gesundheitsumstände: „Ihre Gichtanfälle," sagte ich zu ihm, „scheinen weniger schwer und seltener zu werden." — „Ei, Sie täuschen sich, versetzte Herr Molé; hat Herr von Montalivet dieß Jahr nicht seinen Geheimenfondsanfall gehabt?"

Jedes Ministerium und jeder Minister machten sich sehr häufig auch eine geheime Kasse durch veränderte Verwendung spezieller Gelder; man spricht besonders von einer Gelegenheit, wo die für die Ausgaben des Marineministeriums bestimmten Kapitalien unter der Restauration eine bedeutende Summe abgeben mußten, deren die Kasse der geheimen Fonds des Ministeriums des Innern bedurfte.

Ich habe unter der Restauration und unter der Julimonarchie die Kasse der geheimen Fonds des Ministeriums des Innern so zu sagen in ihren Funktionen beobachtet. Wie ich bereits erzählt habe, war ich lange Jahre hindurch mit Rosman befreundet, und in Rosmans Kabinet habe ich sehr häufig mit Gerin gesprochen. Ohne einen Eigennamen anzugeben, ohne irgend Jemand zu verletzen, kann ich meinen Lesern einige Enthüllungen über die Verwendung der geheimen Gelder unter den verschiedenen Repräsentativregierungen, die auf einander folgten, zum Besten geben.

Mein Freund Rosman, der während der ganzen Restauration und beinahe bis zu den letzten Tagen der Julimonarchie Abtheilungschef war und dem Rechnungswesen im Ministerium des Innern vorstand, hatte auch die Kasse der geheimen Fonds unter sich. Gerin, der vor wenigen

Jahren starb, war während derselben Zeit Kassier beim Ministerium des Innern und folglich als Zahlmeister mit der Verwendung der geheimen Gelder beauftragt.

Rosman, in seiner Eigenschaft als Abtheilungschef, arbeitete mit dem Minister. Der Kassier Gerin wurde gleichfalls von dem Minister oft berufen, um bei dringenden und unvorhergesehenen Anforderungen an die geheime Kasse Rath zu schaffen. In dem Herzen des Abtheilungschef hätte leicht eine argwöhnische Eifersüchtelei gegen den Kassier entstehen können; aber beide waren rechtschaffene, erfahrungsreiche Männer, und sie hatten sich gelobt einander niemals zu täuschen und einander Alles zu sagen.

Ueberdieß hegten sie in gleichem Grad eine und dieselbe Leidenschaft, eine und dieselbe Liebe: es war die Leidenschaft, die Liebe für ihre Kasse; sie waren karg mit den Staatsgeldern wie mit ihrem eigenen Vermögen. Sie schätzten besonders diejenigen Minister, die mit den geheimen Fonds haushälterisch umgingen. Ich habe mehr als einmal Gerin ganz verstört in Rosmans Bureau hereintreten gesehen. „Man möchte seine Entlassung nehmen, sagte er zornig; der Minister hat uns schon wieder auf einen anonymen Schein hin zwanzigtausend Franken genommen.“ Wenn es sich darum handelte Polizeianweisungen mit einem Eigennamen zu bezahlen, so ergaben sie sich, da ihre Neugierde befriedigt wurde, bereitwilliger darein. Gleichwohl traf ich eines Tags Rosman bei unserem täglichen Rendezvous, das wir nach seinen Bureaustunden im Tuileriengarten mit einander hatten, ganz traurig und ver-

zweiflungsvoll. Sein innerlich gährender Zorn blieb lange Zeit stumm: „Es ist nicht mehr zum Aushalten, sagte er endlich zu mir. Man hat jetzt Herrn X auf unsere Kassen losgelassen.“

Die Zahlungen, die man von der geheimen Kasse erhob, waren theils monatlich, theils gelegentlich.

Die monatlichen Bezahlungen vertraten die regelmäßigen Belohnungen und Dienste, die geleistet worden oder fortwährend geleistet wurden. Diese Pensionen beliefen sich beinahe alle auf fünfhundert oder höchstens tausend Franken monatlich. Die Namen der Pensionäre, welche Gerin seine Kunden nannte, waren blos in ein Büchlein eingeschrieben, das so ziemlich dem Büchlein einer Wäscherin glich. In den ersten Tagen jeden Monats schlichen sich die Kunden Gerins an den Mauern des Ministeriums hin, schlüpften eine ziemlich schmale Treppe hinan und drückten rasch die Thürklinke Gerins auf; einmal bei ihm angelangt, schöpften sie neuen Athem. Wenn sie ihr Geld bekommen hatten, quittirten sie auf einem großen Register. Waren sie abwesend oder krank, so konnten sie es auf ein einfaches Schreiben hin, das als Empfangschein galt, durch Andere beziehen lassen. Diese Pensionen wurden auch in fremden Ländern regelmäßig ausbezahlt. Man empfing eine auf Sicht zahlbare Anweisung an einen Bankier. Für alle diese Pensionäre war Gerin ein Muster von einem Kassier und ein wahrer Familienvater.

Die gelegentlichen Bezahlungen von der Kasse der geheimen Fonds erregten bei Rosman und Gerin Unruhe und Entrüstung. Sie wollten sich nicht für Unbekannte

ruiniren, und es bestand zwischen ihnen ein gewisses Complott, um durch Raisonnements, Conjecturen und unaufhörliche kleine Listen zu erfahren, in welche Taschen ihr Geld sich verlor.

Nur übelberüchtigte und in der öffentlichen Meinung zu Grunde gerichtete Leute kamen keck und am hellen Tage, um sich an Gerins Kasse ihre Anweisungen bezahlen zu lassen. Einer dieser verrufenen Leute begegnete Gerin, nachdem er ihm zwei oder dreitausend Franken abgenommen hatte, und ließ sich's beigehen ihn zu grüßen. Gerin ging auf diesen allzuhöflichen Mann zu und sagte zu ihm: „Mein Herr, ich habe, wie Sie wissen, die Ausgaben der Polizei zu bezahlen: grüßen Sie mich also nicht mehr. Sie würden sich blosstellen."

Rosman und Gerin hatten es durch lange Studien so weit gebracht, daß sie die Namen beinahe all der Kostgänger der geheimen Fonds kannten, die unbekannt bleiben wollten. Sie waren auf dem Wege der Beobachtung zu folgendem Verfahren gelangt:

Wenn eine Ministerkrisis eintrat, glaubte Rosman an die Auflösung des Kabinets erst dann, wenn er gewisse Leute im Hof des Ministeriums herumirren und in den Vorzimmern Posto fassen sah. Rosman wußte, was diese Leute suchten und was sie sagen wollten. Sie kamen, um zu sagen: „Der König begeht einen großen Fehler, indem er auf Ihre Dienste verzichtet. Ganz Paris ist darüber aufgeregt. Die Fonds werden morgen fallen." Was sie suchten, das war Gerins Geld, das sie aber nur aus der Hand des Ministers empfingen.

Wenn der Moniteur gesprochen hatte, so saß der neue Minister kaum auf seinem Lehnstuhl, als auch bereits eine lange Schaar von Bittstellern hereinströmte und die Thüre seines Kabinets belagerte. Einer dieser Bittsteller verbrachte, um zu ihm zu gelangen, bevor er sich setzen konnte, die Nacht in einem großen mit schwarzer Wäsche angefüllten Koffer, der in einem Vorzimmer stand. Alle führten dann gegen die neue Gewalt eine und dieselbe Sprache. „Ihr Eintritt in die Geschäfte beruhigt alle Welt; das Vertrauen kehrt wieder. Ganz Paris erkennt die Weisheit des Königs an den Wahlen, die er soeben getroffen; die Fonds werden morgen steigen.“

Die Schlauköpfe, welche Tags zuvor gekommen waren, um den geheimen Schmerz des Mannes auszubeuten, der sich nicht mehr im Besitz der Gewalt befand, und die Schlauköpfe, die am folgenden Tag die stolze Freude des Mannes ausbeuteten, den man seit vierundzwanzig Stunden zu einem Staatsmann gemacht hatte, waren dieselben Personen. Rosman und Gerin, welche die Kosten der Komödie bezahlten, wußten allein, wie gewissenlos und falsch diese Schurken waren.

Wenn ein Minister mit eigener Hand eine gewisse Summe verschenkte, die den geheimen Geldern entnommen war, so verlangte er einen Empfangschein, der in einer seiner Schubladen verborgen bleiben sollte. Es entspann sich dann oft eine ziemlich traurige Erörterung zwischen dem Geber und dem Empfänger. Der eine verlangte für sein Geld eine Bürgschaft treuer Ergebenheit, der andere wollte das Geld nehmen, ohne förmliche Verbindlichkeiten für die

Zukunft einzugehen, und ohne sich durch seine Unterschrift bloszustellen.

Unter der Julimonarchie, kurz nach 1830 zeigte sich ein Minister, der mehr durch seinen Namen einem Kabinet Glanz verlieh, als daß er ihm durch sein Rednertalent viel geholfen hätte, selbst bei den vom König präsidirten Ministersitzungen so ungehalten, daß er von Entlassung sprach. Seine Privatangelegenheiten, sagte er, nehmen ihn in Anspruch, wenn er sich nicht schweren Verlusten aussetzen wolle. Sein Rücktritt würde das Ministerium aufgelöst haben, man unterhandelte deshalb mit ihm. „Brauchen Sie Geld? sagte sein College, der Minister des Innern; ich werde Ihnen morgen dreißigtausend Franken schicken.“ Der Vorschlag wird angenommen. Der Kabinetschef des Ministeriums des Innern erhält den Auftrag die dreißigtausend Franken zu überbringen. Aber er verlangte einen Empfangschein; dieser unterzeichnete Empfangschein gehört zu den merkwürdigen Aktenstücken in den geheimen Archiven der Julimonarchie.

Rosman hatte manches Kabinet entstehen und sich auflösen gesehen, und unter den vielen Ministern, die nach einander zur Gewalt gelangt waren, hatten einige, jedoch nur die Minderzahl, am Tag vor ihrem Abgang Rosman kommen lassen und also zu ihm gesprochen: „Ich habe während meiner Verwaltung ziemlich starke Summen von den geheimen Fonds bezogen. Sie und Gerin wissen es. Ich habe dem König darüber Bericht erstattet, aber ich wünsche, daß auch Sie beide die Namen der Empfänger wissen.“ Rosman und Gerin waren von diesen Vertrauensbeweisen

von Seiten gewissenhafter Minister gerührt und haben sich durch ihre discrete Schweigsamkeit derselben stets würdig gezeigt.

Unter der Restauration war die Regierung mißtrauisch und argwöhnisch. Gerin wohnte im Ministerium des Innern. Eines Tags lud er zwei Freunde, alte Militärs gleich ihm selbst, in seine bescheidene Wohnung ein. Die Erinnerung vom Bivouac und einige Gläser Champagner entzünden in ihrem Herzen die Liebe zum Ruhm und zum Regiment von Neuem. Sie vergessen sich in ihrer gedankenlosen Lustigkeit so weit; daß sie die alte Fahne von Beranger singen. Mitten während dieses dreisten Gesangs überrascht sie ein gegenwärtig abgetretener Ministerialbeamter, und am folgenden Tag weiß der Generalsekretär, Baron Capelle, die ganze Geschichte. Er läßt Gerin rufen und macht ihm bittere Vorwürfe über seine beinahe aufrührerische Lustigkeit von gestern. Herr Corbière, damals Minister des Innern, erfuhr durch Capelle das Verbrechen, das im Ministerialgebäude selbst verübt worden, und wollte den Kassir Gerin augenblicklich absetzen. Aber Capelle machte dem Minister ehrerbietig einige Bemerkungen, die vollkommen richtig waren. „Nehmen Sie sich in Acht," sagte er; „viele unsrer politischen Freunde sind die politischen Freunde anderer Minister und sogar anderer Regierungen gewesen. Bei allen Regierungen trifft man immer dasselbe Personal mit käuflichem Gewissen, dessen Gesinnungswechsel und verschiedene Preise Gerin genau kennt. Gerin bezahlt seit einer langen Reihe von Jahren alle politischen Lügen, Niederträchtigkeiten und Verräthereien; er wäre längst ein reicher Mann,

wenn er die Geheimnisse der Maskeraden der Repräsentativregierung preisgeben wollte." Corbière wurde nachsichtig, und man ertheilte blos Gerin den guten Rath, die Melodie und den Text seines Liedes zu vergessen.

Unter der Repräsentativregierung bezahlte die Kasse der geheimen Fonds Dienste aller Art. Sie diente dazu Leuten, deren Plaudereien, mit Beweisen begleitet, Waffen für die Opposition werden konnten, den Mund zu verstopfen; sie diente dazu die Gehalte von Beamten, Günstlingen eines Deputirten, Ministers, Prinzen oder irgend einer vornehmen Dame zu erhöhen. Zuweilen hat sie auch die Mitgift bei gewissen politischen Hochzeiten geliefert. Der Minister des Innern legte dann in das Körbchen der Braut eine Pension auf die geheimen Fonds für den Gemahl. Die Kasse der geheimen Fonds entschädigte häufig auch den einen oder andern Staatsbeamten, dessen Titel, Wohnsitz und Gehalt irgend einer parlamentarischen Größe für einen Verwandten oder Günstling gefiel. Der Beamte wurde dann in das gemeinsame Grab des Moniteur geworfen, das die Inschrift führt: Zu andern Funktionen berufen.

Gegen 1823 konnten eine große Anzahl Oberoffiziere und Generale nach Frankreich zurückkommen. Man mußte ihre Pensionen bezahlen; aber da der Kredit für Militärpensionen erschöpft war, so konnte man sich nicht anders helfen, als dadurch daß man diese Pensionen auf die geheimen Fonds anwies. Als die Kammern regelmäßig einen neuen Kredit bewilligt hatten, richteten es einige Generale so ein, daß sie vom Kriegsministerium ihre Pension bezogen, deßungeachtet aber die Anweisung beibehielten, die man ihnen

inzwischen für den Augenblick auf die geheimen Fonds bewilligt hatte. Mehr als einer dieser Generale, dessen Name populär war, machte nichtsdestoweniger, trotz dieser Vergünstigung von Seiten der Regierung, eine lebhafte öffentliche Opposition.

Die Kasse der geheimen Fonds wurde besonders während der Wahlen viel in Anspruch genommen. Sie bezahlte dann Auslagen aller Art und besonders die Kosten für improvisirte ministerielle Journale, womit man die Departements überschwemmte, und für Schmähschriften, die man massenhaft gegen die Kandidaten der Opposition verbreitete.

Unter Herrn von Villèle ersann und versuchte man eine neue Strategie gegen royalistische oder liberale Blätter, deren Unterdrückung in Folge der damaligen Gesetzgebung nicht gestattet war. Man stellte die geheimen Gelder aller Ministerien ins Feld, man nahm sogar zu der Privatkasse des Königs seine Zuflucht.

Das Ministerium Villèle zählte nach seinem Honigmonat bald mehrere Journale von glühendem Royalismus, den Drapeau blanc, den Foudre, eine royalistische Wochenschrift, die Oriflamme, die Quotidienne unter seinen Feinden. Dann wurde auch noch die Zahl der liberalen Blätter durch ein neues Blatt vermehrt, das den Titel tablettes universelles führte. Der Fürst von Talleyrand versah, sagt man, diese Revue, die großen Lärm machte und die Herren Thiers, Rabbe und Benjamin Constant zu ihren Hauptredakteuren hatte, mit seinen Notizen.

Der Vicomte Sosthènes de la Rochefoucauld wünschte diese Journale zu kaufen und suchte sich besonders die ab-

soluten Rechte als politischer Gerant derselben zu erwerben. Der Herr Vicomte trat dabei als ein einfacher Spekulant auf. Die Journale Oriflamme, Drapeau blanc, Foudre und Tablettes universelles ließen sich kaufen und hörten auf. Die Oriflamme wurde mit 180,000 Franken bezahlt, der Foudre mit 30,000, die Tablettes universelles mit ungefähr 200,000; Drapeau blanc dagegen konnte ebenfalls nur um einen sehr hohen Preis erkauft werden. Diese Händel gingen nicht ohne Scandal uud Anstößigkeiten aller Art vor sich. Herr Delatouche verwandte öffentlich eine ziemlich runde Summe, welche ihm Herr von Larochefoucauld hatte bezahlen lassen, um die Polemik des Mercure gegen die Direktion der schönen Künste zu mäßigen, für eine Subskription zu Gunsten der Griechen.

Herr Michaud, einer der Eigenthümer und Gerant der Quotidienne, war der einzige, der Widerstand leistete. Es gab zwar wohl einige Aktionäre dieses Journals, welche ihre Aktien wohlfeil an einen Agenten des Herrn von Larochefoucauld, einen gewissen Bonneau, Mitglied der Congregation und Generalinspector der Gefängnisse, abtraten. Aber Herr Michaud hielt Stand. Der unterzeichnete Gerant, ein gewisser Henri Simon, seines Zeichens Vaudevillist, bestritt Herrn Michaud seine Rechte als wirklicher Gerant. Einige Tage lang erschienen sogar jeden Morgen zwei Quotidienne, wovon die eine von Herrn Michaud, die andere von Henri Simon unterzeichnet war. Es kam zum Prozeß; aber Herr Michaud gewann ihn und wurde in allen seinen Rechten, sowie in seiner ganzen Unabhän-

gigkeit geschützt. So machte das Ministerium für die Quotidienne nutzlose und zwar ziemlich bedeutende Ausgaben aus den geheimen Fonds.

Das Journal des Debats seinerseits blieb Herrn von Chateaubriand getreu, den man mit so plumpem Hohn behandelt hatte; Herr von Chateaubriand war genöthigt worden binnen zwei Stunden aus dem Hotel der auswärtigen Angelegenheiten auszuziehen. Das Journal des Debats zählte unter seinen Lesern eine große Menge von Eigenthümern und einflußreichen Royalisten. Bei den letzten Wahlen, welche Herr von Villèle veranstaltete und in Folge deren er die Gewalt verlor, führte das Journal des Debats dieselbe Sprache wie die liberalen Journale: „Fluch über Herrn von Villèle! Herr von Villèle führt die Monarchie ihrem Untergang entgegen; er hat die Presse knechten, das Erstgeburtsrecht wieder herstellen gewollt; er will die Verfassung zerstören." Man wollte blos den Herrn von Villèle stürzen, aber man versetzte dem Königthum den Todesstoß; der Sturz des Herrn von Villèle zog sehr bald den Untergang der älteren Bourbonenlinie nach sich.

Die Regierung Carls X. hatte die öffentliche Meinung verletzt und in Harnisch gebracht, indem sie alle Schriftsteller mittelst der geheimen Fonds bestechen und erkaufen wollte.

Herr von Villèle wollte nach diesem großen Skandal dem Moniteur eine neue Redaktion und große Oeffentlichkeit geben. Aber um Vertheidiger zu finden, die vermöge ihres Talents etwas gälten, hielt er sich blos an die geheimen Fonds, und er scheiterte mit diesen, so oft versuch-

ten und nur seit dem 2. December gelungenen Plane, dem Moniteur einen zahlreichen Leserkreis zu verschaffen.

Unter der Restauration, unter der Julimonarchie und selbst unter der Republik von 1848 habe ich manche Minister ganz in der Nähe gesehen; alle bemühen sich um die Unterstützung und Lobsprüche der gelesenen und geachteten Journale und Schriftsteller, aber die Minister lassen sichs nicht angelegen sein die Ueberzeugungen der Schriftsteller aufzuklären sie so zu sagen auf dem Wege der Erziehung für die Pläne und Anstrengungen der Gewalt zu gewinnen; sie bemühen sich ganz einfach sie zu bestechen.

In seinen Studien über Bolingbroke charakterisirt Herr von Remusat, der abwechselnd Opositionsschriftsteller und Minister war, die Stellung des Literaten in den freien Staaten, wenn er sich in die Polemik wirft und ausschließlich Schriftsteller bleibt, sehr gut mit folgenden Worten: „Der politische Schriftsteller," sagt er, „wird in den Augen seiner Partei, und noch mehr in den Augen der Regierung, welcher er dient, eine sehr wichtige Person; aber er mißbraucht diese Wichtigkeit, weil er sie übertreibt; er vertheidigt sie, weil man sie bestreitet; man behandelt ihn mit Rücksichten, sogar mit Liebkosungen, ohne daß seine Schmeichler ihn immer sehr achten; er spielt mehr den Meister, als daß er Einfluß ausübt; er schilt ohne zu überreden, er dient grollend, er meint durch sein Geplauder zu herrschen, durch sein Geschreibe zu handeln; er beklagt sich, daß man nicht genug auf ihn hört, und droht beständig diese Leute zu verlassen, die, sagt er, ins offene Verderben rennen würden, wenn er sie nicht täglich rettete."

Der politische Schriftsteller folgt nur einem Gefühl persönlicher Würde, indem er sich bei der Regierung, welcher er dient, Gehör verschafft und in Achtung versetzt. Es ist ein so angenehmer und so leichter Ruhm gegen die Regierungen zu deklamiren! und es ist ein so beargwöhnter und undankbarer Beruf sie zu vertheidigen! Man weiß dem Oppositionsschriftsteller Dank für abgeschwächte Ausdrücke, für nicht ganz entwickelte Beweisführungen, für einige Schattirungen und für gewisse persönliche Rücksichtsnahmen. Die Minister halten besonders sehr darauf, daß man sie nicht nenne, wenn man sie tadelt; sie wünschen alle, daß die Vorwürfe gegen ein abstraktes Wesen, den Minister des und des Departements, gerichtet werden. Ich habe daher auch mehr als einen Oppositionsschriftsteller gesehen, der mit ministeriellen Gunstbezeugungen überhäuft wurde. Ich habe einen dieser Schriftsteller, den Direktor eines allen Kabinetten feindseligen Journals, gekannt, welcher die Ehre einer unabhängigen Feder und die Freigebigkeiten der Gewalt in seiner Person zu vereinigen wußte. Er stellte die Sache also an: „Ich habe, sagte er zu mir, blos die nöthige Geduld und Aufmerksamkeit, um von den Ministern nur dann Gunstbezeugungen zu verlangen, wenn sie sich in den letzten Zügen befinden. Gegen Minister, die im Abzug begriffen sind, kann ich, ohne mich zu compromittiren, meine Feindseligkeiten einstellen. Und sie belohnen mich mit Vergnügen schon zum Voraus für den Krieg, den ich alsbald ihren Nachfolgern erklären werde."

Dem Schriftsteller, welcher der Regierung dient, gelingt

es selten sie zu befriedigen; er spricht immer zu viel und lobt niemals genug.

Endlich bezahlten die geheimen Fonds selbst polizeiliche Beaufsichtigungen und Ausgaben. Unter der Julimonarchie hatten einige bedeutende Mitglieder des Kabinets ihre Entlassung eingereicht; das Kabinet war aufgelöst zum großen Mißvergnügen einiger Minister, die sich mit Bedauern gleichfalls zum Rücktritt genöthigt sahen. Diese letzteren wenden sich an einen pfiffigen alten Spürhund: „Sehen Sie, sagen sie zu ihm, ob sich nicht eine Emeute vorbereitet, die bei Gelegenheit unseres Rücktritts losbrechen könnte.“ Gerin lieferte für diese Expedition eine Summe von fünfundzwanzigtausend Franken.

Dieser Professor der hohen Polizei kommt nach vierundzwanzig Stunden zurück und versichert, die geheimen Gesellschaften seien nicht einmal permanent. Die Minister, „die sich auf die Straße gestellt sehen und ihren Rücken nicht der Schmach darbieten wollen,“ zeigen das lebhafteste Erstaunen, beharren bei ihrer Meinung und eifern: „Ei was, Sie täuschen sich, Sie müssen falsch berichtet sein; wir wissen ganz gut, daß große Gährung herrscht und daß Paris nicht ruhig ist.“ — „Ich versichere Sie, antwortete der Mann der fünfundzwanzigtausend Franken, daß es keine Emeute geben wird; aber wenn Sie durchaus eine haben wollen, so geben Sie mir fünfzigtausend Franken, und Sie sollen schon heute Abend Zusammenrottungen haben.“

Unter den absoluten Regierungen wimmelt es am Hof von Schranzen und Schmeichlern; unter den parlamenta-

rischen Regierungen sind Käuflichkeit, Schmeichelei und Niederträchtigkeit hauptsächlich in den Vorzimmern und den Salons der Minister zu Hause. Die Gewalt ist eine schwere Last, und diejenigen, die sie auf ihren Schultern tragen, bedürfen der Stütze, der Hülfe und Ermuthigung. Die politischen Redner, die nur mit der Degenspitze des Wortes ein Portefeuille erobern und vertheidigen können, sind neugierig und unruhig zu erfahren, was man von ihnen spricht und denkt. Die Beredten beben vor den großen Schlachten nicht zurück; aber selbst sie und besonders die Pfiffigen, die gerne ausweichen, unterhandeln während der Sitzung mit den Führern und Hauptrednern der Opposition und schließen allerlei Vergleiche in Bausch und Bogen mit ihnen ab.

Rosman hat mir oft einen dieser Geschäftsleute, dieser schlauen und geriebenen Unterhändler gezeigt, der Gelegenheit hatte unter der Restauration tüchtige Polizeistudien zu machen, und der während der ganzen Dauer der Julimonarchie alljährlich seine dreißigtausend Franken von den geheimen Geldern der verschiedenen Ministerien einsackte. Ich habe sogar ein paarmal mit dem Manne gesprochen.

Er war ein Fünfziger, hatte eine kosende Stimme, honigsüße Worte, und wußte sich gut auszudrücken; er zielte mit richtigem Blick und wußte mit Gewandtheit und Sicherheit alle Nervenäste der Eitelkeit, des Hochmuths und Ehrgeizes eines Ministers zu treffen. Sein Verfahren war ganz einfach. Wenn Herr Thiers Minister war und Tags zuvor gesprochen hatte, so eilte dieser durchtriebene Pfiffikus am folgenden Tag herbei. „Welch schönen Erfolg ha-

ben Sie nicht gestern gehabt! Sehen Sie, ich komme eben von Herrn Guizot, und er gestand nicht ohne einen gewissen Aerger, daß man unmöglich besser sprechen könnte." So lang Herr Guizot am Ruder saß, führte er dieselbe Sprache gegen ihn und kitzelte seinen Stolz mit denselben Lobsprüchen, die er Herrn Molé oder Herrn Thiers in den Mund legte. Dieser politische Mäkler beschäftigte sich auch damit für die Opposition auszuspüren, was man im Ministerium vorhatte, und für das Ministerium, was die Opposition im Schilde führte. Am Vorabend der großen oratorischen Kämpfe ließ er sich's besonders angelegen sein der Regierung zum Voraus die Beweismittel ihrer Gegner, ihre strategischen Pläne und ihre Kriegslisten zu enthüllen. Einen gewandteren Fuchsschwänzer als diesen politischen d'Antin kann man sich nicht denken. Er hatte so zu sagen als Philosoph das Herz aller unserer Minister secirt, und seine jährlichen Einkünfte waren sicher hypothekirt auf all die fieberischen Narrheiten und naiven Schwachheiten, welche der Durst nach Lob und das leidenschaftliche Verlangen nach der Gewalt hervorrufen.

Ich will noch von einem andern Manne erzählen, den ich niemals gesehen und gesprochen habe, den aber Rosman und Gerin gerne Zug für Zug schilderten, und dessen ganzes Gebahren sie mir lachend erzählten.

Dieser ziemlich komische Bursche, der in kleinen Tagesintriguen einen lebhaften Geist vergeudete und zum Fenster hinauswarf, (Rosman ist es, der spricht) hatte, nachdem er mit einem gewissen Talent die Restauration bedient und vertheidigt, die Gewandtheit achtzehn Jahre lang unter

Ludwig Philipp glauben zu machen, daß die politische Kutsche ohne ihn nicht mehr gehen könne, und achtzehn Jahre lang hat er Blut und Wasser geschwitzt, überall den Diensteifrigen und Nothwendigen gespielt und zuletzt wie die Mücke Lafontaines gesagt:

Hab viel gethan, damit ihr kamet in die Flur,
Ihr Herren Gäule, zahlt jetzt meine Mühe nur.

Ueber die ganze Dauer der Julimonarchie wußte er, indem er sich beständig herumtrieb, und vermittelst geistreicher neuer Erfindungen, mit Gewandtheit aus der geheimen Kasse zweier Ministerien zu schöpfen und erwarb sich auf diese Art zwei schöne Pachthöfe, deren Zins regelmäßig bezahlt wurde und sich auf 18—20,000 Franken belief.

Aber auch welch ein liebenswürdiges savoir vivre! Er war schriftlich und mündlich stets Euer lieber Freund. Wenn er Euch von weitem sah, rief er in hochvergnügtem Tone: „Ei wie gut Sie aussehn!" Ihr konntet Euch vor ihm jedes Urtheil, jede noch so paradoxe Bemerkung erlauben; er hat niemals gewußt, was Widerspruch heißt, und seine Gedanken sind stets bereit Rechtsumkehrt zu machen, um sich den Eurigen zu nähern. Er hat eine wahre Wuth Dienste zu leisten und Jemand zu protegiren. Vertrauet jedoch seinen freundlichen Anerbietungen und seiner Macht nicht allzu sehr.

Wie viele lustige Kniffe, wie viele gut ausgesonnene Erzählungen, wie viele kleine Bühneneffekte, wie viele geistige Krafttouren, um seinen Einfluß und seine hingebungsvolle Treue recht wahrscheinlich zu machen und um Euch zu einer erkenntlichen Ueberzeugung zu führen! Er hat

eine ganz eigene Sprache, sagte Rosman, und alle Schwierigkeiten, alle Verlegenheiten, seien sie groß oder klein, erbietet er sich wie Schnee schmelzen zu machen an der Wärme seiner Ergebenheit. Wenn ein Minister wegen der Kammerabstimmung über einen Gesetzesentwurf etwas unruhig war, verlangte dieser Doktor Umsobesser blos zwei Tage, um eine imposante Mehrheit anzuwerben. Nach Verfluß von achtundvierzig Stunden kam er mit triumphirender Miene herbeigelaufen: „Ich bin bei allen meinen politischen Freunden gewesen, sagt er: sie stimmen alle für Sie." Handelt es sich um eine Wahl, so stürzt er athemlos herein und sagt, sich die Stirne wischend: „Ihr Candidat ist so gut wie schon ernannt; ich habe das ganze Departement am Schnürchen; machen Sie sich wegen der Geistlichkeit keine Sorgen, ich habe sie in der Hand." Und er kramte seine Albernheiten mit einer Sicherheit aus, die sich durch Nichts aus dem Concept bringen ließ, er würzte sie mit den pikantesten Details über Personen, mit allerliebsten Fabeln über alle seine geheimen Schliche. Er hatte sich in seine Rolle so gut eingelernt, daß er zuletzt selbst alles glaubte, was er ausheckte. Dieser Schwätzer, der sich nothwendig zu machen weiß, besitzt Schwung, Munterkeit, die gefälligste Philosophie und eine unversiegbare Erfindsamkeit. Er ist ein Zauberer, der Euch blos eine lachende und goldene Zukunft prophezeit. Er macht Jedermann eine solche weiß, und in seinen Stich- und Schlagworten schröpft er zu Eurer großen Belustigung Eure Gegner. Er ist ein Taugenichts, der aber belustigt, beruhigt und tröstet.

Diese Rolle, die er achtzehn Jahre lang aufs Vortrefflichste bei den Männern der Gewalt zu spielen wußte, setzt er noch immer inmitten seiner Verwandten, seiner Kameraden oder auch in der ersten besten Gesellschaft fort. Er sagt Euch ohne zu lachen: „Wir standen im Begriff große Dinge zu thun, Herr Guizot und ich, wenn das Ministerium vom 29. Oktober nicht gestürzt worden wäre.“ Alle Morgen ließ er sich im Cabriolet mit verhängten Zügeln vor eine Thüre des Ministeriums des Innern führen und stieg dann mit großem Lärm an der andern Thüre wieder zu Wagen. Von da ging er ins Café Desmares, um zu frühstücken, und wenn er Euch da erwischen konnte, rief er Euch entgegen: „Ich bin ganz ausgehungert; heute früh um sieben Uhr hat man mich ins Ministerium rufen lassen, und seit sieben Uhr arbeite ich mit dem Minister.“

Es liegt Berechnung, eine ganze Spekulation in diesen Schaustellungen eines Politikers, der fortwährend die Gewalt umschwänzelt und den stets gut unterrichteten Vertrauten spielt. Dieser charmante Schmeichler weiß auch zuweilen auf Sicht zahlbare Anweisungen an die Kassen unsrer großen Finanzmänner und kühnen Geschäftsmäkler zu erhaschen, indem er allerlei Brocken von Neuigkeiten, die er da und dort aufgeschnappt hat, an sie verschachert und seinen Mährchen stets die größte Wahrscheinlichkeit zu geben versteht.

So viele Mühen, so viele Sorgen, so viele Abfindungen mit seinem Gewissen haben gleichwohl diesem armen politischen Industrieritter zu keinem Vermögen verholfen. Er mußte, sagt Rosman, alte Journalisten, Literaten, Redner mit der Reizbarkeit von Poeten zu Ministern haben,

um seine glücklichen Einfälle, seine attischen Schmeicheleien und seine sinnreichen Fabeln an den Mann zu bringen. Dieser geistreiche Mann gehört zu denjenigen, die unter den Trümmern der Rednerbühne erdrückt und begraben worden sind.

Gerin und Rosman, die mich einige von den Kuriositäten dieser Zauberlaterne der geheimen Fonds sehen ließen, machten nur um baar Geld Politik, und ihre Beweisführungen erklangen oft weit lauter, als die entschiedensten Reden der Opposition; bei den großen parlamentarischen Komödien waren häufig sie diejenigen, welche die Fäden in der Hand hielten und mehr als einem Acteur seine Rolle einbliesen.

Gerin und Rosman waren honette Leute; aber sie sahen und beurtheilten die Politik nur von ihren schlimmen Seiten. Die ehrlichen Herzen, die unbestechlichen Ueberzeugungen figurirten nicht in ihren Hauptbüchern.

Unter der parlamentarischen Regierung genügten übrigens die geheimen Fonds nicht, um die unentschlossenen und schwankenden Seelen zu verführen und zu erkaufen. Ich will in diesen Memoiren Niemand den Prozeß machen; aber von allen Ministern, welche unter der Repräsentativregierung die Angelegenheiten Frankreichs leiteten, wird mich keiner Lügen strafen, wenn ich hier sage, daß mehr als ein Deputirtengewissen sich häufig unter bestimmten Bedingungen ergeben hat.

Die Verlängerung einer großen Straße, eine Zweigbahn, wodurch gewisse Güter in ihrem Werth stiegen, die Unterbringung eines Sohnes und häufig einer ganzen Fa-

milie in der Verwaltung (ich spreche weder von den Tabaksbureaux noch von den Postämtern), das waren häufig die Ergänzungen der geheimen Fonds, und sie lasteten noch schwerer auf dem Land, als die Verschleuderung einer gewissen Summe der Staatsgelder.

Ich bin weit entfernt behaupten zu wollen, daß Ehrlichkeit und Patriotismus niemals auf den Bänken der zwei Kammern gesessen; aber Rosman und Gerin hegten die feste Ueberzeugung, daß Politik und Unschuld himmelweit verschiedene Dinge seien. In ihrem ehrlichen Unwillen hatten sie weit größere Achtung vor der Regierung der Restauration als vor der Monarchie Ludwig Philipps. Ueber alle Dinge wohl unterrichtet, behaupteten sie, daß unter der Restauration die Deputirten weniger zudringliche Bittsteller gewesen seien: „unter der Restauration, sagten sie, lief man, wenn sich zufällig einmal ein Deputirter in den Bureaux einstellte, auf allen Ministerien zusammen, um ihn zu sehen, wie wenn es etwas sehr Merkwürdiges zu schauen gäbe.“ Während der fünfzehn Jahre der Restauration wurden die Wahlen unter dem Einfluß von Meinungen und Ueberzeugungen vorgenommen; während der achtzehn Jahre der Julimonarchie standen sie lediglich unter dem Einfluß der Interessen.

Die Restauration war ein ritterliches und entscheidendes Duell zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart; die Regierung Ludwig Philipps war ein fortgesetzter Versuch Auskünfte zu treffen.

Rosman und Gerin hatten in den Verwaltungscoulissen, wo sie lebten, die beste Gelegenheit das Maß der

großen Personen zu nehmen, das Niveau der Gewissen zu würdigen und zu vergleichen, das Getrieb- und Räderwerk dieser ungeheuren Regierungsmaschine arbeiten zu sehen, wo die Nothwendigkeiten der Politik und die Interessen einer guten Verwaltung so häufig einander zuwiderlaufen. Die Stellung Rosmans und Gerins erinnerte mich an die dienstbaren Geister bei einem Theater, die ihre Abende und Morgen da zubringen, die Alles sehen, Alles hören, besser als irgend Jemand die Schauspieler und die Stücke beurtheilen können und häufig die sichersten Orakel einer Niederlage oder eines Erfolges sind. Ich habe deßhalb in diesen Memoiren Rosman und Gerin einen ziemlich großen Platz anweisen müssen, weil sie beide vermöge ihrer Rechtschaffenheit, ihrer Uneigennützigkeit und ihrer strengen Pflichttreue das vertraten, was man in früheren Zeiten einen Ehrenmann nannte.

Bei Rosman und Gerin fand man alle Liebhabereien und Gewohnheiten eines Pariser Bourgeois wieder: sie verlangten alles zu wissen, sie waren sehr auf Neuigkeiten erpicht; sie liebten das Theater sehr; sie hatten, als Rechnungsführer und Kassier des Ministeriums des Innern, in allen Theatern, welche Staatsunterstützung erhielten, ihre bestimmten Plätze. Gerin war schwatzhaft und man mußte ihn anhören. Er konnte einem Minister so lange vorjammern, bis er mit einem einzigen Federstrich fünf oder sechs Namen von Pensionären strich. Rosman und Gerin waren beide von hoher Statur und hatten eine Art von Hof um sich. Ihre Kunden waren emsige Schmeichler und pünktliche Hofschranzen. Rosman und Gerin wurden von ihrer gan-

zen Kundschaft gehätschelt, angehört, bewundert, umschmeichelt und angebetet.

Harel hatte während seiner Direktion des Odeon von der Kasse des Ministeriums des Innern eine Unterstützung zu beziehen. Er bot all seinen Geist auf, um die Freundschaft Rosmans und Gerins zu kultiviren. Er wußte sich durch die sinnreichsten Mittel Zutritt zu den Kassen der geheimen Fonds zu verschaffen.

Als Direktor der Porte-Saint-Martin kam er eines Morgens zu Casimir Perier, dem Minister des Innern, und redete ihn wörtlich also an: „Herr Minister, es gilt mein Theater und die Ehre meines Namens zu retten: ich bedarf 10,000 Franken.“ Casimir Perier hatte das Theater Harels schon mehr als einmal gerettet. „Ich kann Ihnen dießmal nicht helfen,“ sagte er. — „So bleibt mir also nichts übrig, als daß ich mir den Hals abschneide.“ — „He da, Herr Harel, lassen Sie doch diese Komödie.“ — „Es ist eine Tragödie,“ versetzt Harel. Der Minister ließ sich eben rasiren; Harel nimmt dem Barbier das Rasirmesser aus der Hand; der Minister und der Barbier halten erschrocken den Arm Harels fest, und das Theater Porte-Saint-Martin wurde noch einmal gerettet.

Rosmans gewandte Protektion verschaffte Harel eines Tags ebenfalls neue Subsidien; durch eine jener betäubenden Plaudereien, worin Harel sich auszeichnete, bestimmte er Rosman sich bei dem Minister für ihn zu verwenden. Herr Thiers war der Gegenstand des Gesprächs. Rosman war Herrn Thiers sehr zugethan und Herr Thiers hatte großes Wohlgefallen an Rosman wegen seiner Erfahrung

und Geradheit. Unsere beiden Plauderer gefielen sich darin die großen und kleinen Eigenschaften des Deputirten von Aix als Staatsmann, Schriftsteller und Redner zu studiren. Sie inspirirten sich gegenseitig mit lebhaften Bemerkungen und pikanten Witzen; sie waren heiter und im besten Zug. Rosman mit seiner hohen Gestalt schritt dabei in seinem Bureau auf und ab. Auf einmal hält Harel ihn an und unterbricht ihn, um ihm zu widersprechen: „Ei, sagte er, etwas fehlt Herrn Thiers doch. Und wissen Sie, was ihm fehlt? es fehlt ihm, daß er so groß ist wie Sie."

Rosman und Gerin schickten als gute Kameraden einander die ehemaligen Berühmtheiten und hübschen Damen unserer Theater zu, wenn sie kamen, um ihre Pensionen zu beziehen oder in's Reine zu bringen, ja sie lauerten ihnen beinahe auf. Gegen das Ende der Julimonarchie hatten sie ihrer mehr als fünfzig; aber die Tage, wo sie irgend eine alte Fee, eine erste Tänzerin, eine Dugazon, eine Célimène, sämmtlich zur Ruhe gesetzte Größen, im Gange aufhalten konnten, waren für sie gute Tage.

Rosman besonders war ein Musiknarr und eingestandenermaßen auch ein Weibernarr. Er verschaffte sich auf diese Art oft das Vergnügen von Theatern und lustigen Possen aller Art zu schwatzen.

Diese Liebe Rosmans zum Theater veranlaßte ihn sogar zu einigen unklugen und leichtfertigen Streichen; ich hatte das Glück Alles wieder gut zu machen und ihn aus der Verlegenheit zu ziehen. Die Sache verhielt sich folgendermaßen:

Das Theater der komischen Oper war kurz nach der

Revolution von 1830 geschlossen worden. Rosman, der das ganze Vertrauen des damaligen Ministers des Innern, Grafen von Argout, besaß, wurde von Schauspielern und besonders Schauspielerinnen sehr lebhaft angegangen; es handelte sich darum, von dem Minister die Erlaubniß zu Gründung einer neuen Gesellschaft auszuwirken, deren Gerant der ehemalige Schauspieler Paul Dutrecht sein sollte. Nachdem die Einwilligung unterzeichnet war, zog die alte Truppe des Feydeau-Theaters im Theater des Börsenplatzes ein, welches Anfangs dem Nouveautés-Theater als Asyl diente und später das Vaudevilletheater wurde. Rosman dirigirte das neue Feydeau-Theater von seinem Kabinet aus; er war in Alles eingeweiht, wußte welche Stücke angenommen, welche Künstler engagirt wurden, er kannte den Stand der Ausgaben und Einnahmen; er beherrschte das Repertoir; die Debütantinnen wurden ihm vorgestellt.

Das Theater meines Freundes Rosman machte schlechte Geschäfte, und in seiner Freundschaft für diese Gesellschaft von Schauspielern und Schauspielerinnen bestimmte Rosman einen ihm befreundeten Wechselagenten Namens Hamet ihnen auf künftige Erfolge hin vierzigtausend Franken zu leihen. Mit Hilfe dieser Summe wurde die Pré aux Clercs, eine dreiaktige komische Oper, Text von Planard, Musik von Herold, recht anständig ausgestattet. Die erste Vorstellung des Werks hatte einen sehr großen Erfolg; man besaß ein Kassenstück. Madame Casimir und Madame Ponchard sangen die ersten Rollen. Am folgenden Tag erklärt Madame Casimir, sie sei leidend und müsse sich meh-

rere Monate lang von der Bühne fern halten. Niemand im Theater konnte sie ersetzen. Rosman, Hamet und die Autoren waren in Verzweiflung. Am Tag, wo diese traurige Nachricht oder vielmehr diese Verschwörung bekannt wurde, dinirten Rosman und Hamet bei mir; ich war damals Direktor der Oper.

Rosman und Hamet kommen zuerst und klagen mir ihren Kummer. Ich sagte da zu ihnen: „Sie können ganz wohlgemuth speisen; die Pré aux Clercs wird in sehr wenigen Tagen wieder zur Aufführung kommen. Sie werden vielleicht drei Monate lang sehr schöne Einnahmen haben, und Ihnen, Herr Hamet, wird man Ihre vierzigtausend Franken zurückbezahlen. Schreiben Sie nur Herrn Paul Dutrecht, er möchte sich heute Abend um acht Uhr hier einfinden.“ Man glaubte an meine Worte und ich sah nur noch lächelnde Gesichter um mich her.

Ich ging folgendermaßen zu Werk:

Ich ersuchte Herrn Paul Dutrecht sich zu Madame Casimir zu begeben und ihr folgendes ernstlich gemeinte Ultimatum zu überbringen.

„Ihre ob nun wahre oder falsche Unpäßlichkeit ruinirt das Theater; die komische Oper wird morgen ihre Thore schließen; man schuldet den Choristen, man schuldet den Musikern und selbst den Maschinisten. (Alles das war wahr.) Wenn Sie darauf beharren von der Bühne weg zu bleiben, so geben Sie mir Ihre Rolle zurück. Ich verhehle Ihnen nicht, daß wir die Absicht haben Madame Dorus von der Oper um Uebernahme derselben zu bitten. Wir

sind überzeugt, daß wir die Einwilligung des Herrn Veron erhalten werden."

Madame Casimir gab bereitwillig und unter lautem Lachen, das über die Bedenklichkeit ihrer Krankheit vollkommen beruhigte, ihre Rolle zurück. „Herr Veron, sagte sie, wird Ihnen Madame Dorus nicht leihen; aber selbst wenn er generös genug wäre dieß zu thun, so wird Madame Dorus drei Monate brauchen, um eine Rolle schlecht zu singen, die ich in vierzehn Tagen gelernt habe; sie wird zehn bis zwölf Repetitionen verlangen; sie kann keine zwei Phrasen im Dialog sprechen, und mit Madame Dorus wird die zweite Aufführung der Pré aux Clercs in fünf oder sechs Monaten stattfinden können. Meine Rolle ist sehr wichtig, ich habe einen sehr großen Erfolg darin gehabt, und Ihre Madame Dorus wird das Stück zu Grunde richten."

„Alle diese Gründe, antwortete der verlegene Direktor, sollten Sie bestimmen morgen zu singen." Aber seine Bitten blieben vergeblich.

Herr Paul Dutrecht und ich begeben uns hierauf zu Madame Dorus: „Es handelt sich darum, sagte ich zu ihr, ein Theater, den Ruhm Herolds, die Partitur der Pré aux Clercs zu retten; es handelt sich darum Madame Casimir in der Pré aux Clercs zu ersetzen. Sie haben nicht blos meine Einwilligung, sondern es versteht sich auch von selbst, daß ich von den Honoraren, die man Ihrer Gefälligkeit und Ihrem Talent schuldet, nichts in Anspruch nehmen werde." — „Meine Collegen von der komischen Oper, antwortete Madame Dorus, können auf meine Ge-

fälligkeit rechnen, aber ich habe das Stück ja nicht einmal gesehen." — „Ich gestehe, versetzte ich, daß die Aufgabe etwas stark ist; Madame Casimir behauptet, Sie können mit dem Dialog nicht zurecht kommen; Sie würden vielleicht drei Monate zum Einstudiren brauchen und zehn bis zwölf Repetitionen nöthig haben." — „Ah! Madame Casimir behauptet das! Nun wohl, geben Sie mir die Rolle! Man schicke mir noch heute Abend die Nähterin wegen der Kostüme; ich werde morgen den Dialog und übermorgen die ganze Partitur einstudirt haben; ich verlange nur eine einzige Repetition. Kündigen Sie noch heute Abend die Wiederaufführung des Stückes an und sagen Sie, Madame Casimir werde durch Madame Dorus ersetzt werden, welche die Rolle in drei Tagen einstudirt haben werde."

Madame Dorus hielt Wort; sie war eine sehr intelligente Frau und eine bedeutende Musikerin. Ihr Erfolg übertraf noch den Erfolg der Madame Casimir; er erhöhte den Reiz der Aufführungen der Pré aux Clercs, die beinahe drei Monate hindurch jeden Abend vier bis fünftausend Franken eintrug.

Das Theater wurde reich; Hamet erhielt sein Geld zurück und Rosman sah sich aller Verbindlichkeit enthoben.

Ich schätzte mich glücklich, daß ich Rosman, der mich, ohne seinen Pflichten untreu zu werden, während meiner Direktion der Oper häufig gegen ungerechte Verfolgungen geschützt hatte, diesen kleinen Dienst leisten konnte.

Drittes Kapitel.

Von den Parteien unter der Restauration.

Die bonapartistische, die liberale, die republikanische und die konstitutionelle Partei.

Stärke der verschiedenen Parteien. — Bildung der liberalen Partei. — Die constitutionelle Partei. — Das Zufluchtsfeld. — Erwachen der Demokratie. — Der Carbonarismus. — Ein Diner bei Lafayette. — Der General Berton. — Erste Aufführung des Germanicus. — Beerdigung des Fräuleins Raucourt, Molés und Talmas. Versetzung der irdischen Reste Ludwigs XVI. und Marie Antoinettes. — Ermordung des Herzogs von Berry. — Die Petarden = Geschichte. — Die Generale des Kaiserreichs. — Verschwörungen der Brüder Lallemand, Paul Didiers, der Patrioten, der Unteroffiziere. — Verschwörungen des Capitäns Oudin, des Obersten Sauset; Verschwörungen von Befort, von Colmar, von Marseille, der vier Sergenten von La Rochelle, von Saumur, von Nantes; zweite und dritte Verschwörung von Saumur. — Von der Bidassoa. — Armand Carrel.

Es ist weit von den Sympathien einer politischen Meinung bis zu den Leidenschaften und Unternehmungen der Parteien. Die Julimonarchie hat Erinnerungen der Dankbarkeit in Frankreich zurückgelassen; sie hat eine Meinung geschaffen, aber keine politische Partei. Seit dem Anfang des Jahrhunderts hat es in Frankreich nur drei Parteien gegeben: die legitimistische, die republikanische und besonders die bonapartistische Partei, die sich später die liberale Par-

tei nannte und bald darauf die constitutionelle Partei wurde. Diese in Bezug auf Stärke von einander verschiedene Parteien waren stets bewaffnet, kriegführend, zu Handstreichen bereit, unerschrocken, weil sie überzeugt und gläubig waren. Wie die Religion, so erweckt auch die Politik Apostel und flößt eine Hingebung ein, die bis zum Märtyrerthum gehen kann.

Ein alter Minister der Julimonarchie hielt mich eines Tags vor dem Tuilerienpalast, der damals von Ludwig Philipp bewohnt wurde, an: „Es ist das, sagte er zu mir, ein Mann von vielem Geist und vieler Erfahrung; es ist ein großes Unglück, daß er den Ruhm nicht liebt!" Und in der That können die Fürsten nur dann auf enthusiastische Anhänglichkeit und treue Ergebenheit ihrer Völker rechnen, wenn sie dieselben für große Dinge, für den Ruhm zu entflammen wissen.

Die treue Hingebung der legitimistischen Partei wird durch die Erinnerungen an die Größe, die Siege und die Eroberungen Frankreichs unter unsern alten Königen genährt und gesteigert; ein religiöses Gefühl mischt sich in diese Erinnerungen.

Während der ganzen Restauration wurde die kecke, unerschrockene Hingebung der Bonapartisten durch die Erinnerungen an die Siege und die Eroberungen Napoleons, welche man durch neue Ideen und Interessen in Vergessenheit bringen und beinahe aus der Geschichte streichen wollte, genährt und gesteigert.

Als Napoleon I und Napoleon II in's Grab gesenkt waren, verwandelte sich die bonapartistische Partei und

nannte sich liberale Partei. Ja, die liberale Partei bildete sich mit den Ideen des Kaiserreichs, mit den Erinnerungen des Kaiserreichs und mit den Männern des Kaiserreichs. Wie soll man sich diese Umwandlung und diese Verschmelzung von Erinnerungen, Menschen und Ideen erklären? Daraus daß das Kaiserreich dem Volk immer als die Herrschaft der Gleichheit erschien; daraus daß auf dem Gipfel dieses Gebäudes der größte Kopf seines Jahrhunderts, Napoleon, hervorragte. Er war das kaisergewordene Genie. Seine Ueberlegenheit liebte die Ueberlegenheiten. Allerdings verwendete er sie immer im Dienste seiner Politik, aber wenn die Nation die Ueberlegenheiten aus ihren Reihen hervortreten sah, so erkannte sie die Anwendung des Prinzips, das ihr immer das theuerste gewesen, sie sah die Gleichheit, kurz das Recht der persönlichen Eigenschaften, an die Stelle aller factischen und übertragenen Rechte gesetzt. Die offen ausgesprochene Aristokratie der Talente war somit ein Gegengewicht gegen die absolute Gewalt des Kaiserreichs. Die Fähigkeiten waren in allen Klassen der Gesellschaft angeworben worden; unermeßliche Wirkungskreise waren ihnen eröffnet worden; nicht ein einziger ausgezeichneter Mann konnte sich der Arbeit und den Ehren entziehen: die Intelligenz hatte ebenfalls ihre Conscription.

Dieß erklärt den populären Kultus, womit das Kaiserreich stets umgeben war, und die weitere Geneigtheit der Männer dieser Epoche zu den liberalen Ideen und den constitutionellen Revolutionen. Da die meisten nur in Folge ihrer Superiorität in den Cadres der Gewalt Platz genommen hatten, so erhielten sie sich etwas von der

Würde ihres Ursprungs. Durch die Wissenschaften, die Literatur und die Talente, denen sie ihre Erhebung verdankten, blieben sie mit der Bewegung der Geister in stetem Verkehr.

So kam es, daß die Bonapartisten, welche die liberalen Ideen begriffen und angenommen hatten, sich bald für die parlamentarischen Kämpfe interessirten; sie erblickten darin ein gewaltiges Mittel auf die Geister zu wirken, eine unwiderstehliche Oppositionsmacht. Die Bonapartisten wurden bald die Bundesgenossen der constitutionellen Partei und erhielten von dieser eine neue Richtung. „Es lebe die Charte!" wurde das populäre Losungswort gegen die Restauration. Selbst die Republikaner stellten sich ins Gefolge der constitutionellen Partei, mit der festen Hoffnung sie dereinst zu stürzen und zu unterdrücken. Die ganze Bourgeoisie hatte Furcht vor einer vollständigen Rückkehr zum alten System. „Es gibt," sagte damals Herr Augustin Thierry, „nur noch zwei Menschenklassen in Frankreich; diese zwei Klassen stehen einander gegenüber, und von allen Seiten her rottet sich die Masse der Leute mit Patenten und Pergamenten zusammen, rekrutirt sich und verschanzt sich gegen die Männer der Industrie." In einer Antwort auf eine Broschüre des Herrn von Montlosier, welche den Titel führte: Von der französischen Monarchie am 1. März 1822, sagt Herr Thiers: „Ich kenne nichts Kläglicheres in der Welt, als wenn ich alte Leute Unrecht haben sehe, und nichts hat mich so schmerzlich berührt, wie die Heftigkeit und die Schmähungen, die Herr von Montlosier sich erlaubt. Er spricht unaufhörlich von den plebejischen Grau=

samkeiten; er erinnert beständig an unsere Niedrigkeit und unsere Verbrechen. Ich werde gegen diese Beschimpfung der Klassen nicht die Gesetze anrufen, aber ich werde diesen chevaleresken Schmähungen die Sprache meiner bürgerlichen und studentischen Vernunft entgegenstellen. Ja, werde ich zu Herrn von Montlosier sagen, wir haben Ansprüche wie Ihr. Der Stolz ist es, der bei uns die Gleichheit fordert und bei Euch sie verweigert; aber welche dieser beiden Arten von Stolz ist die verwerfliche, diejenige welche das gemeinsame Recht verlangt, oder diejenige welche es bestreitet?"

Mit dem Ruf: Es lebe die Charte! begann jetzt ein wohl verabredeter Angriff und ein mächtiger thätiger Bund gegen die Regierung der Restauration. Mit dem Ruf: Es lebe die Charte! entflammte man die Bürger von Paris; sie erschracken nicht darüber. Mit dem Ruf: Es lebe die Charte! schien man blos die ehrliche Vollziehung und die Achtung für einen unterzeichneten politischen Vertrag zu wünschen und zu verlangen. Bei dem Ruf: Es lebe die Charte! dachte der Pariser Bürger, der niemals klug, aber immer ängstlich ist, weder an das Gespenst eines europäischen Krieges, noch an das Gespenst einer Republik. Mit dem Ruf: Es lebe die Charte! ertheilte der Pariser Bürger der Gewalt eine Lection und ahnte nicht, daß er ein Königthum und eine Dynastie stürzen konnte. Herr Thiers war es, wie wir später erzählen werden, der dieses abstrakte, gemäßigte und trügerische Losungswort, welches bald das Feldgeschrei einer Revolution wurde, für die Opposition erfunden hatte.

Im Jahre 1817 eröffneten die Männer der Industrie,

den Männern mit Pergamenten und Patenten zum Trotz, der Demokratie breite Bahnen der Arbeit und des Wohlstandes, und die Wahlcomités der Opposition brachten als Kandidaten für die Wahlen von 1817 die bedeutendsten Namen des Handels und der Industrie: Laffitte, Casimir Perier und Caumartin, Besitzer von Eisenwerken im Departement Côte-d'Or. Die Demokratie begann ihre Kräfte zu versuchen und zu handeln.

Die Verschwörer, die ihr Leben einsetzen, wissen selbst wohl, was sie wollen und auf was sie abzielen. Sie conspiriren nicht aus bloßem Kitzel der Gewalt eine Lektion zu ertheilen; sie wollen sie stürzen, und um zuverläßige Mitschuldige zu finden, müssen sie mit Bestimmtheit erklären, welche neue Gewalt sie an die Stelle der zerstörten zu setzen gedenken.

Nach dem Tod Napoleons I wurden die Verschwörungen im Namen Napoleons II angezettelt. Einige Politiker, welche fürchteten, Napoleons Rückkehr nach Frankreich möchte der Vorwand zu einem neuen allgemeinen Krieg werden, dachten schon in den ersten Jahren der Restauration daran, gegen die ältere Linie der Bourbonen für den Herzog von Orleans zu conspiriren; aber als diese Verschwörer sich mit den Mitteln der Ausführung beschäftigen wollten, als es sich darum handelte den Angriff zu beginnen, da genügten die dreifarbige Kokarde und Fahne nicht um eine Armee anzuwerben; die ersten Schüsse konnten nur mit dem Ruf: Es lebe Napoleon! abgefeuert werden.

In den ersten Jahren der Restauration beherrschte die

bonapartistische Partei die Stellung. Die Sympathien der öffentlichen Meinung gehörten den Soldaten des Kaiserreichs und den auf halben Sold gesetzten Offizieren; man erinnert sich an den politischen Erfolg des Soldaten am Pflug, eines Vaudeville, das im Variétés-Theater aufgeführt wurde. Ein Unterlieutenant der kaiserlichen Exgarde veröffentlichte ein in Versen geschriebenes Werkchen, das den Titel führte: Die Anwendung des halben Soldes. Von dieser Schrift, womit der berühmte Buchhändler Ladvocat sein Geschäft eröffnete, wurden in kurzer Zeit mehr als 20,000 Exemplare verkauft.

Bald entwarfen die zwei Brüder Lallemand den Plan in Texas eine Kolonie zu gründen, welche den glorreichen Trümmern der kaiserlichen Armeen als Zuflucht dienen sollte. Diese Kolonie wurde das Zufluchtsfeld genannt.

Herr Felix Desportes, der selbst nach Deutschland geflohen, aber seit kurzer Zeit nach Frankreich zurückgekehrt war, wollte gegen Ende des Jahrs 1818 die allgemeine Stimmung benützen, und kam auf die Idee eine Subscription zu Gunsten der Kolonisten des Zufluchtsfeldes zu veranstalten. Er theilte diesen Plan den Redakteuren der Minerva mit, die mit größter Bereitwilligkeit eine Subscription in ihrem Büreaux eröffneten. Die eingelaufenen Summen wurden bei dem Bankier Davillier niedergelegt. Er erbot sich in Charleston durch seine Correspondenten ein Comité zu gründen, das den Auftrag hätte den Franzosen, sei es nun zu ihrer Niederlassung in Amerika oder zu ihrer Rückkehr nach Frankreich, Unterstützungen zu spenden. Alle

Oppositionsjournale veröffentlichten jeden Morgen die Namen der Subscribenten und die empfangenen Summen.

Das Zufluchtsfeld befand sich in einem Lande, um welches Spanien und die Vereinigten Staaten sich stritten. In Folge eines Vergleichs unter den beiden Mächten nahmen die Vereinigten Staaten Besitz von diesem Terrain, und die Franzosen wurden aus dem neuen Vaterland, das sie sich erworben hatten, vertrieben; daher sich in Paris das Gerücht verbreitete, daß das Zufluchtsfeld nicht mehr existire.

Die Subscription wurde am 1. Juli 1819 geschlossen; sie hatte 95,018 Franken 16 Centimes ertragen. Zu dieser Summe kam noch der Erlös einer Notiz über das Zufluchtsfeld, welche der Buchhändler Ladvocat zum Vortheil der Geflüchteten herausgab.

Bald erfuhr man in Frankreich durch Briefe aus New-York, daß die Regierung der Vereinigten Staaten darauf bedacht gewesen war die Kolonisten von Texas zu entschädigen, und daß sie ihnen die am Tombeckbee gelegenen Ländereien von Alabama angeboten hatte. Der General Lefèvre-Desnouettes begab sich zum Congreß, um die Grenzen von Alabama und die Vertheilung der Ländereien zu regeln; er erhielt die nöthigen Vollmachten und die Kolonie wurde gegründet. Man gab ihr den Namen Staat oder Canton Marengo; der Plan zu einer Stadt wurde entworfen, man nannte sie Aigleville und ihre Straßen wurden nach den bedeutendsten Siegen getauft, an welchen die Geflüchteten Theil genommen hatten.

Die Gründung des Cantons Marengo hob alle Zweifel

in Betreff der Art, wie man die patriotische Gabe für das Zufluchtsfeld zu verwenden hätte. Aber es ist über die Anwendung der Gelder dieser Subscription niemals eine genaue und öffentliche Rechenschaft abgelegt worden.

Als die bonapartistische Partei, um die religiösen und unduldsamen Tendenzen der Bourbonen zu bekämpfen, die liberale Partei wurde, überschwemmte man Frankreich mit Ausgaben von Rousseau und Voltaire in allen Formaten und zu allen Preisen. Man machte großen Lärm von den Ausgaben des Buchhändlers Touquet, der alle philosophischen Schriftsteller vom Ende des 18. Jahrhunderts neu druckte. Endlich als die verschiedenen Oppositionsparteien alle zusammen nur noch eine einzige, die große constitutionelle Partei bildeten, und als man den Ruf: Es lebe die Charte! als Losungswort gegen die Restauration angenommen hatte, sah man auch die Touquetdosen zum Vorschein kommen; die ganze Charte war auf den Deckel dieser Tabaksdosen gedruckt. Sie wurden wohlfeil verkauft und waren Erkennungszeichen. Die Royalisten ihrerseits ahmten dieses Beispiel nach, und man verkaufte ebenfalls wohlfeil andere Dosen, welche das Testament Ludwigs XVI nebst dem Porträt des königlichen Märtyrers enthielten; aber der populäre Erfolg war den Touquet'schen Dosen ein für allemal gesichert. In diesen Zeiten trieb selbst die Industrie Politik. Man kam auf den Einfall dreifarbige Hosenträger zu fabriziren und zu verkaufen; ja man mußte erleben, daß gewisse Destillateurs alkoholhaltige Getränke erfanden und ankündigten, wovon das eine der Trank der Braven und das andere Thränen des Generals

Foy genannt wurden. Auf der Etikette war, wie sich von selbst verstand, das Porträt des erlauchten Redners.

Der Carbonarismus und seine Venten breiteten unter der Restauration ein Netz von geheimen Gesellschaften über ganz Frankreich aus; man wurde schon in der Schule als Carbonaro aufgenommen. Das Bedürfniß für die Gleichheit gegen die neue Regierung zu conspiriren, deren Beerbung der Gipfel des Gebäudes war, verbreitete sich in allen Schulen, in der Wissenschaft, im Advokatenstand, es ergriff die Literaten, die Philosophen, die Gesetzgeber und besonders die Armee. Die königliche Garde hatte sich aus mehreren Regimentern der Kaisergarde rekrutirt, die Soldaten hatten sogar ein gewisses Avancement erhalten. Gleichwohl haben mehrere sehr glaubwürdige Gardeoffiziere mich versichert, daß das Herz dieser alten Soldaten unter ihrer neuen Uniform nur für das Gedächtniß Napoleons schlug, und wenn sie in der Kaserne und den Wachtstuben beim Piquetspiel achtzehn zu zählen hatten, so sagten Alle aus Hohn auf den König Ludwig XVIII statt der Zahl 18 das allergröbste Wort der Verachtung.

Einige junge Philosophen, einige junge Literaten, welche den Carbonarismus mit jugendlicher Exaltation betrieben, dinirten eines Tags bei dem General Lafayette in Lagrange. Das Tischgespräch war lebhaft, heiter und geistreich gewesen; die Literaten und Philosophen, sämmtlich Carbonari, gingen Abends unter der prächtigen Kastanienallee von Lagrange spazieren. Einer von ihnen ergriff in der Exaltation des Augenblicks das Wort und sagte: „Der General Lafayette ist ein sehr liebenswürdiger Mann und

ein ausgezeichneter Gesellschafter; aber, meine Herrn, wir werden ihn dennoch auf die Seite schaffen müssen.“ Diese Ansicht erregte einiges Erstaunen, und der Redner von damals ist von seinen bis zur Wildheit getriebenen politischen Ueberzeugungen bedeutend abgekommen.

In den ersten Tagen der Restauration conspirirte man sogar im Palaste des Königs. Der General Berton versäumte Sonntags nie einen Empfang bei dem König und den Prinzen. Durch eine Ordonnanz vom 13. August 1814 war er zum Ludwigsritter ernannt worden und der Herzog von Angoulême hatte ihm das Kreuz angehängt. Gleichwohl versammelten sich gegen Ende des Jahrs 1814 die Häupter einer Militärverschwörung, welche von nichtangestellten Generalen, von Obersten auf halbem Sold und von einer gewissen Anzahl Offiziere der aktiven Armee ausging, bei dem General Berton, Wittwenstraße Nr. 6. „Man conspirirte, sagt der Herzog von Rovigo in seinen Memoiren, an den Weichsteinen, an den Straßenecken, und Jedermann, nur das Ministerium nicht, wußte was vorging.“ Die bonapartistische Partei, die man herausforderte und bedrohte, war stets unter den Waffen; die Offiziere und die Unteroffiziere des Kaiserreichs versäumten keine Gelegenheit ihr Leben zu wagen, um ihre Ergebenheit und Treue gegen den Kaiser recht deutlich an den Tag zu legen.

Am 22. Merz 1817 wurde die erste Aufführung des Germanicus im Theater Français der Vorwand eines blutigen politischen Zusammenstoßes. Diese Tragödie war von Herrn A. Arnault Vater, der seine Treue gegen das Gedächtniß Napoleons soweit trieb, daß er wegen seiner

politischen Ansichten aus der französischen Akademie ausgeschlossen und zur Verbannung verurtheilt wurde. Die Bonapartisten hatten eine förmliche Verabredung getroffen und sich ein Rendezvous gegeben um zu klatschen; eine royalistische Kabale war organisirt um zu pfeifen.

Dem Sturm, der im Saal losbrechen soll, geht eine mehr komische Episode voran; kurz vor Eröffnung der Büreaux kommt ein hübschbespannter Wagen die Richelieustraße herab; die Pferde können sich kaum Bahn brechen durch die gedrängte Menge; bald ergreifen einige Personen die Zügel und verlangen, daß der Wagen umkehren solle. Der Kutscher, der mit der Livree eines vornehmen Hauses aufgeputzt ist, will sich und seinen Pferden Respekt verschaffen und schlägt daher mit seiner Peitsche nach rechts und links auf die Menge ein. Im Nu erheben sich fünfzig Stöcke und fallen derb auf Kopf und Rücken des unglücklichen Kutschers herab; bald ist er von seinem Bock heruntergerissen und wird mit Füßen getreten. Dieser Wagen gehörte Fräulein Leverd, die Gesellschaftsmitglied der Comédie française war und in Gesellschaft eines glänzenden jungen Gardeoffiziers, der heutzutage zu den höchsten Würden des kaiserlichen Hofs und der Armee gelangt ist, nach dem Theater fahren wollte. Fräulein Leverd springt in Todesangst aus ihrem Wagen und ruft verzweiflungsvoll: „Meine Herrn, ich bitte Sie um Gotteswillen, haben Sie Gnade! Haben Sie Erbarmen! Mein Kutscher ist ein Schurke, den ich fortjagen werde, und ich schwöre Ihnen, daß er heute Abend nicht mehr in meinem Hotel übernachten darf." Der arme Teufel mußte wirklich die Nacht im Spital zubringen. Fräulein

Leverd erfreute sich noch des ganzen Glanzes ihrer Schönheit. Die Anfangs erbitterte Menge kommt zu sanfteren Empfindungen zurück: ein junger Elegant schwingt sich auf den erledigten Bock, ergreift die Zügel, und jetzt macht Jedermann mit der größten Bereitwilligkeit und unter lautem Lebehochgeschrei Platz für den Wagen der Künstlerin. Der glänzende junge Offizier drängt sich fest in eine Ecke des Wagens zurück, um sich so gut wie möglich einer Ovation zu entziehen, die ihn blosstellen mußte.

Von allen Seiten dringt man in das Theater Français, Kopf ist an Kopf gedrängt. Das Stück beginnt inmitten der feierlichsten Stille; einige Szenen werden beklatscht; Niemand protestirt gegen diese Beifallsbezeugungen. Das Stück wird ohne Hinderniß zu Ende gespielt. Als der Vorhang gefallen, rufen zahlreiche Stimmen den Verfasser heraus; andere nicht minder zahlreiche Stimmen antworten eben so kräftig: Nein! Nein! Inzwischen geht der Vorhang in die Höhe, und Talma, welcher den Germanicus gespielt hat, tritt nach den drei üblichen Begrüßungen bis zum Souffleurkasten vor; er wartet unbeweglich, bis der Tumult sich legen würde, aber immer lauter wird das Geschrei: „Der Verfasser! Der Verfasser! — Nein! Nein! — Nieder mit der Kanaille! — Nieder mit den Bonapartisten! — Nieder mit den Jakobinern!" Aus dem entgegengesetzten Lager dringt nicht minder wüthendes Geschrei: „Nieder mit der Polizei! — Nieder mit den Spionen! — Nieder mit den Mördern Brunes!" Die beiden Armeen standen einander gegenüber.

Talma, der ein Busenfreund des Verfassers war, blieb

fortwährend auf der Bühne, und endlich gelang es ihm sich für die lakonische Phrase Gehör zu verschaffen: „Der Verfasser ist Herr Arnault."

Bei diesen Worten bricht ein furchtbares Getöse aus, von den Injurien geht man zu Thätlichkeiten über: einige Personen, unter welchen man den Oberst Jacqueminot bemerkt, springen von der ersten Gallerie aufs Parterre herab; ein Unteroffizier von der königlichen Garde, der in Uniform da ist und den Säbel an der Seite hat, zieht, da man ihm zu nahe kommt, vom Leder.

Plötzlich wird es ganz leer um ihn her; aber er hat nicht Zeit sich seiner Waffe zu bedienen, er fällt in einen Mantel verwickelt, den man ihm über den Kopf wirft, und bald wird er mit Füßen getreten. *) Es kommt jetzt zu einem schrecklichen Handgemenge, an welchem sich bekannte und ausgezeichnete Männer beider Parteien betheiligen. Die Logen werden verlassen. Einige Zuschauer, die im Orchester Platz gefunden hatten, suchen über das Theater hin zu fliehen; eine Abtheilung der königlichen Garde stellt sich in Reih und Glied auf die Bühne, um jeden Verkehr zwischen dem Saal und den Coulissen zu verhindern.

Mehrere Duelle auf Tod und Leben waren die Folge dieses Abends. Der jüngste Sohn des Verfassers, Oberst Telleville Arnault, schlug sich mit Martainville, dem Hauptredakteur des Drapeau blanc, auf Pistolen. Zwei

---

*) Die Mäntel waren damals statt der Carricks aufgekommen.

Schüsse wurden gewechselt, aber keiner der beiden Gegner erhielt eine Wunde.

Von der ersten Aufführung des Germanicus datirt sich das absolute Verbot von Waffen und Stöcken im Parterre der Theater.

Im Jahr 1817 haben wir einem blutigen Streit zwischen den Bonapartisten und Royalisten in einem Theater angewohnt. Schon im Jahr 1815 war in einer Kirche eine ärgerliche und bedrohliche Emeute ausgebrochen. Die Beerdigung des Fräuleins Raucourt war der Vorwand und die Veranlassung derselben. Die Bourgeois von Paris lassen sich Alles, was aufs Theater Bezug hat, sehr angelegen sein. *) Es war eine Masse Volks bei dieser Beerdigung: Literaten, Schauspieler und die studirende Jugend hatten sich in der Kirche Saint-Roch ein Rendezvous gegeben. Fräulein Raucourt war am 15. Januar 1815 gestorben. Trotz eines skandalösen und lüderlichen Lebenswandels hatte Fräulein Raucourt die Geistlichkeit ihrer Gemeinde mit Geschenken überhäuft; noch vierzehn Tage vor ihrem Tode hatte sie dem Pfarrer von Saint-Roch 500 Franken für die Armen zugesandt. Gleichwohl verweigerte die Geistlichkeit von Saint-Roch ihr die Gebete; man mußte vor der Kirche mit dem Leichnam anhalten. Die Köpfe

---

*) Bei der Beerdigung Talmas war der Kirchhof Père-Lachaise gedrängt voll. Mehrere junge Leute waren auf Bäume gestiegen und riefen unter Beifallsbezeugungen jeden Schauspieler, den sie vorbeikommen sahen und kannten, mit Namen.

werden warm, man stürmt die Kirche, man stößt die Thüren ein. Man bemächtigt sich des Sarges, der auf die Stufen des Tempels herabrollt; aber bald trägt man ihn durch das äußere Kirchengitter und stellt ihn vor dem Hauptaltar auf.

Die Straße Saint-Honoré und alle anliegenden Straßen sind von einer so gedrängten und gegen Regierung und Geistlichkeit so erbitterten Volksmenge angefüllt, daß das Schloß in Unruhe geräth. Abtheilungen von Musketieren (maison rouge) erscheinen, um die Ordnung wieder herzustellen, ziehen sich aber bald zurück. In den belebtesten Gruppen sprach man davon gegen die Tuilerien zu ziehen; aber Ludwig XVIII schickte einen Priester seiner eigenen Kapelle ab, um für die Tragikerin einige Gebete zu sprechen, und die Menge beruhigte sich.

Diese Beerdigung einer Künstlerin war blos ein Vorwand gewesen, um sich zusammenzurotten und gegen die Regierung der Bourbonen zu deklamiren. Man erinnerte sich vielleicht an diesem Tage daran, daß Napoleon als erster Consul den General Jubé beauftragt hatte persönlich dem Leichenzug, dem Trauergottesdienst und der Beerdigung des Schauspielers Molé anzuwohnen.

Es wäre hier nicht der Ort die Frage von religiöser Duldsamkeit zu behandeln und zu erörtern, bis zu welchem Grad ein Geistlicher Herr in seiner Kirche ist. Wir wollen blos auf einen Widerspruch aufmerksam machen.

Im Jahr 1815 muß ein Priester mit Gewalt gezwungen werden einer Schauspielerin die Gebete der Kirche zukommen zu lassen, und im Jahr 1826 verabschiedet man

einen Prälaten, welcher einem auf dem Sterbebett liegenden Schauspieler die kirchlichen Sakramente anbietet. Der Erzbischof von Paris kommt ungerufen zu dem sterbenden Talma, um ihm die Sakramente und Gebete der Kirche darzubringen. Die Freunde, die bei Talma wachten und deren liberale Gesinnungen wohl bekannt waren, wollen ihn nicht einmal empfangen. Der Erzbischof von Paris, Herr von Quelen, zeigte bei dieser Gelegenheit eine bewunderungswürdige Ergebung und Beharrlichkeit: „Sie mögen mich fortjagen, so oft Sie wollen, sagte er, ich werde jeden Tag wieder kommen.“ Herr von Quelen kam wieder, konnte aber niemals bis zum Bett des Sterbenden gelangen. Der Sarg und die irdischen Reste Talmas wurden nicht einmal zur Kirche getragen.

Am ersten Jahrestag des 21. Januar unter der Restauration wollte man die Versetzung der irdischen Hülle Ludwigs XVI und Marie Antoinettes nach Saint-Denis vornehmen. Dieselbe war im alten Magdalenenkirchhof niedergelegt worden. Ein Priester, ein Advocat, ein Friedensrichter und ein Gefängnißwärter waren die einzigen noch lebenden Zeugen, die dieser Beerdigung angewohnt hatten. Sie gingen den mit den Nachforschungen beauftragten Kommissären an die Hand. Der Körper der Königin wurde zuerst aufgefunden und die Identität dargethan; die Reste Ludwigs XVI waren weniger gut erhalten, wurden jedoch gleichfalls erkannt.

Am 21. Januar begaben sich der Graf Artois und seine Söhne nach dem Magdalenenkirchhof, wo die beiden Särge unter einem Zelt aufgestellt waren. Monsieur legte

den ersten Stein zu einer Sühnkapelle und der Zug machte sich auf den Weg nach Saint-Denis. Ohne daß man es vorhersehen konnte, stellte sich eine dichte Volksmenge bei diesem Schauspiel ein. Man insultirte durch boshafte Witzeleien alle diejenigen, die sich bei dem Zug betheiligten. Die Dekorationen des Trauerwagens blieben in den Stricken einer Laterne hängen, und nun hörte man jenen Ruf aus den schlimmsten Tagen, jenen blutigen Ruf: An die Laterne! von neuem ertönen. Alles das begab sich kaum neun Monate nach der Rückkehr der Bourbonen nach Frankreich. Man sieht, daß keine Gelegenheit versäumt wurde, um gegen die Regierung und selbst gegen die Familie der Bourbonen auf den Straßen und an öffentlichen Orten zu protestiren.

Dieser leidenschaftliche und beharrliche Haß der Parteien flößte Louvel den Gedanken zu seinem abscheulichen Verbrechen ein. Wir entlehnen von Herrn von Chateaubriand eine sehr rührende und wenig bekannte Darstellung all der Thatsachen, welche dem Louvelschen Attentat vorangingen und nachfolgten:

„Es ist nicht das erste Mal, daß christliches Blut bei diesen Schauspielen geflossen ist, welche die Kirche das kleine Heidenthum nennt, bei diesen Carnevalstagen, die dem Alten mit der Fackel geweiht sind. Es ist für die Gläubigen eine Tradition der amphitheatralischen Spiele, eine Erbschaft des Märtyrerthums.

„Sonntag den 13. Februar gingen der Herr Herzog und die Frau Herzogin von Berry nach dem Opernhaus, wo die Tänze und Spiele den Narrheiten dieser Jahreszeit ange-

messen waren. Sie benützten einen Zwischenakt, um den Herrn Herzog und die Frau Herzogin von Orleans in ihrer Loge zu besuchen. Der Herr Herzog von Berry liebkoste die Kinder und spielte mit dem kleinen Herzog von Chartres. Als das Publikum diese Einigkeit unter den Prinzen sah, applaudirte es zu wiederholten Malen.

„Die Frau Herzogin von Berry stieß sich, als sie nach ihrer Loge zurückkehrte, an der Thüre einer andern Loge, welche eben aufging. Bald fühlte sie sich müde und wünschte nach Hause zu fahren: es war einige Minuten weniger als elf Uhr; der Herr Herzog von Berry begleitete sie an ihren Wagen und hatte die Absicht dann ins Theater zurückzukehren.

„Die Karrosse der Frau Herzogin von Berry war vor dem Thore aufgefahren. Die Wachmannschaft war im Innern geblieben; seit langer Zeit duldete der Prinz nicht, daß sie herauskam. Ein einziger Mann, der Schildwache stand, präsentirte das Gewehr und kehrte der Richelieustraße den Rücken. Der Herr Graf von Choiseul, Adjutant von Monseigneur, stand rechts von der Schildwache in der Ecke der Eingangsthüre und hatte seinen Rücken gleichfalls der Richelieustraße zugekehrt.

„Der Herr Graf von Mesnard, erster Stallmeister der Frau Herzogin von Berry, gab ihr die linke Hand, um in ihre Karrosse zu steigen, und ebenso auch der Frau Gräfin von Bethizy: der Herr Herzog von Berry reichte ihnen die rechte Hand. Der Herr Graf von Clermont-Lodève, Ehrencavalier des Prinzen, stand hinter dem Prinzen und war-

tete, bis Seine Königliche Hoheit zurückkäme, um ihm zu folgen oder voranzugehen.

„Auf einmal drängt sich ein Mann, der von der Richelieustraße her kommt, schnell zwischen die Schildwache und einen Lakaien, der den Wagentritt hinaufschlug. Er stößt den letzteren auf die Seite und wirft sich auf den Prinzen in dem Augenblick, wo dieser sich gegen das Opernhaus zurückwendet und zur Frau Herzogin von Berry sagt: Adieu, wir sehen uns bald wieder! Der Mörder, der seine linke Hand auf die linke Schulter des Prinzen stemmt, stößt ihn mit der rechten Hand in die rechte Seite, ein wenig unterhalb der Brust. Der Herr Graf von Choiseul, welcher den Elenden für einen Mann hält, der sich zufällig in der Eile des Gehens an einem andern gestoßen habe, stößt ihn zurück mit den Worten: „Geben Sie doch Acht, was Sie thun!“ Was er gethan hatte, war bereits geschehen.

„Von dem Mörder auf den Grafen von Mesnard gestoßen, legte der Prinz seine Hand auf die Seite, wo er blos eine Contusion erhalten zu haben glaubte; dann aber sagt er auf einmal: „Ich bin ermordet, dieser Mann da hat mich getödtet!“ — „Sollten Sie verwundet sein, Monseigneur?“ ruft der Graf von Mesnard. Und der Prinz erwiedert mit starker Stimme: „Ich bin des Todes, ich bin des Todes, hier ist der Dolch!“

Auf den ersten Ruf des Prinzen waren die Herren von Clermont und von Choiseul, die Schildwache Namens Desbiez, einer der Lakaien und mehrere andere Personen dem Mörder nachgeeilt, der durch die Richelieustraße entflohen war. Die Frau Herzogin von Berry, deren Wagen noch

nicht abgefahren ist, hört die Stimme ihres Gatten und will sich aus dem noch halb offenen Schlag herausstürzen. Die Frau Gräfin von Bethizy hält sie an ihrem Kleid zurück; einer der beiden Lakaien faßt sie am Arm, um ihr aussteigen zu helfen; sie aber springt mit dem Ruf: „Laßt mich, ich befehle Euch mich zu lassen!" mit Lebensgefahr über den Fußtritt des Wagens hinab. Der Prinz strengte sich an, um ihr von fern zu sagen: „Steigen Sie nicht aus!" Gefolgt von der Frau Gräfin von Bethizy eilt sie auf Monseigneur zu, welchen der Herr Graf von Mesnard, der Herr Graf von Clermont und mehrere Lakaien hielten. Der Prinz hatte das Messer aus seiner Brust gezogen und es Herrn von Mesnard, seinem Freund aus dem Exil, gegeben.

„In dem Gang, wo die Schildwache stand, befand sich eine Bank; man setzte den Herrn Herzog von Berry auf diese Bank, den Kopf an die Wand gelehnt, und man öffnete seine Kleider, um die Wunde zu entdecken. Sie blutete stark. Jetzt sagte der Prinz von Neuem: „Ich bin des Todes! einen Priester! kommen Sie, Frau, lassen Sie mich in Ihren Armen sterben." Eine Ohnmacht folgte. Die junge Prinzessin stürzte auf ihren Gatten zu, und im Augenblick waren ihre Festkleider mit Blut gefärbt.

„Inzwischen war der Mörder bereits von einem Kellner Namens Paulmier, von dem Schildwache stehenden Soldaten Desbiez, Chasseur im 4. Regiment der königlichen Garde, und hierauf von den Gendarmen David, Lavigne und Boland verhaftet und nach der Thüre gebracht worden, wo er sein Verbrechen begangen hatte. Die Sol-

daten umringten ihn. Es stand zu befürchten, daß sie ihn niederhauen möchten. Der Herr Graf von Mesnard rief ihnen zu, sie sollen ihm nichts zu leide thun. Der Herr Graf von Clermont gab Befehl ihn in die Wachstube zu führen, und folgte ihnen dahin. Man suchte ihn aus und fand bei ihm noch einen andern Dolch in seiner Scheide, sowie die Scheide des Dolches, der in der Wunde gelassen worden. Diese Gegenstände wurden dem Herrn Grafen von Clermont gegeben, der sie dem Herrn Grafen von Mesnard zustellte.

„Während der Herr Herzog von Berry im Gange auf der Bank saß, waren der Herr Graf von Choiseul, ein Lakai und ein Logenschließer fortgeeilt, um einen Arzt zu suchen. Man hatte ihnen den Dr. Blancheton genannt. Er wohnte in der Nähe und erschien augenblicklich. Der Dr. Drogard war schon vor ihm gekommen. Diese beiden Aerzte fanden den Herrn Herzog von Berry in dem kleinen Salon seiner Loge, wohin er gebracht worden war. Als er in diesen Salon kam, fragte der Prinz, der wieder zum Bewußtsein gekommen war, ob der Verbrecher ein Fremder sei. Man antwortete ihm: Nein. „Es ist schmerzlich von der Hand eines Franzosen zu sterben!" sagte der Sohn Frankreichs.

„Die Frau Herzogin von Berry wandte sich an den Dr. Blancheton, um von ihm die Wahrheit zu erfahren, und versprach sie muthvoll zu ertragen: er antwortete, da der Prinz kein Blut gespieen habe, so sei dieß ein günstiges Zeichen. Herr Blancheton glaubte im Anfang, die

Wunde sei im Unterleib, wo er eine große Menge Blut vorfand. Aber er erkannte bald, daß sie unter der rechten Brust war. Er reinigte sie von dem getrockneten Blut. Herr Drogard ließ dem Prinzen am rechten Arm zur Ader. Monseigneur bekam jetzt wieder Kraft genug, um zu den beiden Aerzten zu sagen: „Ich danke Ihnen für Ihre Bemühungen; aber sie sind nutzlos; ich bin verloren." Herr Blancheton suchte ihn zu überzeugen, daß die Wunde nicht tief sei. „Ich mache mir keine Illusionen," erwiederte der Prinz; „der Dolch ist bis zum Heft eingedrungen, das kann ich Sie versichern." Die Frau Herzogin von Berry riß ihren Gürtel ab und gab ihn als Verband hin. Sie allein hatte in diesem schrecklichen Augenblick ihre Geistesgegenwart bewahrt und entwickelte einen Charakter, wie er gewöhnlichen Seelen nicht gegeben ist. Der Prinz, dessen Auge sich verdunkelte, sagte von Zeit zu Zeit: „Frau, sind Sie da?" — „Ja," antwortete die Prinzessin, indem sie ihre Thränen abtrocknete, „ja ich bin da, ich werde Sie nie verlassen."

„Herr Bougon, erster ordentlicher Wundarzt von Monsieur, eilte, als er durch Herrn Esquirol, Arzt der Salpétrière, von dem Unglück erfuhr, zu dem Herrn Herzog von Berry: der Dr. Lacroix seinerseits war so eben angekommen. Der Prinz erkannte Herrn Bougon, der ihn nach Gent begleitet und gehofft hatte, ihm auf einem andern Schlachtfeld seine Sorgfalt widmen zu dürfen. „Mein lieber Bougon," sagte er zu ihm, „ich bin auf den Tod verwundet." In Erwartung von Schröpfköpfen sog der getreue Diener eines so guten Herrn zu wiederholten Malen

die Wunde aus. „Was machen Sie, mein Freund?“ sagte der königliche Dulder; „die Wunde ist vielleicht vergiftet.“

„Der Herr Herzog von Berry hatte unaufhörlich einen Priester verlangt. Der Herr Graf von Clermont war nach den Tuilerien gefahren und brachte von da den Herrn Bischof von Chartres mit, den Vertrauten eines Gewissens, das nichts auf der Erde zu verhehlen hat. Der Prälat, der gewohnt war den Vater zu bewundern, kam, um dem Sohn seine Dienste zu weihen. Er traf den Prinzen im Kabinet seiner Loge, in einem Lehnstuhl sitzend, von seinen Leuten aufrecht gehalten und von Chirurgen umgeben; er hatte sein volles Bewußtsein. Der Verwundete reichte dem ehrwürdigen Bischof die Hand und bat unter dem lebhaftesten Ausdrucke seines Glaubens, seiner Reue und seiner Ergebung um die Tröstungen der Religion. Der Herr Bischof von Chartres ermahnte den Herrn Herzog von Berry zum Vertrauen auf Gott. Er verlangte eine allgemeine Erklärung bußfertiger Reue von ihm, um ihn absolviren, seine Besorgnisse beschwichtigen und den Augenblick erwarten zu können, wo es Seiner königlichen Hoheit möglich wäre ein detaillirteres Bekenntniß abzulegen.

„Der Herr Graf von Mesnard, der sich noch schmeichelte, daß die Wunde nicht tödtlich sei, hatte den Herrn Herzog von Angoulême geholt. Dieser Prinz, der soeben zu Bette gegangen war, kleidete sich eiligst an und begab sich nach dem Schmerzensort. Das Wiedersehen der beiden Brüder läßt sich nicht beschreiben. Der Herr Herzog von Angoulême warf sich auf die Wunde des Herrn Herzogs von

Berry, küßte sie und benetzte sie mit seinen Thränen; er konnte nichts als laut aufschluchzen: sein unglücklicher Bruder war gleichfalls unfähig zu sprechen.

„Alles das begab sich im kleinen Salon der Loge. Man beschloß jetzt den Prinzen in ein nahe liegendes Zimmer zu bringen, wo man auf vier Stühlen eine Art von Bett herrichtete, das bald durch ein Gurtbett ersetzt wurde. Der Herr Herzog von Angoulême, der irgend eine neue Gefahr fürchtete, hatte Madame nicht erlaubt ihn zu begleiten, als er ins Opernhaus gefahren war; aber Madame war ihm auf dem Fuß nachgefolgt. Was liegt ihr an den Gefahren? Gibt es einen Schmerz, der sie entbehren könnte, eine Widerwärtigkeit, vor der sie jemals zurückgebebt hätte? Madame ist gewöhnt Revolutionen ins Gesicht zu schauen: es war nicht das erstemal, daß die Tochter Ludwigs XVI und Marie Antoinette's einen sterbenden Bruder verpflegte.

„Bald kommt Monsieur. Man muß die Güte, die Zärtlichkeit, das väterliche Herz dieses Prinzen kennen, um zu wissen, was er zu leiden hatte. Monsieur hatte darauf bestanden allein zu kommen; aber er wußte nicht, daß einer seiner besten Diener, der Herr Herzog von Maillé, es möglich gemacht hatte ihn zu begleiten und den am wenigsten geehrten Platz in den Ehrenplatz zu verwandeln. Der Herr Herzog von Berry äußerte den Wunsch Mademoiselle seinen Segen zu ertheilen; sie wurde ihm von der Frau Vicomtesse von Gontaut gebracht. Jetzt erhob der Prinz seine kraftlos werdende Hand über seine Tochter und sagte: „Armes Kind, ich wünsche, daß du weniger unglücklicher werdest, als die übrigen Mitglieder meiner Familie.“ Der

Herr Herzog von Orleans, die Frau Herzogin von Orleans und die Prinzessin von Orleans, die sich im Theater getroffen hatten, waren nicht von der Seite des Prinzen gewichen. Der Vater des Herzogs von Enghien erschien gleichfalls.

„Man versuchte Aderlässe an den Füßen, die beinahe erfolglos blieben. Aber mehrmalige Ansetzungen von Schröpfköpfen verschafften dem Prinzen einige Erleichterung. Der Puls belebte sich wieder, das Gesicht färbte sich. Das Blut floß aus den offenen Adern. Es war eine Lust dieses Blut fließen zu sehen.

„Der Herzog von Maillé und der Herr Graf von Audenarde waren weggefahren, um Herrn Dupuytren zu holen. Dieser berühmte Chirurg kam um 1 Uhr. Als er eintrat, fand er den Prinzen auf der rechten Seite liegend. Seine Blässe, seine entstellten Züge, sein kurzer Athem, das Geächze, das sich seiner Brust entrang, der kalte Schweiß, der seine Stirne bedeckte, die Regelmäßigkeit seiner Bewegungen, der zerrüttete Zustand seines Bettes, das Blut, worin dieses Bett schwamm, und noch mehr als alles das die schreckliche Wunde, die sich ihm offen zeigte, versetzten einen Mann, der doch an den Anblick menschlicher Leiden gewöhnt war, in Bestürzung. Der Prinz kannte Herrn Dupuytren nicht; er reichte ihm freundlich die Hand und sagte zu ihm, daß er schrecklich leide. Herr Dupuytren untersuchte die Wunde, dann zog er sich auf die Seite zurück, um sich mit den Männern vom Fach, den Herren Blancheton, Drogard, Bougon, Lacroix, Thercin, Caseneuve, Dubois, Baron, Roux und Fournier, einem jungen Chirurgen,

der sich durch seinen Eifer auszeichnete, zu berathen. Man beschloß die Wunde zu erweitern, als das einzige Mittel, das noch übrig blieb, um dem in die Brust geflossenen Blut einen Ausgang zu eröffnen.

„Herr Dupuytren näherte sich dem Prinzen und befragte ihn über seinen Zustand, konnte aber keine Antwort von ihm erlangen. Er ersuchte daher die Frau Herzogin von Berry einige Fragen an ihn zu richten. Die Prinzessin neigte sich über das Bett und sagte zu ihrem Gatten: „Ich bitte Sie, mein Lieber, zeigen Sie mir den Ort, wo Sie leiden." Der Prinz belebte sich beim Klange dieser so theuren Stimme, ergriff die Hand seiner Gattin und legte sie auf seine Brust. Die Frau Herzogin von Berry fragte wieder: „Da sitzt Ihr Leiden?" — „Ja, antwortete er mühsam, ich ersticke."

„Monsieur wollte seine Tochter während der Operation entfernen. „Mein Vater, sagte sie, zwingen Sie mich nicht zum Ungehorsam," und dann wandte sie sich an die Aerzte mit den Worten: „Meine Herren, thun Sie Ihre Pflicht!" Während der Operation lag sie am Rande des Bettes auf den Knieen und hielt den Prinzen bei der linken Hand. Als man das Eisen in die Wunde brachte, rief der Herr Herzog von Berry: „Lassen Sie mich, da ich ja doch sterben muß!" — „Mein Freund," sagte seine Gattin in Thränen zerfließend, „dulden Sie mir zu Liebe!" Ein Wort von dieser bewunderungswürdigen jungen Prinzessin beschwichtigte die Schmerzen ihres Gatten, und als der Herr Bischof von Chartres von Religion sprach, da verwandelte

sich Alles in dem unglücklichen Prinzen in einen Akt der Ergebung in den Willen Gottes.

„Nach vollzogener Operation strich der Herr Herzog von Berry mit der Hand über die Haare der Prinzessin und sagte zu ihr: „Meine arme Frau, wie unglücklich sind Sie!“ Man erkannte bei der Operation die ganze Tiefe der Wunde. Das Messer, womit der Prinz verwundet worden, war 6—7 Zoll lang; die Klinge war flach, schmal, zweischneidig gleich dem Dolch Ravaillacs und äußerst spitzig.

„Ein Augenblick der Ruhe folgte auf die Erweiterung der Wunde; die Sterbenden empfinden, wenn der Tod heranrückt, beinahe immer eine Erleichterung, die ihnen Zeit läßt einen letzten Blick auf das Leben zu werfen. Es ist der Reisende, der sich, bevor er den Berg hinabsteigt, einen Augenblick setzt, um das Land zu betrachten, das er durchzogen hat. Der Prinz hielt Dupuytrens Hand und ersuchte ihn es ihm zu sagen, wenn er den Puls stärker oder schwächer werden fühle: ein wachsamer Feldherr, stellte er eine erfahrene Schildwache aus, um von dem Tod nicht überrascht zu werden und diesem großen Feind muthig entgegenzutreten. Tod, wo ist dein Sieg?

„In dieser Pause der Ruhe richtete er folgende Worte an die Frau Herzogin von Berry: „Meine Liebe, lassen Sie sich durch den Schmerz nicht zu Boden drücken: schonen Sie sich um des Kindes willen, das Sie unter dem Herzen tragen.“ Diese wenigen Worte brachten eine überraschende Wirkung auf die Versammlung hervor: im Angesicht des Schmerzes fühlt man unwillkürlich eine Regung der Freude;

zugleich verdoppelt sich die gerührte Theilnahme für den Prinzen, welcher dem Vaterland als letzte Wohlthat diese letzte Hoffnung hinterläßt. Er geht dahin, dieser Prinz; er scheint eine ganze Monarchie mit sich zu nehmen, und in demselben Augenblick kündet er eine andere an. O Gott, solltest du unser Heil aus unsrem Verluste selbst hervorgehen lassen? Ist der schmerzliche Tod eines Sohnes von Frankreich in deinem Zorn oder in deiner Barmherzigkeit beschlossen worden? Ist er eine Wiederherstellung des legitimen Thrones oder der Sturz des Reiches Chlodwigs? Ist der Prinz vor der Zukunft entflohen, oder ist er dahin gegangen, um eine günstigere für uns bei Ihm zu erflehen, der zuweilen seinen Zorn entwaffnen läßt?

„Ueberall wohin der Herr Herzog von Berry seine halberloschenen Augen kehrte, geschah es, um einen Beweis von Güte oder Erkenntlichkeit zu geben: während Herr Blancheton ihm den Kopf drückte, um seinen schrecklichen Schmerz zusammenzupressen, bemerkte er in einiger Entfernung am Fuß seines Bettes Domestiken, die in Thränen zerfloßen: „Mein Vater," sagte er zu Monsieur, „ich empfehle Ihnen diese braven Leute und mein ganzes Haus."

„Ein wiederholtes Erbrechen stellte sich ein. Der Prinz sagte mehrere Male, der Dolch sei vergiftet. Einige Zeit vorher hatte er seinen Mörder zu sehen verlangt. „Was habe ich diesem Manne gethan?" wiederholte er; „er ist vielleicht ein Mann, den ich ohne Wissen und Willen beleidigt habe." — „Nein, mein Sohn," antwortete ihm Monsieur, „Du hast diesen Mann niemals gesehen und niemals beleidigt; er hatte keinen persönlichen Haß gegen

Dich." — „So ist er ein Wahnsinniger," versetzte der Prinz. — O würdiges Kind des Evangeliums, Du befolgtest den letzten Rath, welchen Frankreichs heiliger König seinem Sohn ertheilte: „Wenn Gott Dir ein Leiden zuschickt, so trage es in Gelassenheit."

„Er erkundigte sich oft um die Ankunft des Königs. „Ich werde," sagte er, „nicht mehr Zeit haben ihn um Begnadigung des Mannes zu bitten." — Dann fügte er, bald gegen seinen Vater, bald gegen seinen Bruder gewendet hinzu: „Versprechen Sie mir, mein Vater, versprechen Sie mir, mein Bruder, daß Sie den König bitten wollen den Mann zu begnadigen."

„Man hat bereits erzählt, daß der Herzog von Berry, als er noch unverheirathet in England lebte, eine jener Verbindungen gehabt hatte, welche die Religion verwirft, die menschliche Gebrechlichkeit aber entschuldigt. Man kann von ihm sagen, was ein Geschichtschreiber von Heinrich IV gesagt hat: Er war oft schwach, aber stets seinem Glauben treu, und man hat nie bemerkt, daß seine Leidenschaften seine Religion geschwächt hätten.

„Der Herr Herzog von Berry, der vergebens in seinem Gewissen etwas sehr Sündhaftes suchte und darin nur einige Schwachheiten vorfand, wollte dieselben sozusagen um sein Sterbebett sammeln, um die Größe seiner Reue und die Herbheit seiner Buße vor der Welt darzulegen. Er urtheilte gut genug von der Tugend seiner Gattin, daß er ihr seine Vergehungen gestehen und den Muth äußern konnte, die zwei unschuldigen Geschöpfe, Töchter seiner lan-

gen Verbannung, zu umarmen. „Man lasse sie kommen," rief die junge Prinzessin, „sie sind auch meine Kinder."

„Die zwei kleinen Ausländerinnen kamen nach dreiviertel Stunden; sie knieten schluchzend, ihre Wangen in Thränen gebadet und mit gefalteten Händen am Bette ihres Vaters nieder. Der Prinz richtete auf Englisch einige zärtliche Worte an sie, verkündete ihnen sein nahes Ende, ermahnte sie Gott zu lieben, gut zu sein und sich ihres unglücklichen Vaters zu erinnern. Er segnete sie, hieß sie wieder aufstehen, küßte sie und sagte dann zur Frau Herzogin von Berry: „Würden Sie so gut sein diese Waisen unter Ihre Obhut zu nehmen?" Die Prinzessin öffnete ihre Arme, in welche die kleinen Mädchen sich flüchteten; sie drückte sie an ihren Busen, ließ ihnen Mademoiselle zeigen und sagte zu ihnen: „Umarmet eure Schwester!" — „Arme Louise!" rief dann der Herzog von Berry der jüngsten zu, „Du wirst Deinen Vater nicht mehr sehen!" Man wußte nicht, sollte man mehr den Prinzen bemitleiden oder die Prinzessin bewundern. Die Frau Vicomtesse von Gontaut, die nicht vorher in Kenntniß gesetzt war, schien verblüfft. Madame bemerkte es und sagte zu ihr: „Sie weiß Alles; sie ist sublim gewesen."

„Inzwischen legte man den Prinzen auf eine Matratze zu ebener Erde, während man sein Bett machte. Hier beichtete er zuerst unter vier Augen dem Herrn Bischof von Chartres, und dann legte er mit lauter Stimme ein öffentliches Bekenntniß seiner Fehler ab: man glaubte den heiligen Ludwig zu sehen, wie er auf seinem Aschenbett starb. Er bat Gott um Verzeihung für seine Sünden und die

Aergernisse, die er vielleicht gegeben habe. „Mein Gott!“ fügte er hinzu, „vergib mir, vergib dem Manne, der mir das Leben geraubt hat!“

„Hierauf bat er seinen Vater um seinen Segen. „Da vergab und verzieh der gütige Vater dem Sohn seine Fehler und Alles, womit er ihn erzürnt hatte, und mit wunderbarer Glaubensinbrunst ertheilte er ihm seinen Segen und unter seinen heiligen Küssen grüßte er ihn und empfahl ihn Gott.“*) Diese Prinzen fanden alle Beispiele in ihrer Familie.

„Als der Sterbende wieder auf sein Bett gelegt war, kniete der Herr Herzog von Angoulême von Neuem zu seiner Seite nieder. „Ach, mein Bruder,“ sagte der christliche Makkabäer, „Sie, der Sie ein Engel auf Erden sind, glauben Sie, daß Gott mir verzeihe?“ — „Ihnen verzeihen!“ antwortete der Herr Herzog von Angoulême, „er macht einen Märtyrer aus Ihnen.“ Ein Strahl von Freude zeigte sich auf der Stirne des sterbenden Prinzen. Er zweifelte nicht daran, daß ein so frommer Bruder die Pläne der Vorsehung kenne, und er glaubte auf die Versicherung des Gerechten mit Zuverläßigkeit an sein Glück.

„Jetzt kam der Pfarrer von St. Roch, welchen der Herr Graf von Clermont herbeigeholt hatte, mit den heiligen Oelen: überall wo man einen Schmerz findet, begegnet man einem christlichen Priester. Der Herr Herzog von

*) Renaud, im Leben Philipps des Schönen.

Berry bat um das Abendmahl: der Bischof von Chartres sagte ihm mit lebhaftem Bedauern, daß sein Erbrechen es verhindere. Der Prinz ergab sich darein, machte ein Zeichen des Kreuzes und erwartete die letzte Oelung. Er begann sein Confiteor und schlug wie ein Schuldhafter mit bußfertiger Hand auf die Brust, welche der Dolch nur darum geöffnet zu haben schien, um ihre unschuldigen Geheimnisse zum Vorschein zu bringen, und aus welcher nur Tugenden mit dem Blut des heiligen Ludwig floßen.

„Der Prinz sah seine letzte Stunde herannahen; er litt grausame Schmerzen und fiel jeden Augenblick in Ohnmacht. Man hörte ihn leise wiederholen: „O wie ich leide! wie lang diese Nacht ist! kommt der König?" Er rief häufig seinen Vater, und sein Vater, den sein Schluchzen erstickte, sagte zu ihm: „Ich bin da, mein lieber Sohn." Man meldete ihm, daß die Marschälle angekommen seien. „Ich hoffte," antwortete er, „mein Blut in ihrer Mitte für Frankreich zu vergießen." Von einem brennenden Durst verzehrt, trank er dennoch nur mit Widerwillen und blos um sich bis zur Ankunft des Königs bei einiger Kraft zu erhalten. Man meldete ihm Herrn von Nantouillet an. „Komm her, mein guter Nantouillet, mein alter Freund," rief er mit Anstrengung, „laß Dich noch einmal umarmen!" Der alte Freund stürzte sich auf die Hand des Prinzen und empfand bitter die Ohnmacht des Menschen mit seinem eigenen Leben ein Leben zu erkaufen, das er retten möchte.

„Die Begleiter des Herrn von Nantouillet, der Herr Graf von Chabot, der Herr Marquis von Coigny, der Herr Graf von Brissac, der Herr Vicomte von Montélégier, der

Herr Fürst von Beaufremont, der Herr Graf Eugen von Astorg waren herbeigeeilt: sie drängten sich um ihren sterbenden Fürsten, wie sie ihn auf dem Feld der Ehre umgeben haben würden. Ihr Schmerz wurde von den andern loyalen Dienern der übrigen Mitglieder der königlichen Familie getheilt. Der Herr Marquis von Latour-Maubourg blieb beständig am Fuße des Bettes stehen: dieser Krieger, der einen Theil seines Körpers auf den Schlachtfeldern gelassen hatte, war da gleichsam als ein edler Zeuge, welchen die Armee abgesandt, um dem letzten Kampf eines Helden anzuwohnen.

„Nacht des Entsetzens und des Vergnügens! Nacht der Tugenden und der Verbrechen! Als der verwundete Sohn Frankreichs ins Kabinet seiner Loge gebracht worden war, dauerte das Schauspiel noch fort. Auf der einen Seite hörte man die Töne der Musik, auf der andern die Seufzer des sterbenden Prinzen; ein Vorhang trennte die Tollheiten der Welt von der Zerstörung eines Reichs. Der Priester, der die heiligen Oele brachte, mußte durch einen Trupp Masken dahin schreiten. Ein Soldat Christi, sozusagen von Gott bewaffnet, nahm er im Sturm das Asyl, dessen Eingang ihm die Kirche untersagte, und kam mit dem Kruzifix in der Hand, einen Gefangenen in den Banden des Feindes zu befreien.

„Eine andere Scene ereignete sich in der Nähe: man verhörte den Mörder. Er sagte seinen Namen, er freute sich über sein Verbrechen; er erklärte, daß er den Herrn Herzog von Berry niedergestoßen habe, um in ihm seine ganze Familie zu tödten; daß er, der Mörder, wenn er

hätte entwischen können, sich ins Bett gelegt und am folgenden Tag ein neues Attentat auf die Person des Herrn Herzogs von Angoulême ausgeführt haben würde. Sich ins Bett legen! um zu schlafen! Unseliger! hatte Dein wohlwollendes Opfer jemals Deinen Schlaf gestört? Im Verlauf seines Verhörs hat dieses wilde Thier, dem gar nichts auf Erden lieb war, erklärt, daß Gott nur ein leeres Wort sei, und daß er nichts anderes bedaure, als daß er nicht die ganze königliche Familie hinzuschlachten vermocht. Und der sterbende Prinz, voll Zärtlichkeit und Liebe, hat keinen andern Kummer, als daß er das Leben seines Mörders nicht retten kann; und er klagt Niemand an, und seine Strenge fällt nur auf ihn selbst. Dieser Prinz, welcher weiß, daß Gott kein leeres Wort ist, zittert bei dem Gedanken vor dem höchsten Gericht zu erscheinen; das Märtyrerthum öffnet ihm die Thore des Himmels, und er glaubt sich nicht rein genug, um sich allda mit dem heiligen König und mit dem Märtyrerkönig vereinigen zu dürfen: er kann in seiner Unschuld nicht die Zuversicht finden, welche der Mörder in seinem Verbrechen findet. Man sehe da die Menschen, so wie die Revolution sie gemacht hat und so wie früher die Religion sie machte.

„Die Menge hatte sich aus dem Theater verlaufen: das Vergnügen hatte dem Schmerz Platz gemacht. Die Straßen wurden verödet: die Stille nahm überhand; man hörte nur noch das Getöse, welches die Garden und die Ankunft der Personen vom Hofe machten. Die einen, die inmitten der Vergnügungen überrascht worden, eilten in den Ballkleidern herbei; die andern, die man mitten in der Nacht aufgeweckt

hatte, erschienen in der größten Unordnung. Da und dort glitten einige dunkle Freunde der Bourbonen herein, die sich in den Zeiten des Glücks nicht sehen lassen, aber, man weiß nicht wie, am Tag des Unglücks sich einfinden. Die Gänge, welche zu dem Zimmer des Prinzen führten, waren voll von Menschen: man drängte sich an denselben Thüren, wo man sich zusammenpressen läßt, um über die Erdichtungen der Bühne zu lachen oder zu weinen. Man suchte etwas zu entdecken, als die Thore sich öffneten; man fragte seine Nachbarn aus, und in Folge von Nachrichten, die plötzlich bestätigt, plötzlich wieder als falsch erklärt wurden, ging man von der Furcht zur Hoffnung, von der Hoffnung zur Verzweiflung über.

„Die Bulletins waren in die Tuilerien gebracht worden. Um 5 Uhr kam der König; man hatte ihn fortwährend über die Lage des Prinzen beruhigt. Der Sterbende, welcher Pferdegetrappel auf der Straße gehört hatte, schien wieder aufzuleben. Der König trat ein. „Mein Oheim," sagte der Herr Herzog von Berry sogleich zu ihm, „geben Sie mir Ihre Hand, damit ich sie zum letzten Mal küsse." Der König trat vor; sein Gesicht drückte jenen majestätischen Schmerz aus, welchen Ludwig XIV empfand, als er die Hoffnung der Monarchie auf dem Haupt eines Kindes beruhen sah. Er gab seinem Neffen seine Hand zu küssen und küßte selbst die Hand des unglücklichen Prinzen. Hierauf sagte der Herr Herzog von Berry zum König: „Mein Oheim, ich bitte Sie um Gnade für diesen Mann." Der König antwortete tief bewegt: „Mein Neffe, Sie sind nicht

so übel daran, wie Sie glauben; wir wollen später davon reden!" — „Der König sagt nicht ja," versetzte der Prinz dringlich. „Schenken Sie dem Mann wenigstens das Leben, damit ich ruhig sterben kann."

„Er kam noch einmal auf denselben Gegenstand zurück und sagte: „Die Begnadigung dieses Mannes würde gleichwohl meine letzten Augenblicke versüßt haben." Endlich, als er bereits nur noch mit unterbrochener Stimme und mit langen Pausen zwischen jedem Wort sprechen konnte, hörte man ihn sagen: „Wenn ich wenigstens den Gedanken mit mir nähme . . . daß das Blut eines Menschen . . . nicht meinetwegen . . . nach meinem Tode fließen wird!"

„Der König fragte Herrn Dupuytren auf Lateinisch, was er von dem Zustand des Prinzen denke. Herr Dupuytren machte ein Zeichen, das dem Monarchen keine Hoffnung ließ.

„Der Herr Herzog von Berry hatte inzwischen unter den Augen des Oberhauptes seines erhabenen Hauses den Rest seiner Kräfte gesammelt. Der Puls hatte sich wieder belebt, die Sprache war freier, die Stickanfälle weniger heftig. Der Prinz beunruhigte sich darum, daß er den Schlaf des Königs gestört und ihm dadurch vielleicht geschadet habe. Er bat ihn dringend wieder schlafen zu gehen. „Mein Kind," antwortete der König, „ich habe bereits ausgeruht; es ist 5 Uhr; ich werde hier bleiben." In der That war der Tag gekommen, um einen so schönen Tod zu beleuchten: in dem Augenblick, wo der Prinz unter den Menschen gewöhnlich erwacht war, ging er dahin, um unter den Engeln zu erwachen.

„Monseigneur hatte sich in Betreff der Erleichterung, welche diese Anwesenheit des Königs, die ein französisches Herz immer neu belebt, in seinem Zustand hervorrufen würde, nicht getäuscht. Er fühlte eine Ohnmacht herannahen und sagte: „Dieß ist mein Ende."

„Die Frau Herzogin von Berry, die seit so langer Zeit ihrem Schmerz Gewalt angethan hatte, ließ ihn endlich zum Ausbruch kommen. „Ihr Geschluchze tödtet mich," rief der Prinz, „führen Sie sie weg, mein Vater!" Man zog die Prinzessin in das anstoßende Kabinet. Alle Damen ihres Hauses, die Frau Herzogin von Reggio, die Frau Gräfin von Bethizy, die Frau Gräfin von Hautefort, die Frau Gräfin von Noailles, die Frau Gräfin von Bouillé, die Frau Vicomtesse von Gontaut umringten sie. Die Prinzessin fand einige Erleichterung in ihren Thränen; sie versprach nicht mehr zu weinen und kehrte ins Zimmer des Prinzen zurück.

„Wenn man in irgend einem Theil des civilisirten Europa's einen an die Dinge des Lebens nicht sehr gewöhnten Menschen gefragt hätte, was um diese Stunde die königliche Familie von Frankreich mache, so würde er ohne Zweifel geantwortet haben, sie schlafe tief in ihren Palästen, oder sie sei von einer Revolution überrascht und mitten unter ein aufgeregtes Volk hineingerissen worden. Nein; dieses ganze Volk schlief unter der Obhut seines Königs, und der König wachte allein mit seiner Familie. Nach so vielen von der Revolution hervorgerufenen Scenen hätte Niemand sich beigehen lassen, daß er alle Bourbonen beim

Anbruch der Morgenröthe in einem verlassenen Theatersaal um das Bett ihres ermordeten letzten Sohnes versammelt suchen müßte. Glücklich der von der Welt nicht gekannte Mensch, der in einer Hütte erwacht inmitten seiner Kinder, welche der Haß nicht verfolgt und von denen keines den väterlichen Umarmungen fehlt! Um welchen Preis muß man jetzt die Kronen erkaufen, und was ist heut zu Tage ein Reich!

„Alle Hoffnung schwand. Die beunruhigendsten Symptome hatten sich wieder eingestellt. Die Muthlosigkeit der Aerzte war sichtbar. Der Tod kam. Der Prinz verlangte auf eine andere Seite gelegt zu werden; die Aerzte widersetzten sich; der Prinz bestand darauf. Man hörte ihn leise folgende letzte Worte sprechen: „Heilige Jungfrau! habe Erbarmen mit mir!“ Er fügte einige andere Worte hinzu, die sich im Grab verloren haben. Hierauf drehte man ihn seinem Wunsche gemäß auf die linke Seite. Im Nu entschwanden seine Geisteskräfte. Es gelang Monsieur seine Tochter zum zweiten Mal dem entsetzlichen Schauspiel dieses letzten Augenblicks zu entreißen.

„Aus den Augen ihres Gatten entfernt, überließ sie sich der schrecklichsten Verzweiflung. Sie wandte sich an die Frau Vicomtesse von Gontaut und rief: „Madame, ich empfehle Ihnen meine Tochter; da mein Gatte todt ist, so will ich auch sterben.“ Auf einmal entreißt sie sich den Armen, welche sie festhalten, geht in das Sterbezimmer zurück, wirft Alles auf ihrem Gange um, kommt an das Bett, stößt einen Schrei aus und wirft sich, ihre Haare zerraufend, auf ihren Gatten: der Herr Herzog von Berry

hatte soeben seinen Geist ausgehaucht. Vergebens hält man dem Prinzen das Glas an den Mund, welches die Tabatiere des Königs bedeckte, der Dunst des Lebens zeigte sich nicht an dem Glas; der Hauch, den man suchte, war zu Gott zurückgekehrt. Alles fällt auf die Kniee; Geschluchze und Gebete steigen zum Himmel empor. Die Ausbrüche des Jammers theilen sich nach außen mit, und ein Gemurmel des Schmerzes verbreitet sich von Mund zu Mund unter der Menge, welche das Zimmer des Prinzen umgibt.

„Auf dieses Geschrei folgt ein düsteres Entsetzen. Die Stille des Todes scheint sich einen Augenblick Denjenigen mitzutheilen, welche das Trauerbett umstehen. Die Frau Herzogin von Berry bricht sie zuerst. Sie erhebt sich, wendet sich zu dem König und sagt zu ihm: „Sire, ich habe Ew. Majestät um eine Gnade anzusprechen; Sie werden mir dieselbe nicht verweigern.“ Der König hört. In der Verwirrung ihres Schmerzes fügt sie hinzu: „Ich bitte Sie um Erlaubniß nach Sicilien zurückzukehren. Nach dem Tod meines Gatten kann ich hier nicht mehr leben.“ Der König sucht sie zu beruhigen. Man trägt sie halb ohnmächtig in ihren Wagen und bringt sie nach ihrem vereinsamten Palast.

„Die Prinzen baten jetzt den König sich zu entfernen. „Ich fürchte den Anblick des Todes nicht,“ versetzte der Monarch. „Ich habe eine letzte Pflicht gegen meinen Sohn zu erfüllen.“ Auf Herrn Dupuytrens Arm gestützt nähert er sich dem Bett, drückt die Augen und den Mund des Prinzen zu, küßt ihm die Hand und entfernt sich ohne ein Wort zu sprechen. Jedermann geht ganz stille hinweg, als

fürchtete man den entschlafenen Sohn Frankreichs wieder aufzuwecken. Herr Bougon blieb als Wächter bei der Leiche. „Ich habe," sagte Herr Dupuytren, „im Hotel-Dieu andere Bekümmernisse und andere Leiden getroffen; aber diese lagen wenigstens in der Ordnung der Natur."

„Als man die Leiche öffnete, zeigte es sich, daß das Herz selbst verletzt worden war. Der Prinz hätte schon unter dem Stoß sterben müssen, so daß man sagen kann, Gott ließ ihn durch ein Wunder noch einige Stunden leben, um ihn uns noch besser bekannt zu machen und der Welt eine der schönsten Lehren zu ertheilen, welche sie je empfangen hat."

Nach dem Tod des Herzogs von Berry flößte die bekannt gewordene Schwangerschaft der Herzogin die Idee eines Complottes ein, das zur gerichtlichen Untersuchung kam und worüber sämmtliche Journale Bericht erstatteten. Die royalistischen Blätter nannten dieses Complott Attentat gegen die Herzogin von Berry, die liberalen Blätter nannten es die Petardengeschichte.

Am 28. April 1820, Abends ein Viertel auf 12, hörte man in der Nähe des Thorwegs gegenüber der Rue de l'Echelle ein sehr starkes Gekrache: die Schloßwache griff zu den Waffen und patrouillirte.

Am 7. Mai wurde Nachts gegen 1 Uhr ein gewisser Gravier unter dem Thorweg gegenüber der Rue de l'Echelle verhaftet. Eine Petarde, die etliche Pfund Pulver enthielt und deren Lunte bereits angezündet war, wurde von den Polizeiagenten gelöscht; sie bedienten sich dazu ihrer Schnupftücher. Man fand bei Gravier eine Pappschachtel, die

zwei andere Petarden von derselben Größe enthielt. Am 8. wurden Graviers Mitschuldige verhaftet. Einer von ihnen war ein gewisser Bouton, ehemaliger Kurier der Postverwaltung, und seit einiger Zeit abgesetzt. Gravier wurde in den Tuilerien vor dem Polizeipräfekten verhört und dann nach der Force gebracht.

Es wurde eine Denkschrift verfaßt, welche darauf ausging, daß Gravier, als blos des Verbrechens nächtlicher Ruhestörung auf öffentlicher Straße schuldig, von dem Polizeigericht zu beurtheilen sei. Die Staatsanwaltschaft dagegen behauptete, die Petarden seien blos darum in die Nähe der Gemächer der Herzogin von Berry gelegt worden, weil man ihr eine große Angst habe einjagen wollen, welche bei ihrer dermaligen Schwangerschaft die unglücklichsten Folgen hätte haben können.

Die Sache wurde vor den Assisenhof der Seine verwiesen. Die Debatten begannen am 27. Oct. 1820 unter der Präsidentschaft des Herrn Delaveau.

In der Sitzung vom 29. meldet Herr Claveau, Boutons Advokat, am Schluß seiner Vertheidigungsrede, daß die Frau seines Clienten Tags zuvor gestorben sei. Bei dieser unerwarteten Nachricht fällt Bouton in Ohnmacht, so daß er aus dem Saal getragen werden muß.

In der Sitzung vom 30. wird Legendre freigesprochen, Bouton und Gravier aber werden zum Tode verurtheilt.

Die Verurtheilten legten Cassation ein. Ihr Gesuch wurde durch Beschluß vom 23. Nov. verworfen.

Am 24. Nov. schrieb die Herzogin von Berry folgenden Brief an den König:

„Mein lieber und gütiger Oheim, da ich den König heute nicht sehen kann, so schreibe ich an ihn, um die Begnadigung der beiden Unglücklichen zu erbitten, die gestern wegen eines Attentats auf meine Person zum Tode verurtheilt worden sind.

„Es würde mich zur Verzweiflung bringen, wenn es Franzosen gäbe, die meinetwegen sterben müßten. Der Engel, den ich beweine, flehte sterbend um Gnade für seinen Mörder; er wird stets der Beherrscher meines Lebens bleiben. Erlauben Sie mir, mein Oheim, ihn nachzuahmen und Ew. Majestät anzuflehen, daß Sie diesen beiden Unglücklichen das Leben schenken möchten. Das erhabene Beispiel des Königs hat uns an Nachsicht gewöhnt: wird er zu erlauben geruhen, daß die ersten Augenblicke des Lebens meines Heinrich, meines theuren Sohnes, Ihres Sohnes, des Sohnes Frankreichs durch eine Begnadigung bezeichnet werden?

„Entschuldigen Sie, mein theurer Oheim, daß ich mir die Freiheit nehme Ihnen mein Herz zu eröffnen: Ihre nachsichtige Güte hat mich bei allen Gelegenheiten dazu ermuthigt.

„Ich bitte den König dringend meine Kühnheit zu entschuldigen und an meinen Respekt zu glauben, der eben so tief ist, wie die Gefühle, womit ich bin

„Ew. Majestät u. s. w."

Der König antwortete, er könne eine Begnadigung, die im Namen seines Sohnes erbeten werde, nicht verweigern, und die Todesstrafe wurde für die beiden Verurtheil-

ten in lebenslängliche Zwangsarbeit ohne Ausstellung und Brandmarkung verwandelt.

Außer diesen Emeuten, dem Verbrechen Louvels und dem Attentat gegen die Herzogin von Berry brachen unter der Restauration von 1815—1830 fünfzehn bonapartistische und militärische Verschwörungen aus, obschon die Bourbonen die alten Oberoffiziere und sämmtliche Generale des Kaiserreichs, die nicht offen als Feinde auftraten, mit Gunstbezeugungen überhäuften.

Wir entnehmen den Gerichtsverhandlungen und den Geschichtsschreibern der Restauration, den Herren Lamartine, Lubis, Capefigue und besonders Herrn Vaulabelle mehrere Thatsachen, die sich auf die bonapartistischen Verschwörungen beziehen, und fügen hier unsere persönlichen Notizen bei.

Die erste Verschwörung, die gegen das Ende von 1814 statt hatte, war ganz militärisch: ein Oberst sollte sein Regiment, das im Süden in Garnison lag, nach Paris führen; andere auf der Straße staffelweise aufgestellte Regimenter sollten zu ihm stoßen und auf diese Art eine Armee bilden, welche von Neuem das Kaiserreich proclamiren sollte. Von Toulon sollte ein Geschwader ausziehen, um den Kaiser von der Insel Elba zu holen.

Die Brüder Lallemand und Lefèvre-Desnouettes hatten Theil an dieser Verschwörung. Die Brüder Lallemand wurden allein bei Ferté-Milon verhaftet, aber am 20. März wieder in Freiheit gesetzt.

Im Jahr 1816 wurde in Grenoble eine Verschwörung entdeckt, an deren Spitze Paul Didier stand.

Die im Jahre 1815 eingeführten Prevotal-Gerichte

zogen diese Angelegenheit vor ihr Forum, und es wurden eine Menge von Verurtheilungen ausgesprochen. Buisson und Drevet wurden am 7. Mai 1816 zum Tod verurtheilt und bestiegen das Schaffot mit dem Ruf: „Es lebe Frankreich! Es lebe der Kaiser!"

Am 9. Mai 1816 trat ein Kriegsgericht zusammen, als das einzige Tribunal, das während des Belagerungszustandes Justiz üben konnte. Auf Didiers Kopf wurde ein Preis gesetzt, und ein vom 8. Mai ausgegangener Erlaß des Generals Donnadieu bedrohte diejenigen, welche Didier ein Asyl geben würden, mit dem Tod. Siebenundzwanzig Angeklagte erschienen vor dem Kriegsgericht; sechs wurden freigesprochen, einundzwanzig wurden zum Tode verurtheilt. Fünf Verurtheilte wurden der Gnade des Königs empfohlen. Am 10. Mai Mittags 12 Uhr trat die Garnison unter die Waffen und vierzehn zum Tode Verurtheilte wurden erschossen; es wurde keine Gnade gewährt. In der Nacht vom 14. auf den 15. kam ein Kurier und brachte dem General Donnadieu eine Depesche folgenden Inhalts:

„Ich melde Ihnen auf Befehl des Königs, daß Sie nur diejenigen begnadigen dürfen, die wichtige Dinge enthüllt haben.

„Die einundzwanzig Verurtheilten müssen hingerichtet werden, ebenso auch David.

„Man verspricht 20,000 Franken denjenigen, welche Didier ausliefern."

Am 15. Abends 4 Uhr wurden noch sechs zum Tod Verurtheilte an der Porte de France erschossen.

Didier wurde in Folge von Verrath und Denunciation

verhaftet und am 23. Mai nach Grenoble gebracht. Am 30. wurde der Belagerungszustand aufgehoben. Am 8. Juni erschien Didier vor dem Prevotal-Gericht; er nannte keinen seiner Mitschuldigen und erklärte, der einzige Name, der von den Verschwörern ausgesprochen worden, sei der Name Napoleon. Von dem General Donnadieu mit Fragen bestürmt, sagte Didier zuletzt, der einzige Rath, den er dem König zu ertheilen habe, sei, daß er den Herzog von Orleans und Herrn von Talleyrand möglichst von dem Thron Frankreichs fern halte.

Am 10. Juni bestieg Didier muthvoll das Schaffot.

Eine dritte Verschwörung wurde im Jahr 1816 angezettelt: sie ist unter dem Namen Verschwörung der Patrioten bekannt. Drei dunkle Handwerker: Plaignier, ein Schweizer, Carbonneau, ein Copist, Talleron, ein Ciseleur, hatten den Plan entworfen eine Gesellschaft zu bilden, die aus allen Patrioten von Paris zusammengesetzt wäre; die Bundesbrüder erhielten eine Karte mit der Devise: Einheit, Ehre, Vaterland! und darüber befand sich ein Dreieck mit dem maurerischen Winkelmaß. Die Vertheilung dieser Karten fand in den Schenken statt. Binnen etlichen Wochen brachten sie ihrer 5—6000 an.

Plaignier hatte im Jahr 1812 gefaltete Stiefelrohre erfunden, genannt Husarenstiefel. Diese Stiefel waren für die leichte Cavallerie angenommen worden. Nach der zweiten Restauration wurden die Husarenstiefel abgeschafft. Plaignier, der sich in seinen Interessen sehr geschädigt sah, entwarf jetzt den Plan zu dieser weit umfassenden Verschwörung.

Ein abgesetzter Polizeiagent, Scheltin, hatte ein Päckchen mit diesen Karten auf die Polizei gebracht und veranlaßte zu gleicher Zeit die drei Verschworenen eine Proclamation abzufassen. In einer ziemlich zahlreichen Versammlung, die in einer Schenke stattfand, welche das Opfer Abrahams als Schild führte, und in der Rue de la Barillerie, in der Ecke der Straße de la Calandre, ein Paar Schritte von der Polizeipräfectur hinweg lag, machte er sogar den Vorschlag die Tuilerien mit fünzehn bis zwanzig Fässern Pulver in die Luft zu sprengen. Die Versammlung trennte sich, ohne etwas beschlossen zu haben. Scheltin und andere Agenten benachrichtigten die Polizei von dem, was in dieser Versammlung vorgegangen war. Tags darauf, am 10. Mai 1816 fanden Verhaftungen statt, und am 27. Juni desselben Jahrs erschienen achtundzwanzig Angeklagte vor dem Assisenhof. Während der Debatten wurde die ganze Schuldbarkeit auf Scheltin geschoben; man verlangte sein Erscheinen; aber Scheltin erschien nicht, er war in seiner Wohnung nicht zu finden.

Plaignier, Carbonneau und Talleron wurden zur Strafe des Vatermords verurtheilt und am 27. Juli hingerichtet. Ehe man ihnen den Kopf abschlug, schnitt man ihnen das Faustgelenk ab. Mehrere andere Angeklagte wurden theils zur Deportation, theils zu mehrjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt.

Im Jahr 1817 wurde eine Verschwörung von Unteroffizieren angezettelt. Ihr Rädelsführer war Desbans, Fourier des zweiten Infanterie-Regiments der königlichen Garde. Die andern Angeklagten, die demselben Regiment

angehörten, waren die Fouriere Chayoux und Nepveu, so wie die Unteroffiziere Guichard und Vastrelin.

Sie hatten das Complott entworfen, bei einer Revue Monsieur, den Grafen von Artois, den Herzog von Angoulême, sowie den Herzog von Berry in dem Augenblick, wo sie durch die Reihen kämen, zu ermorden. Später beschloß man für den Anfang blos den Herzog von Berry zu tödten. In der That ölte Chayoux vor einer Revue, welche der Prinz in Versailles halten sollte, den Pfannendeckel seiner Flinte ein, damit er leichter spielen sollte; die Patronen sollten von Desbans geliefert werden. Ehe der Prinz kam, wurde das Complott von einem gewissen Faiseaux, einem wegen Unterschlagung kassirten Sergent-Major, an einen Offizier verrathen. Man untersuchte augenblicklich alle Patrontaschen. Sie waren alle leer. Desbans war nicht bei der Revue erschienen. Es fanden Verhaftungen statt: Desbans und Chayoux wurden zum Tod, Nepveu zu dreijähriger Gefangenschaft verurtheilt, die beiden andern Mitschuldigen wurden freigesprochen. Desbans war ein alter Soldat des Kaiserreichs. Nach Verwerfung seines Kassationsgesuchs rollte Chayoux, welcher das Kreuz vom Kaiser empfangen hatte, als er vernahm, daß er degradirt werden sollte, sein Band zusammen und verschlang es. Desbans und Chayoux wurden am 6. September 1817 in der Ebene von Grenelle erschossen. Desbans kommandirte selbst das Feuer.

Vielleicht waren es die Debatten dieses Prozesses, welche Louvel zu dem abscheulichen Mord bestimmten, den er am 13. Februar 1820 allein verübte.

Seit der Revolution von 1830 scheint es mir vollkom-

men festgestellt und bewiesen zu sein, daß Louvel keinen Mitschuldigen hatte. Zu dieser Zeit und seit der Revolution von 1848 haben sich viele Leute gerühmt conspirirt zu haben, aber Niemand hat irgend eine Theilnahme an dem Verbrechen Louvels in Anspruch genommen, obschon eine solche damals vielleicht ein Anrecht auf Belohnungen hätte werden können.

Im Jahr 1817 wußten ein gewisser Brunet, ein ehemaliger Polizeiagent, und ein gewisser Ledoux, Offizier in der Legion der Yonne, eine ziemlich große Anzahl von Offizieren auf halbem Sold um sich zu gruppiren und zettelten das Complott von Lyon an. Ledoux sagte, er bürge für seine Soldaten und wolle das Innere der Stadt auf sich nehmen. Ein auf halben Sold gesetzter Dragoner-Capitän Oudin sollte an der Spitze von fünf Gemeinden aus dem Südwesten marschiren. Ein gewisser Garlon, während der hundert Tage Chef eines Freicorps, sollte sechs andere Gemeinden aus dem Nordwesten kommandiren. Die Bewegung wurde auf den 8. Juni 1817, den Frohleichnamstag festgesetzt; die dreifarbige Cocarde war das Signal der Vereinigung; man sollte Napoleon II proclamiren. Am 8. Morgens versammelten sich die Verschworenen aus der Stadt Lyon, die unter Ledoux marschiren sollten, aber ihr Anführer kam nicht zum Vorschein; er war, hieß es, am Morgen abgereist, um seine Frau in Charbonnière, einem Flecken in der Nähe von Lyon, zu besuchen. Man lauerte auf seine Rückkehr; er kam am Abend zurück; aber man sah ihn nach der Wohnung des Generals Canuel gehen, welcher die Militärdivision befehligte. Im Augenblick, wo

Ledoux herauskam, schritt einer der Verschworenen auf ihn zu und schoß ihn mit einer Pistole mitten in die Brust; er sank tödtlich verwundet nieder. In der Ueberzeugung, daß sie verrathen worden seien, zeigten sich die Verschworenen aus der Stadt nicht. Aber die Gemeinden hatten sich in Masse erhoben und zogen auf Lyon zu, ließen sich jedoch ohne Blutvergießen von der einen oder andern Seite zerstreuen.

Das Prevotalgericht sprach 27 Verurtheilungen zum Tode aus, worunter 16 in contumaciam; 11 und unter ihnen der Capitän Oudin, wurden hingerichtet.

Die Militärverschwörung von 1820 nahm ihren Anfang im Bazar der Rue Cadet. Herr Mallent und der auf halben Sold gesetzte Oberst Sauset standen an der Spitze der Verwaltung; beinahe alle Beamten waren ehemalige Offiziere der Kaisergarde. Der Oberst Maziau, von den berittenen Jägern der Kaisergarde, Herr Rey von Grenoble, Mitglied des Direktionsausschusses; Herr Dumoulin, Ordonnanzoffizier des Kaisers im Jahr 1815, und mehrere aktive Offiziere, worunter der Lieutenant Maillet, der später im Jahr 1830 in Griechenland getödtet wurde, und Berard, Bataillonschef der Legion du Nord, versammelten sich häufig im Bazar.

Der Oberst Sauset bereitete mit Hilfe einer Veteranencompagnie eine Bewegung in Vitry vor; der Oberst Maziau unterhielt Einverständnisse mit einem berittenen Chasseurregiment und mit der Seinelegion, die in Amiens und Cambray in Garnison lagen: Rey hatte die Dauphiné aufzuwiegeln gesucht; alle manövrirten außerhalb Paris,

als der Lieutenant Maillet eines Tags ankündigte, daß einer seiner Freunde, der Capitän Nantil, von der Meurthe-Legion einen vollständig ausgearbeiteten Plan besitze, um ein Complott in Paris zum Ausbruch zu bringen. Nantil setzte seine Ideen auseinander und garantirte dafür, daß er Mitschuldige finden werde. Er wurde aufgefordert das Unternehmen in Verbindung mit dem Kommandanten Berard zu versuchen.

Einer der Verwandten Nantils, Chalin, Adjutant in der königlichen Garde, führte ihm eine große Menge seiner Kameraden zu, sämmtlich alte Soldaten des Kaiserreichs, die im 2. und 5. Regiment der Gardeinfanterie, welche damals in Paris stand, Unteroffiziere geworden waren. Der Bataillonschef Berard fand auch in der Legion du Nord Helfershelfer. Die Generale Pajol, Bachelu, Eugen Merlin (Sohn des Conventsmitglieds), Maransin und Lafitte, die Obersten Ordener, Dentzel, Combe, Ferrari, Caron, Fabvier und der Commandant Brice traten in das Complott ein. Gegen Ende Juli 1820 waren die Meurthe-Legion, die Legion der Cotes-du-Nord, und die erste Legion du Nord, wie auch ein Theil des ersten und fünften Regiments der königlichen Garde für die Verschwornen gewonnen. Aber Uneinigkeit herrschte im Direktionsausschuß. Der General Tarayre wollte, die Verschwörung sollte im Namen Napoleons II stattfinden; Herr von Lafayette widersetzte sich der Aussprechung dieses Namens. Es wurde beschlossen, daß man die dreifarbige Cocarde annehmen und es Frankreich frei stellen solle seine Regierung zu wählen. Mit der Nationalgarde von Paris machte Herr von Lafayette

sich anheischig die Revolution zu einem guten Ende zu führen. Man sollte zuerst Vincennes nehmen; Nantil und der General Merlin glaubten, sie würden sich mit Hilfe der Gerüste, die zum Behuf von Reparaturen aufgestellt waren, sowie der für die Arbeiter erbauten Interimsbrücken leicht einschleichen können.

Etwa 20 Offiziere unter dem Kommando des Obersten Saint-Charles, Adjutanten des Generals Fririon, sollten sich bei dem Hauptthor in Hinterhalt legen und, sobald es aufging, über den Wachtposten herfallen. Die Meurthe-Legion sollte bei der Nacht aus der Kaserne de la Nouvelle-France ziehen und durch ihre Mitwirkung den Erfolg dieses Angriffs sichern. Während dieser Zeit sollte der Kommandant Berard seine Legion von den Côtes-du-Nord zusammenziehen, gegen die Bastille marschiren, sich im Beaumarchais'schen Garten aufstellen und auf diese Art die Linie der Boulevards beherrschen. Endlich sollte der Kapitän Dequevauvillers sich vor dem Stadthaus auf den Kais der Seine aufstellen und dadurch die reichen Viertel von Paris von der Arbeiterbevölkerung trennen, deren Mitwirkung man erwartete.

Der General Merlin übernahm das Kommando in Vincennes, wo Lafayette sich als Chef der neuen provisorischen Regierung einrichtete.

Nachdem alle diese Maßregeln die Beistimmung der Betheiligten gefunden, begaben sich der Oberst Sauset nach Vitry, der Oberst Mazìau nach Amiens, La Fère und Cambrai; der General Lafayette nach seinem Schloß Lagrange, Herr von Argenson nach seinen Hammerwerken am

Oberrhein, Herr von Corcelles nach Lyon und Herr von Saint-Aignan nach Nantes. Man erwartete, daß sie als Mitglieder des Direktionsausschusses das Signal geben würden; allein sie gaben keines. Inzwischen war der Ausbruch in Paris auf die Nacht vom 19. auf den 20. August festgesetzt worden; allein schon am 15. wurden von Unteroffizieren, die man ins Complott eingeweiht hatte, Enthüllungen gemacht. Man hatte sich begnügt einige Ueberwachungsmaßregeln zu treffen, als am 19. Morgens der Herzog von Ragusa, welcher als Marschall-Major den Dienst hatte, benachrichtigt wurde, daß das Complott auf den Abend zur Ausführung kommen solle. Er setzte den Ministerrath davon in Kenntniß. Nantil traf nebst den Obersten Ordener und Dentzel die letzten Maßregeln auf dem Boulevard Saint-Martin, als ein Offizier und ein Unteroffizier der Legion ihm meldeten, es sei ein Haftbefehl gegen ihn in der Kaserne angekommen. Er flüchtete sich zu Beslay, einem Studirenden der Rechte. Am 20. wollte Nantil das Complott von Neuem anzetteln und behauptete, die Regierung wisse nur sehr wenig; aber an diesem Tag machte der Commandant Berard, erweicht durch die Thränen seiner Gattin, dem General Montélégier Enthüllungen. Jetzt wurden zahlreiche Verhaftungen vorgenommen und die compromittirten Legionen mußten augenblicklich Paris verlassen. Die Verschwörung war aufgelöst. Nantil konnte nach Nantes gelangen, wo er von Neuem conspirirte, während der Prozeß vor dem Pairshof verhandelt wurde. 65 Personen wurden auf Verlangen des Generalprokurators Jacquinot von Pampelune in Anklagestand versetzt. Am

21. Januar beschloß der Hof die Freilassung von 31 Angeklagten und behielt nur 34 zurück. In Folge dieses Beschlusses legte Herr Jaquinot seine Stelle als Generalprokurator beim Pairshof nieder. Der Prozeß wurde Herrn von Peyronnet, Generalprokurator in Bourges, übertragen, der kurz vorher zum Deputirten ernannt worden war. Am 29. Juni beginnt der Hof seine Berathungen und beschließt, daß fünf Achtel der Stimmen für die Verurtheilung der Angeklagten nöthig seien. Dieser Umstand war den Angeklagten günstig. 25 wurden freigesprochen: der Kapitän Nantil und Rey wurden in contumaciam zum Tod verurtheilt; die andern Verurtheilungen hatten nur einige Jahre Gefängnißstrafe zur Folge. Aber dieser Prozeß machte die Regierung mißtrauisch, und 1500 Unteroffiziere wurden außer Aktivität gesetzt.

In Folge der Militärverschwörung vom Bazar im Jahr 1822 wurden der Garde-du-Corps Lacombe, der Lieutenant Desbordes und die Unterlieutenants Brue und Pégulu, welche zwar ihre Freiheit, nicht aber ihre Stellen wieder erhalten hatten, von den Herren Argenson und Köchlin in ihren Hüttenwerken im Elsaß angestellt. Dort entwarfen sie den Plan ein neues Complott anzuzetteln, das in Neubreisach und Befort zum Ausbruch kommen, dann aber in Mühlhausen und Colmar weiter spielen sollte. Sie glaubten durch den Advokaten Petit-Jean und durch den auf halben Sold gesetzten Lieutenant Roussillon das 29. Linienregiment zu haben, mit welchem diese Herrn in Verbindungen standen, und das die beiden Festungen besetzt

hielt. Man wurde handelseins. In Befort versprachen die Unterlieutenants Manoury und Peugnet, in Neubreisach die Lieutenants Armand Carrel, den ich genau gekannt habe, und von dem ich später ausführlich sprechen werde, Grometty und Levasseur die Mitwirkung ihrer Bataillone. Der außer Activität gesetzte General Dermoncourt, der im Jahre 1832 bei der Verhaftung von **Madame**, der Herzogin von Berry, in Nantes kommandirte, trat ins Complott ein. Neubreisach und Befort sollten zur selben Stunde und in derselben Nacht die dreifarbige Fahne aufpflanzen, darauf sollte die Vereinigung in Colmar stattfinden. Hier sollte der General Dermoncourt das Cavallerieregiment, das da in Garnison lag, mit sich nehmen. Mühlhausen würde sich, hoffte man, erklären, und man zweifelte nicht daran, daß die Bewegung in Epinal, Nancy und Metz Anklang finden würde. Jedenfalls verpflichtete sich der Oberst Brice die Verbindung zwischen dem Elsaß und Paris mit den Trümmern der Freischaaren, die er in den Jahren 1814 und 1815 kommandirt hatte, abzuschneiden. Die provisorische Regierung sollte in Befort proklamirt und in Colmar eingesetzt werden, bis Straßburg seine Thore öffnen würde. Die Herren Lafayette, Argenson und Jacques Köchlin waren zu Mitgliedern derselben designirt. 25—30 Pariser Carbonari, die man unter den entschlossensten ausgewählt hatte, sollten ihnen voranreisen und sich heimlich in Befort oder in der Umgegend festsetzen.

Das Complott sollte in der Nacht vom 29. auf den 30. Dezember 1821 zum Ausbruch kommen. In dem Direktionsausschuß war Uneinigkeit ausgebrochen. Man

fürchtete, das Complott sei nicht gut angelegt, und Herr von Argenson, den seine Collegen vorausgeschickt hatten, um den Stand der Dinge zu untersuchen, verbarg sich, empfing keinen Menschen und schickte keine Nachrichten nach Paris. Am 31. kam der Oberst Brice mit Herrn Bazard (ehemaligem Lotteriebeamten unter dem Kaiserreich und nach 1830 Mitbewerber des Père Enfantin um die Saint-Simonistische Tiara). Herr Joubert, sowie die Brüder Ary und Henry Scheffer und Herr von Corcelles Sohn waren ihnen vorausgereist. Der General Lafayette, sein Sohn Georges und Manuel befanden sich unterwegs, ebenso auch der Oberst Fabvier, der auf halben Sold gesetzte Lieutenant Benies und ein Oberoffizier, welchen Herr von Vaulabelle nicht nennt, der aber, sagt er, später Minister wurde.

In Befort rechnete man, daß diese Herrn am 1. Januar 1822 ankommen könnten, und man beschloß an diesem selben Abend zur That zu schreiten. Der Oberst Pailhès (ein anderer Freigesprochener vom 19. August) war herbeigeeilt und die Herren Joubert und Armand Carrel kamen mit Herrn Jacques Köchlin von Neubreisach her. Ein Unterlieutenant vom 29., Herr Manoury, hatte für einen seiner Kameraden die Wache am Hauptthor der Festung übernommen, um es den Verschworenen zu öffnen. Die ins Komplott eingeweihten Unteroffiziere kündeten ihren Kameraden auf geheimnißvolle Weise an, es werde in allen Festungen eine Bewegung losbrechen; die Bourbonen werden gestürzt werden, und die Unteroffiziere, welche dabei

den größten Eifer entwickeln, werden die Stellen der royalistischen Offiziere erhalten.

Beim Appel am Abend befahl der Adjutant Tellier den Sergentmajoren des Bataillons die Soldaten ihre Tornister packen, die Feuersteine an die Flinten setzen zu lassen, kurz sie zum Aufbruch bereit zu halten. Die Unteroffiziere gehorchten, und begaben sich sodann zu einem Mahle, das ihnen von Tellier in Erwartung der Stunde des Ausbruches gab. In einem benachbarten Hotel regalirte der Oberst Pailhès einige Offiziere des Bataillons und andere Offiziere auf halbem Sold, welche Mitschuldige waren. Der Erfolg schien gewiß: ein Zufall machte die Sache scheitern. Ein Sergent, der am Morgen zurückgekommen und nicht in Kenntniß gesetzt worden war, begab sich, nachdem er Telliers Befehl vollzogen hatte, zu seinem Kapitän. Er glaubte seinen Eifer zu beweisen, wenn er ihm meldete, daß Alles zur Waffenergreifung fix und fertig sei. Bei dem Kapitän befand sich einer seiner Collegen. Der Befehl erscheint ihnen seltsam. Sie gehen zum Oberstlieutenant und finden, daß er eben so wenig weiß, wie sie selbst. Alle drei begeben sich zum Platzkommandanten, dem Bataillonschef Toustain, einem alten Soldaten der Republik und des Kaiserreichs. Dieser ahnt ein Complott; er schickt die Offiziere in die Kaserne, um die Truppen zu enttäuschen, und zieht aus, um die Posten zu visitiren. Als er an das von Manoury bewachte Thor kommt, bemerkt er vier junge Leute, nämlich Brun, Pegulu, Desbordes und Lacombe. Er läßt sie verhaften, übergibt sie dem Posten und rückt mit einigen Soldaten hinaus.

Der Sergent, der die Ursache aller dieser Vorsichtsmaßregeln gewesen, hatte, als er von seinem Kapitän kam, den Adjutanten Tellier getroffen und ihm voll Freude erzählt, was er gethan habe. Tellier eilt zu dem Oberst Pailhès und meldet ihm, daß das Complott entdeckt ist. Die Verschworenen entfliehen mit Hilfe Manourys; Brun und seine Kameraden kamen zuletzt an, als sie von dem Kommandanten Toustain überrascht wurden. Der Kommandant bemerkte, als er aus der Festung hinauskam, 25—30 Individuen, die in kleinen Gruppen nach der Vorstadt zugiengen. Eine dieser Gruppen wurde angehalten; der Kommandant erkennt einen Offizier der Garnison, ruft ihn an und befiehlt ihm vorzutreten. Dieser, der Unterlieutenant Peugnet, springt auf die Seite und feuert eine Pistole ab; die Kugel trifft das St. Ludwigskreuz des Kommandanten, aber die Kraft des Schusses wirft ihn zu Boden. Peugnet ergreift die Flucht. Toustain erhebt sich wieder. Er hatte blos fünf Soldaten bei sich und zwar mit nicht geladenen Gewehren. Er kehrt zum Posten zurück, um seine Gefangenen zu verhören, und Aufschlüsse über das Complott zu erhalten. Aber sie waren hinter ihm mit Manoury entwischt. Inmitten so vieler Verräthereien blieb nur eine einzige Sache zu thun übrig, nämlich daß er das Bataillon zur Pflicht zurückbrachte. Die Anwesenheit der Chefs führte dieses Resultat herbei. Der Kommandant Toustain erhielt zur Belohnung das Kommandeurkreuz der Ehrenlegion, den Grad als Oberstlieutenant und einen bedeutenderen Posten, das Kommando von Longwy, auf welchem er bis zum Jahr 1830 blieb.

Tellier wurde in der Schweiz verhaftet. Er legte unvollständige Bekenntnisse ab, und am 22. Juli 1822 wurde der Prozeß vor dem Assisenhof von Colmar eröffnet. Die Angeklagten waren vierundvierzig an der Zahl: einundzwanzig befanden sich auf flüchtigem Fuß.

Am 30. Dezember verurtheilte der Hof, der ohne Geschworene zu Gericht saß, Peugnet, Manoury, Brun, Pégulu, Desbordes, Lacombe und Petit-Jean in contumaciam zum Tode; Beaume Sohn wurde zu fünf Jahren Gefängniß verurtheilt. In Betreff der andern Flüchtigen wurde erklärt, daß ein Aufschub stattfinde, und daß die Untersuchung offen bleibe. Später stellte es sich heraus, daß mit Ausnahme von zweien die Namen der Andern sämmtlich fingirt waren.

Die Angeklagten, welche der Verhandlung anwohnten, waren dreiundzwanzig an der Zahl, und unter ihnen wurden am 13. August Tellier, Oberst Pailhès, Dublar und Guinan des Komplotts gegen die Sicherheit des Staates schuldig erklärt, und zu fünfjähriger Gefängnißstrafe, fünfjähriger polizeilicher Aufsicht, sowie in die Kosten verurtheilt. Die neunzehn andern wurden freigesprochen.

Während sich die Herren Pailhès, Dublar und Buchez zu Colmar in Untersuchungshaft befanden, hatte Oberst Caron, einer der Freigesprochenen von der Militärverschwörung, sie besucht und ihnen einen Plan zu ihrer Befreiung mitgetheilt. Die Flucht war möglich. Man brauchte, um von außen her in einen der Gänge zu gelangen, blos eine vernagelte Thüre einzustoßen, dann konnte man leicht bis zu den Gefangenen kommen. Der Oberst bedurfte einiger

Verbündeten. Er eröffnete seinen Plan einem Reitlehrer in Colmar, einem alten Lieutenant Namens Roger, und einem Sergenten der Garnison, einem gewissen Delzaive, der einen gründlichen Haß gegen die Bourbonen an den Tag legte. Delzaive denunzirte Caron augenblicklich bei seinen Chefs. Man befahl ihm bereitwillig auf die Vorschläge des Obersten einzugehen, und drei andere Unteroffiziere, Thiers, Gérard und Maignien wurden ihm beigegeben. Jetzt begnügte sich Caron nicht mehr mit der Befreiung der Gefangenen; er erblickte die Möglichkeit das Complott von Befort wieder anzuknüpfen. Inzwischen meldeten Gendarmen den Verhafteten, daß sie Befehl erhalten haben Caron genau zu beobachten, und daß man die vernagelte Thüre, die auf den Gang führe, vermaure. Caron wollte jetzt zurücktreten; aber die Unteroffiziere erklärten ihn für einen Feigling und sagten, wenn er nicht weiter gehe, so werden sie ihn denunziren, um ihre eigenen Köpfe zu retten. Auf diese Art wurde das Complott von Colmar angezettelt.

Caron beschloß zu handeln. Am 2. Juli 1822, Nachmittags drei Uhr verließ Thiers mit neunzig Mann, die keine andere Waffe als ihren Säbel hatten, die Stadt Colmar. Eine Viertelmeile von der Stadt treffen sie Caron in Civilkleidern. Zwei (französische) Meilen von Colmar tritt Caron in ein Gehölz und erscheint bald wieder in seiner Dragoneruniform, sowie mit den Insignien seines Grads. Thiers tritt ihm das Commando ab, schwört ihm Treue, und man bricht auf mit dem Ruf: Es lebe Napoleon II! Bei Meyenheim trifft man eine Schwadron Chasseurs von der Charente, welche Gérard herbeiführte,

und in deren Mitte Roger in Civilkleidern sich befand. Die Vereinigung geschieht unter dem Ruf: Es lebe Napoleon II! Nieder mit den Bourbonen! Man zieht in das Dorf und will die dreifarbige Fahne auf dem Kirchthurm aufpflanzen lassen. Ein alter Capitän riecht die Lunte, entschuldigt sich mit der vorgerückten Stunde und verschiebt die Sache auf morgen. Man war halbwegs zwischen Colmar und Mühlhausen, und man zog weiter, um die Insurgenten von Mühlhausen zu treffen, deren Mitwirkung Caron versprochen hatte. Man kommt nach Ensisheim, einem großen, verschlossenen Marktflecken, wo sich das Centralgefängniß befand, das von zwei Compagnien Infanterie und einer starken Abtheilung Gendarmerie bewacht wurde. Caron will diese Truppe anreden und sie wegnehmen; ein Unteroffizier, der sich in seiner Nähe hielt, erbietet sich vorher zu recognosciren. Er entfernt sich, wechselt einige Worte mit dem Commandanten der Truppe, kommt dann zurück und erzählt, dieser Offizier habe ihn nicht wollen in seine Nähe kommen lassen, sondern sogar mit Feuer gedroht, im Fall er darauf hätte bestehen wollen. Caron will selbst mit ihm sprechen, allein man umgibt ihn und zieht ihn fort mit dem Geschrei: Es lebe Napoleon II! Die Colonne umgeht Ensisheim und kommt ins Dorf Battenheim, das nur noch zwei Meilen von Mühlhausen abliegt.

Hier werden Caron und Roger verhaftet und geknebelt. Der Unteroffizier, der sich während des Marsches immer in Carons Nähe gehalten hatte, enthüllt sich: es war der Capitän Nicol. Als er die Insurgenten von Mühlhausen nicht

ankommen sah, hatte er beschlossen der Sache ein Ende zu machen. Tags darauf wurden Caron und Roger nach Colmar zurückgebracht. Am 18. September erschienen sie vor dem Kriegsgericht in Straßburg. Caron wurde mit Stimmeneinheit schuldig erklärt und zum Tod verurtheilt. Roger wurde in Bezug auf Verleitung zum Treubruch und Mitschuld an solcher freigesprochen, aber wegen Complotts gegen die Sicherheit des Staats vor die zuständigen Gerichte gewiesen.

Der Oberst Caron wurde am 1. October erschossen. Er stellte sich den zwölf mit der Execution beauftragten Soldaten gegenüber, ließ sich die Augen nicht verbinden, commandirte selbst das Feuer und starb muthvoll.

Am 23. Februar 1823 erschien Roger nebst Forel, einem alten Offizier der kaiserlichen Garte und Neffen des Grafen Lobau, und einem gewissen Jousseaud, dem Sohn eines Kaufmanns im Departement der Vogesen, vor dem Assisenhof der Mosel. Die beiden letzteren wurden freigesprochen. Roger wurde zum Tod verurtheilt, aber der Gnade des Königs empfohlen. Seine Strafe wurde in zwanzigjährige Zwangsarbeit nebst Ausstellung verwandelt. Er verbüßte seine Zeit in der Festung Metz, wurde später auf die Galeeren von Toulon geschickt, aber im Jahr 1824 durch Vermittlung des Herrn von Chateaubriand, damaligen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, welchem er durch Madame Recamier empfohlen worden, vollständig begnadigt.

Am 12. Juli 1822, neun Tage nach der Verhaftung Rogers und Carons, ließ der General Pamphile Lacroix,

Commandant der fünften Militärdivision, das achtundvierzigste Linienregiment, sowie die Chasseurs vom Allier und von der Charente auf dem Marsfelde von Colmar antreten. Er verkündete ihnen die Ernennung des Capitäns Nicol zum Schwadronschef, und der Unteroffiziere Thiers, Gerard und Magnien zu Unterlieutenants. Der Unterlieutenant Thiers wurde mit seinem neuen Grad in ein Regiment geschickt; alle Offiziere ließen ihn fordern; er wurde in ein anderes Regiment eingereiht, aber auch hier that sich dieselbe Opposition gegen ihn kund, und so ernannte man ihn zum Unterlieutenant in der Gendarmerie. Diese drei Unteroffiziere und der Sergent Delzaive erhielten überdies von der versammelten Garnison ein Geldgeschenk von je fünfzehnhundert Franken; aber Delzaive erhielt die Epaulette nicht.

Im Augenblick, wo das Complott von Befort losbrechen sollte, setzte sich die Propaganda fest. Die Venten wurden auf allen Punkten organisirt. Unter den Mitgliedern des Carbonarismus in Marseille befand sich der Capitän Vallé von der alten Kaisergarde, der nach Marseille gekommen war, um eine zur Unterstützung Griechenlands bestimmte Compagnie Freiwilliger zu organisiren. Aber hinter diesem Organisationsprojekt verbarg sich die emsige Propaganda, die Vallé machte; überdieß glaubte der Direktionsausschuß eines Bataillons vom 5. Linienregiment unter den Befehlen eines Oberoffiziers, der ebenfalls Caron hieß und Carbonaro geworden war, sicher zu sein: Vallé sollte die Bewegungen Carons unterstützen.

Am 10. Januar 1822 kamen die Herren Arnold Scheffer und Corcelles Sohn nach Marseille und dräng-

ten Caron, daß er endlich handeln solle, als dieser ihnen meldete, man beginne Argwohn gegen ihn zu schöpfen, und er habe soeben Befehl vom Kriegsminister erhalten, augenblicklich nach Paris zu kommen. Er reiste also noch am selben Tage nebst den beiden Emissären mit der Post ab, und dieß war sein Glück.

In demselben Augenblick hatte Vallé mehrere alte Militärs bei einem Frühstück um sich versammelt, und nach einigen Umschweifen erklärte er ihnen, er sei Mitglied einer sehr starken geheimen Gesellschaft; auch verlas er ihnen ein Programm, worin der Zweck derselben ganz genau ausgesprochen war. Man hatte soeben aus den Journalen Nachricht über den Ausgang des Complotts von Béfort erhalten. Ein ehemaliger Capitän der alten Kaisergarde, Namens Sicard, fand es seltsam, daß eine solche Mittheilung in einem Café so gänzlich ohne Vorbehalt gemacht wurde. Er nannte Vallé einen Polizeiagenten, der die Leute aufs Eis führen wolle, und so entspann sich ein Streit. Sicard ließ den Polizeikommissär holen, und als Vallé diesen erblickte, zerriß er sein Programm, warf die Stücke zum Fenster hinaus und ließ sich verhaften.

Vallé hatte in seinen Mittheilungen mehrere Namen genannt, und man verhaftete die bezeichneten Personen. Die Behörde, welche seit langer Zeit ein argwöhnisches Auge auf Caron hatte, wollte auf die Nachricht, daß er am Morgen den Besuch zweier Fremden empfangen habe, sich auch dieser drei Männer bemächtigen. Als man in Carons Wohnung kam, erfuhr man, daß er mit den beiden Fremden nach Paris abgereist war. Man ließ den Telegraphen

spielen, aber Scheffer und Corcelles stiegen im Valence, Caron in Lyon aus dem Postwagen. Als die Polizei von Paris sich bei der Ankunft desselben einstellte, war er leer.

Die in Marseille Verhafteten waren der Capitän Vallé; ein geflüchteter piemontesischer Offizier Salomon; ein abgedankter Offizier Renaud; ein Gutsbesitzer Chaffarol; ein piemontesischer Flüchtling und Gutsbesitzer Constantin; ein abgedankter Offizier Blanchard und ein Schiffsconducteur Orcel Sohn. Caron und der piemontesische Flüchtling Capitän Spinola wurden in contumacium zum Tod verurtheilt. Die Polizei hatte Vallés Programm aufgelesen und die Stücke zusammengelegt. Vallé wurde zum Tod und Salomon wegen Anhörung aufrührerischer Vorschläge zu zehnjähriger Verbannung verurtheilt. Die andern Angeklagten wurden freigesprochen. Die Todesstrafe zog den Verlust der Ehrenlegion nach sich; als Vallé diesen Theil des Urtheils vernahm, riß er sein Band aus dem Knopfloch und verschlang es. Er wurde am 10. Juni hingerichtet.

Ein Sergentmajor, Namens Bories, vom 45. Linien-Regiment, das im Jahr 1821 zu Paris in Garnison lag, war von einem Studirenden der Rechte in den Carbonarismus eingeweiht worden. Er gründete seinerseits eine Venta im Regiment und nahm fürs erste den Schützen Lefèvre und den Sergent Goubin auf. Hierauf nahm die Gesellschaft rasch zu. Am 22. Januar 1825 zog das 45. nach La Rochelle. Durch einen Streit, der sich in Orleans mit Schweizern entspann, wurde Bories während des Marsches von seinen Kameraden getrennt. Aber man hegte Verdacht. Bories eröffnete sich in Poitiers dem Sergent-

major Choulet, welcher den Oberst in Kenntniß setzte, und nun brachte man ihn zu einem alten Offizier, der sich für einen Feind der Regierung ausgab, und dem er unvorsichtig genug seine Stellung und seine Hoffnungen anvertraute. In Niort nahmen seine Kameraden von den Liberalen eine Einladung zu einem Male an und ließen dabei sehr compromittirende Aeußerungen fallen. Bei seiner Ankunft in La Rochelle wurde Bories in das städtische Gefängniß gebracht, von da aber nach Nantes geschickt, wo der Divisionscommandant General Despinois ihn verhören wollte.

Diese unerwartete Abreise ließ die Direktion der Venta in den Händen des Sergenten Pommier, der einer solchen Aufgabe nicht gewachsen war. Während Bories fortgebracht wurde, war das Complott von Saumur, von welchem wir sprechen werden, soeben gescheitert, und der Lieutenant Delon kam mit dem General Berton nach La Rochelle. Delon schiffte sich mit einem seiner Freunde, dem Lieutenant Moreau, nach Spanien ein. Berton blieb. Die Situation von La Rochelle schien ihm vortrefflich: Seehafen, Sitz einer civilistischen Centralventa, die sich zugleich auf andere Venten, auf das 45. und auf zwei Bataillone Infanterie, die auf der Insel Ré lagen, stützte, war La Rochelle ein Vereinigungspunkt und ein Zufluchtsort, welchem das Meer offen blieb. Berton setzte sich mit Pommier in Verbindung und befahl ihm sich zur That bereit zu halten.

Pommier ruft die Carbonari des 45. in ein Wirthshaus, eine Viertelmeile von La Rochelle, zusammen. Er verkündet ihnen die Anwesenheit des Generals Berton und

theilt die Befehle mit, die er empfangen hat. Ein Sergentmajor Goupillon verlangt, man solle alsbald zur That schreiten, das Regiment nehmen und, um eine Diversion zu machen, die Kaserne in Brand stecken. Dieser Vorschlag wird verworfen. Pommier verweigert nähere Erklärungen über den wirklichen Augenblick, wo man handelnd auftreten soll, und man trennt sich mit dem Versprechen bereit zu sein. Diese Versammlung fand am 11. März statt. Am 13. wurden Pommier und Goubin in Folge der eingelaufenen Berichte über das Mahl von Niort auf Befehl des Obersten verhaftet und in das städtische Gefängniß geführt.

Diese doppelte Verhaftung ängstete Goupillon, der für seinen eigenen Kopf fürchtete. Auf dringendes Zureden Choulets machte er dem Oberst eine Erklärung, erzählte ihm Alles was er gesehen, gethan oder gehört, und gab ihm das Namensverzeichniß sämmtlicher Eingeweihten. Noch am selben Abend wurden Raoulx und Lefèvre, als sie von einer Besprechung kamen, die sie mit dem General Berton bei dem Präsidenten der Centralventa gehabt, nebst den andern Verschwornen verhaftet, und man fand in ihren Koffern oder in ihren Strohsäcken die Dolche, die sie als Bundeszeichen empfangen hatten. Der General Despinois eilte nach La Rochelle. Goupillon hatte nur unvollständige Bekenntnisse abgelegt. Der General erhielt jetzt viel ausführlichere Mittheilungen von Goubin und Pommier, die ihm von der Centralventa erzählten, mit welcher man sie zu Poitiers in Verbindung gebracht hatte. So kam man an das Band, welches die bürgerlichen Verschwörer mit den militärischen verknüpfte. Die Minister wurden in Kenntniß

gesetzt, und die Mitglieder dieser Venta, Baradère, Gauron, Rozé und Henon wurden alsbald verhaftet. Der Letztere gestand Alles und ertheilte die genauesten Aufschlüsse. Aber die Organisation des Carbonarismus war von der Art, daß die Entdeckung einer Venta nicht zur Entdeckung einer andern Venta und noch weniger zur Entdeckung des Direktionsausschusses oder der Oberventa führen konnte. Nach Verfluß von sechs Monaten konnte man den Carbonari vom 45. nur noch den Capitän Massias von demselben Regiment und die von Goubin und Pommier bezeichneten Mitglieder der Centralventa beigesellen. Massias, Baradère und Bories hatten in Beziehungen zu Herrn von Lafayette und andern Mitgliedern des Direktionsausschusses oder der Oberventa gestanden, beobachteten aber alle drei ein unverbrüchliches Stillschweigen.

Der Prozeß wurde am 21. August 1822 vor dem Assisenhof der Seine eröffnet. Fünfundzwanzig Personen saßen auf der Anklagebank. Die Verhandlungen währten bis zum 5. September Abends 10 Uhr, und am 6. Morgens wurde das Urtheil verkündet.

Bories, Goubin, Pommier und Raoulx wurden zum Tode verurtheilt. Goupillon wurde gleich ihnen schuldig erklärt, aber als Denunziant von aller Strafe entbunden. Sieben andere wurden theils wegen Mitschuld, theils als Hehler zu zwei bis fünfjähriger Gefangenschaft verurtheilt; die übrigen alle aber und namentlich die oben genannten Mitglieder der Centralventa von Poitiers wurden freigesprochen.

Während des Prozesses suchte man die Geschworenen

einzuschüchtern; man überschickte ihnen und verbreitete in großer Menge an den öffentlichen Orten und in den Theatern gedruckte Namenslisten der Mitglieder der Jury, denen die handschriftliche Drohung beigefügt war: „Blut fordert Blut! Tod! Dolch!"

Es wurden verschiedene Pläne entworfen, um die vier Verurtheilten zu retten. Man wollte, wenn sie vom Bicêtre weggeführt würden, um ihre Strafe zu erstehen, mittelst eines auf der Straße umgeworfenen Karrens die Wägen aufhalten, die Eskorte angreifen, sie in die Flucht schlagen und so die vier Sergenten befreien. Andere machten den Vorschlag, man solle die 9 oder 10,000 Carbonari von Paris zusammenrufen, sie hinter dem Spalier, das vom Justizpalast bis auf den Grèveplatz gebildet wurde, aufstellen, und dann sollten die Verbündeten auf ein verabredetes Zeichen über die Soldaten herfallen, während andere Carbonari sich über den Armensünderkarren herwärfen, die vier Sergenten herausrissen und in eine Postchaise brächten, die in einiger Entfernung warten sollte. Endlich wollte man einen falschen Courier spielen lassen, der eine Begnadigung zu überbringen und sein Papier in der Luft zu schwingen hätte, so daß die Geleitsmannschaft unschlüssig würde und in der Volksmenge eine Bewegung entstände, die einen glücklichen Handstreich gestatten könnte. Aber unglücklicher Weise kam keiner dieser Pläne zur Ausführung.

Ein junger Studirender der Medizin, Herr von La Tousche, der im Bicètre anatomischen Arbeiten oblag, meldete Herrn von Lafayette, daß er mit Hilfe eines Chirurgen der Anstalt, Herrn Margue, den vier Verurtheilten

zur Flucht verhelfen könnte. Der Direktor versprach seine Mitwirkung, wenn man ihm ein Kapital zusicherte, dessen Ertrag seinem Gehalt von 3000 Franken gleichkäme. Man brachte 70,000 Franken zusammen, welche der Oberst Dentzel Herrn von La Tousche übergab. Die Obersten Dentzel und Fabvier, sowie die Herren Ary Scheffer, Horace Vernet und einige andere Personen nahmen es auf sich die Mittel zur Flucht für die vier Sergenten, den Direktor und seinen Oheim, einen armen Priester und Gefängnißpfarrer vom Bicêtre, in Bereitschaft zu halten. Aber der Geistliche setzte den Polizeipräfekten in Kenntniß. Jetzt änderte der Direktor seine Rolle. Er erklärte, er habe mit seinen Eröffnungen warten wollen, bis die Sache weiter gediehen wäre. Man befahl ihm die Unterhandlungen fortzusetzen. Am bestimmten Tag erschienen die Herrn Margue und La Tousche. Herr von La Tousche überbrachte 10,000 Franken in Gold als Vorausbezahlung und 60,000 Franken in Bankscheinen, die erst nach bewerkstelligter Flucht eingehändigt werden sollten. Das Geld wurde auf dem Tisch ausgelegt, um gezählt zu werden. In diesem Augenblick traten plötzlich drei Gendarmen herein und eilten auf den Tisch zu. La Tousche konnte sich hinter die Thüre zurückwerfen. Jetzt kam ihm seine Ortskenntniß zu gut; er gelangte in den Sektionssaal, entzog sich da allen Nachforschungen, kletterte am folgenden Morgen bei Tagesanbruch über die Mauer des Spitalkirchhofs, ging nach Paris zurück und ließ dem Obersten Dentzel die 60,000 Franken wieder zustellen, die er gerettet hatte.

Am 19. November wurde diese Angelegenheit vor dem Zuchtpolizeigericht verhandelt. Der Oberst Fabvier wurde freigesprochen, Dentzel aber zu vier, Margue und La Tousche, letzterer in contumaciam, zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt.

Die Hinrichtung der vier Sergenten fand am 21. September 1822 statt. Bevor sie zum Schaffot abgeführt wurden, erschienen der Generalprocurator und der Präsident der Assisen, Herr von Montmerqué. Letzterer, der die Debatten mit einer Unpartheilichkeit geleitet hatte, welche die Verurtheilten selbst anerkannten, fragte sie in bewegtem Tone, ob sie keinen Versuch machen wollten, durch Enthüllungen die königliche Gnade zu erlangen. Sie antworteten einstimmig, sie hätten Nichts zu erklären. Neuen dringenden Vorstellungen setzten sie dieselbe Antwort entgegen.

Aber während der Fahrt nach der Richtstätte ließen diese vier kaltblütigen, muthvollen jungen Männer vom Armensünderkarren herab ihre Blicke nach allen Gegenden des Horizonts und über die sie umgebende Menge hinschweifen; sie suchten die Retter, die man ihnen versprochen hatte. Niemand zeigte sich, kein Versuch wurde gemacht, um sie dem Tod zu entreißen. Sie starben alle vier mit dem Ruf: „Es lebe die Freiheit!"

Diese Hinrichtung versetzte den geheimen Gesellschaften einen furchtbaren Schlag, da sie ihre Unmacht, so wie den vorsichtigen und ehrgeizigen Egoismus ihrer Häupter enthüllte.

Die Bewohner von Villefranche (Aveyron), dem Ge-

burtsort von Bories, verabredeten mit einander seinen Tod vor seinen Eltern geheim zu halten. Er schrieb ihnen oft; als nun keine Briefe mehr kamen, sagte man ihnen, er sei nach den Kolonien versetzt worden, und empfahl auch den Soldaten, die in Urlaub kamen, dieselbe Verschwiegenheit. Mehrere Jahre lang wurde das Geheimniß unverbrüchlich bewahrt. Man hätte es für ein Verbrechen gehalten, ehrenwerthe alte Leute, die bei der ganzen Bevölkerung in Achtung standen, zu betrüben.

Am 24. December 1821 bricht im Hause eines Kaufmanns zu Saumur eine heftige Feuersbrunst aus. Man eilt zu Hülfe, und unter den eifrigsten Löschern befinden sich die Zöglinge der Cavalerieschule. Eine Mauer stürzt über ihnen ein; 9 oder 10 werden augenblicklich getödtet, 5 oder 6 andere werden schwer verwundet. In den Kleidern eines der Todten findet man die Bestätigung der Enthüllungen, welche am 18. die Unteroffiziere Duzas und Alix über die Theilnahme einer großen Anzahl der Zöglinge an einer von den Rittern der Freiheit organisirten Verschwörung gemacht hatten. Diese Verschwörung sollte am folgenden Tag, den 25., in Saumur losbrechen. Der General Gentil-Saint-Alphonse hatte auf diese Aussagen kein großes Gewicht gelegt und sie seinem Vorgesetzten, dem General Jamin, zugeschickt, der nach Saumur gekommen war und sich darauf beschränkt hatte, die Untersuchung der Papiere und die Verhaftung eines Artillerielieutenants Namens Delon zu befehlen; aber dieser Offizier war entflohen. Die unerwartete Entdeckung führte jetzt die Verhaftung von 35—40 Unteroffizieren nach sich. 11 von ihnen wurden

wegen Complotts, um Napoleon II zurückzurufen und die Verfassung von 1791 zu proclamiren, vor das Kriegsgericht von Toulon gestellt. Der Proceß begann am 20. Februar 1822 und endete mit der Verurtheilung Delons, Sirejeans und Couderts zum Tode; die andern wurden zu 5—2jähriger Gefängnißstrafe verurtheilt, 2 wurden freigesprochen. Delon war entflohn. Sirejean und Coudert ergriffen den Recurs und das Urtheil wurde kassirt. Am 20. April erschienen die Angeklagten vor ihren neuen Richtern. Am 21. wurde Sirejean von Neuem zum Tode verurtheilt, Coudert aber blos der Hehlerei schuldig erklärt und zu 5jähriger Gefangenschaft verurtheilt. Sirejean wurde am 2. Mai erschossen; er starb muthvoll; er commandirte mit kräftiger Stimme selbst Feuer und betrachtete festen Blicks das Peloton, das ihn zu erschießen hatte.

Das Complott von Saumur war nicht vereinzelt. Es stand mit andern Versuchen in Verbindung, die in mehreren Städten des Westens und hauptsächlich in Nantes stattfinden sollten. Die Niederlagen in Befort, Marseille und Saumur hatten die Carbonari von Nantes veranlaßt ihre Bewegung aufzuschieben, um neue Rekruten anzuwerben; auf die dringenden Vorstellungen des Pariser Ausschusses jedoch entschlossen sie sich in den letzten Tagen des Februars 1822 zur That zu schreiten. Aber die Enthüllungen der Sergentmajore Feydit und Ranvaud vom 13. Linienregiment führten die Verhaftung einiger Offiziere und Unteroffiziere dieses Regiments, sowie einiger der einflußreichsten Verschworenen von Nantes mit sich.

Diese Enthüllungen wurden von den Angeklagten, von

denen sechs entflohen und sechs andere vor Gericht erschienen waren, energisch geleugnet und von andern Zeugen, die man vernahm, in einigen Details in Abrede gestellt. Die civilistischen Angeklagten hatten zahlreiche Freunde in Nantes; die Geschworenen sprachen sie alle frei. Von den sechs Flüchtigen dagegen wurden 5, welche Offiziere waren, am 7. September von dem Hof ohne Mitwirkung der Geschworenen zum Tode verurtheilt, der 6. jedoch, ein Civilist, wurde freigesprochen.

Eine zweite Verschwörung in Saumur hatte den General Berton, welchen der Chirurg Grandmenil nach Saumur gebracht hatte, zum Chef. Trotz der Verhaftungen vom 25. December 1821 knüpfte man das Complott von Neuem an. In einer zahlreichen Versammlung, die am 17. Februar 1822 bei dem Doktor Caffé gehalten wurde, setzte man den Ausbruch auf Samstag den 23., einen Markttag, fest. Die Carbonari der Umgegend konnten sich nach dieser Berechnung in der Stadt einfinden, ohne Argwohn zu erregen. Man kannte den Geist der Schule und wußte, daß sie durch die Unteroffiziere, die man Anfangs verhaftet, nachher aber wegen mangelnder Beweise freigegeben hatte, gewaltig aufgeregt war. In der Grenadiercompagnie vom 4. Linienregiment, welches die Garnison vervollständigte, zählte man als Mitschuldige einen Offizier und mehrere Unteroffiziere und Soldaten, welche die übrigen mit sich fortreißen sollten.

Der Aufstand wurde auf den 24. verschoben. Statt von Saumur selbst abzuziehen, beschloß man die Bewegung von außen herkommen und in Thouars anfangen zu lassen,

einem befestigten Städtchen 7 Meilen von da, wo die ganze Garnison aus fünf Gendarmen bestand, von denen man sagte, daß sie für die Empörung gewonnen seien.

Berton begab sich am 21. nach Thouars und blieb dort unter dem Namen Dubois bis zum 24. verborgen. An diesem Tag, Morgens 4 Uhr, zieht der General seine Uniform an und begibt sich zu den zahlreichen Verschworenen, die ihn erwarten. Man steckt die dreifarbige Kokarde auf, man vertheilt Patronen, man schlägt Generalmarsch, man läutet die Sturmglocke, man verhaftet den Maire und den Pfarrer; man requirirt die Reitpferde der Royalisten, und man zwingt die Gendarmen nebst ihrem Brigadier sich unter die Befehle Bertons zu stellen, welcher den Commandanten Gauchais und den Lieutenant Delon zur Seite hat. Andere Verschworene kommen noch dazu. Man begibt sich auf die Mairie, man verliest die Proclamationen, welche den Sturz der Bourbonen ankündigen; man macht bekannt, daß die provisorische Regierung aus den Generalen Lafayette, Foy, Demarçay, sowie den Herren Benjamin Constant, Kératry, d'Argenson zusammengesetzt, und daß überdieß Lafayette zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt ist. Man setzt die Behörden ab, man ernennt neue an ihrer Stelle, und man bricht Morgens um halb 8 nach Saumur auf. Die Kolonne zählte 125 oder 30 Mann mit Inbegriff der Gendarmen, die nur gezwungen marschirten.

Mittags um halb 3 Uhr kommt man nach Montreuil, einem großen Marktflecken halbwegs zwischen Thouars und Saumur. Hier recrutirt man sich mit etlichen 20 Mann

und 4 Gendarmen, die man gleich den ersten zum Mitgehen zwingt; aber ein fünfter, der glücklicher oder seiner Regierung treuer ist, wirft sich auf einen Querweg und warnt die Behörden von Saumur. Nur zwei Beamte wußten nichts von der Bewegung, der Unterpräfect Carrère und der Präsident des Civilgerichts; die andern waren Mitschuldige oder ließen sie der Sache ihren Gang. Gleichwohl ergreift man einige Maßregeln, man läßt die Zöglinge der Schule und die Gendarmen zu Pferd sitzen; aber war es nun Nachlässigkeit oder Vorbedacht, die Pistolen der Zöglinge hatten nur hölzerne Steine.

Berton kommt um 6 Uhr, aber das elende, abgehetzte Aussehen seiner kleinen Schaar flößt kein Vertrauen ein. Man erwartete einen Aufstand des Landvolks, allein das Landvolk war ruhig geblieben, weil die Stadt nicht zuerst ihre Bewegung gemacht hatte. Die Haltung der Zöglinge hat inzwischen nichts Feindseliges, und der Offizier, der sie commandirt, wagt es nicht sie marschiren zu lassen, weil er fürchtet, sie möchten umkehren. Aber der zweite Commandant der Schule kommt mit einem zahlreichen Peloton hinzu, und nun ziehen sich Berton und Delon, die vorangetreten waren, über die Brücke zurück und lassen sie verbarrikadiren.

Berton war unschlüssig, als er sah, daß die Stadt sich nicht rührte. Der Maire kommt zu ihm, macht ihm Vorwürfe wegen seiner Unvorsichtigkeit mit so geringer Mannschaft zu erscheinen, und fordert ihn auf sich zurückzuziehen. Berton will warten, weil er hofft, daß die Nationalgarde sich für ihn erklären werde. Der Unterpräfect, ein energi-

scher Mann, kommt an. Er verlangt, die Schule solle angreifen, aber das Terrain muß zuvor gesäubert werden. Der Unterpräfect schickt zum Schloßcommandanten und läßt Fußvolk nebst einer Kanone verlangen, um die Karren zu zerschmettern. Der Commandant schickt 25 Mann, verweigert aber das Geschütz. Herr von Carrère begibt sich selbst ins Schloß, bestimmt den Commandanten, und nun ertheilt Berton, als er erfährt, daß man ihn mit Artillerie angreifen will, um Mitternacht Befehl zum Rückzug. Der Maire läßt ihn auf der Straße von Doué, die er einzuschlagen sich den Anschein gibt, verfolgen, während die Colonne nach Thouars zurückzieht. Tags darauf und an den folgenden Tagen wurden theils in Thouars, theils in der Umgegend 150—160 Personen verhaftet.

Berton begibt sich, nachdem er seine kleine Schaar nach Thouars zurückgeführt, in's Departement Deux-Sèvres und von da nach La Rochelle, wo seine Anwesenheit, wie wir bereits gesagt haben, zur Katastrophe der Sergenten vom 45. Regiment beitrug. Er erreicht hierauf die Umgegend von Rochefort, wo er von Neuem Gelegenheit erwartet in die Schranken zu treten.

Die Schule von Saumur war verabschiedet und durch ein Regiment Carabiniere ersetzt worden, von welchem man behauptete, daß es dem Königthum getreu sei. Als die Verschworenen von Saumur von dem Pariser Comité erfuhren, daß sich in diesem Regiment, dem sie mißtraut hatten, eine Venta befinde, schöpften sie wieder Muth, setzten sich in Verbindung mit Paris und projektirten eine

neue Bewegung, deren Leitung Berton anvertraut werden sollte.

Berton, der davon in Kenntniß gesetzt wird, verläßt sein Versteck und kommt am 12. Juni 1822 nach Rosiers, 3 Meilen von Saumur. Am 14. wird er mit dem Chef der Venta der Carabiniere zusammengeführt: es ist der Wachtmeister Woëlfeld. Dieser verspricht dem General zwei Schwadronen seines Regiments in die Reihen der Insurgenten zu führen; auf die Offiziere, die im Allgemeinen Royalisten seien, könne man allerdings nicht rechnen; aber er bürge für die Unteroffiziere. Berton äußert den Wunsch einige von ihnen zu sehen, und Woëlfeld verpflichtet sich ihm vier zuzuführen. Das Rendezvous wird auf den 17. in einem vereinzelten Landhaus, genannt Alleu, $^3/_4$ Meilen von Saumur, festgesetzt. An diesem Tag werden auch die Deputirten von Angers und die Commissäre der benachbarten Ausschüsse erscheinen.

Indeß erfuhr man in der Zwischenzeit, daß die Polizei einer neuen Verschwörung auf der Spur zu sein scheine. Man beschloß, Berton solle der Besprechung nur dann anwohnen, wenn seine Freunde es für zweckmäßig hielten, und er solle sich $^1/_4$ Meile von Alleu verweilen. Der General sollte von den Herren Delalande und Baudrillet begleitet werden. Der letztere erhielt an demselben Morgen einen heftigen Fußstoß von seinem Pferd, so daß er den Weg nur zu Wasser machen konnte. Diese Fahrt war lang. Als man vor Alleu ankam, hatten die Fährleute einige Wurfgarne in den Fluß geworfen: man beschloß die gefangenen Fische in Alleu zum Frühstück zu verzehren.

Nach dem Frühstück wollte man weiter nach dem Ort fahren, wo Berton warten sollte, als Woëlfeld sich einstellte. Berton fragte ihn, wo seine Kameraden seien. Der Unteroffizier antwortet, sie seien in einem kleinen Gehölz in der Nähe des Hauses, und bringt sie, vier an der Zahl, heraus. Er stellt sie dem General vor und haftet für ihre Treue. Woëlfeld und seine Kameraden hatten eine Jagderlaubniß erhalten. Sie führten geladene Doppelflinten bei sich und hatten Pistolen in ihren Jagdtaschen.

Als der Wein auf der Neige war, ging Delalande weg, um neuen zu holen, und Berton blieb mit Baudrillet, der am Bein verwundet war, allein zurück. Woëlfeld sprang nach seiner Flinte, legte auf den General an und erklärte ihm, er sei sein Gefangener; ein andrer Unteroffizier erklärte Baudrillet dasselbe. Man bemächtigte sich auch Delalandes, als er zurückkam, und hielt ihn wie die andern fest. Berton wurde auf dieselbe Art gefangen wie der Oberst Caron.

Woëlfeld hatte, als er fort ging, um seine Kameraden zu holen, einen von ihnen nach Saumur geschickt, um Verstärkung zu verlangen. Man hört Pferdegalopp; es war ein Gutsbesitzer aus der Umgegend, Herr Meignan, der zum Rendezvous kommen wollte. Woëlfeld geht hinaus, betrachtet ihn, legt an und streckt ihn mit zwei Schüssen todt zu Boden. Bald kommen andere Commissäre, acht an der Zahl, hinzu, und unter ihnen Grandmenil, die Seele der Verschwörung. Die Anwesenheit dieser acht, obwohl unbewaffneten Männer gibt den Gefangenen ihre Hoffnung wieder; aber man hört Pferdegetrappel: es sind zwei Pe-

lotons Karabiniere, die ankommen. Die Verschworenen entfliehen nach der Loire und kommen glücklich hinüber. Berton und seine Mitschuldigen werden nach Saumur gebracht. Woëlfeld wurde zum Unterlieutenant ernannt; nicht in seinem Regiment, sondern in der Gendarmerie.

Auf Grandmenil wurde gefahndet, aber während man in Saumur und der Umgegend Nachforschungen anstellte, befand er sich in Paris. Die Linke beschäftigte sich damit ihm zur Flucht zu verhelfen. Am ersten August befand er sich, nachdem er in der Deputirtenkammer vor der Sitzung mit den Mitgliedern des Direktionsausschusses gesprochen hatte, in Gesellschaft des Herrn von Lapommeraie auf der Gallerie der alten Deputirten, als die Debatte sich just über das Complott von Saumur entspann. Inmitten einer hitzigen Erörterung wurde sein Name ausgesprochen. Die Linke häufte verabredetermaßen alle Arten von Vorwürfen über ihn, behandelte ihn als einen ehrlosen Feigling und Polizeispion. Voll Entrüstung wollte Grandmenil vortreten, um darauf zu antworten. Er hatte bereits sein Bein halb über die Schranke der Gallerie gesetzt, als er von Herrn von Lapommeraie und Herrn Georges von Lafayette, die herbeieilten, um einen Eclat zu verhindern, zurückgehalten wurde. Er ergab sich jetzt in die Nothwendigkeit und brachte seine Ehre der Sicherheit Aller zum Opfer. Aber er mußte dieses Opfer theuer bezahlen. Die Carbonari von der Normandie, an die er empfohlen war, betrachteten ihn, argwöhnisch gemacht durch die Debatten der Deputirtenkammer, als Verräther, und es bedurfte eines Briefes von Herrn Georges von Lafayette, damit sie die

gespielte Komödie begriffen und Grandmenils Ueberfahrt nach Jersey begünstigten.

Der Prozeß der zweiten und dritten Verschwörung von Saumur begann am 26. August 1822 vor dem Assisenhof von Poitiers. Die Angeklagten waren 56 an der Zahl: 40 waren anwesend, 16 befanden sich auf flüchtigem Fuße.

Als Generalprokurator fungirte Herr Mangin, der in den Jahren 1829 und 30 unter dem Ministerium Polignac Polizeipräfekt war. Bei diesem Prozeß sprach er die berüchtigte Phrase, welche die Drohung mit einer Anklage gegen die Deputirten der Linken enthielt und ihm so oft vorgeworfen wurde: „Ich bin nicht competent! . . . Wenn ich es wäre! . . .“

Berton beklagte sich in einem der Verhöre, daß die Regierung bei der Auswahl der Geschworenen alte Adelige zu Richtern über Plebejer, alte Emigranten und Ludwigsritter zu Richtern über Ritter der Ehrenlegion, die unter dem Kaiserreich decorirt worden, ernannt habe. Er sagte nicht, daß er selbst St. Ludwigsritter war. Die Geschwornen hatten nur über die Frage wegen Empörung zu antworten. Die Empörung war bewiesen; der Artikel 87 des Strafcodex sprach das Uebrige aus.

Das Zeugenverhör, wobei gegen 200 Personen vernommen wurden, ging erst am 4. September zu Ende, und am 5. begannen die Vertheidigungsreden. Die Debatten wurden am 11. geschlossen und um 9 Uhr Abends wurde das Urtheil gefällt. Ein Unglücksfall bezeichnete die Rückkehr der Angeklagten. Als man sie in ihr Gefängniß zurückführte, brach an einem der Wägen just vor der Schwelle

des Justizpalastes ein Rad, wodurch zwei Gefangene verwundet wurden.

Marchais und Benjamin Fradin wurden allein freigesprochen; Berton, Caffé, Henri Fradin, Sennechault, Jaglin und Saugé wurden zum Tod, die übrigen zu Gefängnißstrafen von 1—5 Jahren verurtheilt.

In contumaciam wurden Grandmenil und Delon, welcher letztere schon von dem Kriegsgericht von Tours verurtheilt worden, nebst neun Andern zum Tode; vier Andere zu Gefängnißstrafen von 1—5 Jahren verurtheilt und ein Einziger freigesprochen.

Die Frauen Caffé, Henri Fradin und Sennechault reisten augenblicklich nach Paris, um Gnade für ihre Männer zu erbitten. Die erstere wurde abgewiesen; die zwei andern waren glücklicher. Durch Vermittlung Ihrer Königl. Hoheiten **Madame**, Herzogin von Angoulême, und der Frau Herzogin von Berry wurde die Strafe Fradins in 20jähriges, die Strafe Sennechaults in 15jähriges Gefängniß umgewandelt.

Am 5. Oktober kam der Befehl zur Hinrichtung. Caffé öffnete sich die Schenkelpulsader mit einem Sou, den er geschärft hatte, und konnte sich auf diese Art vor dem Augenblick der Execution selbst den Tod geben. Man fürchtete, Berton möchte denselben Versuch machen, und unterwarf ihn daher einer doppelt strengen Aufsicht. Zur Mittagsstunde wurde er hingerichtet und starb mit dem Rufe: *Es lebe Frankreich, es lebe die Freiheit!*

Jaglin und Saugé wurden dem Richterspruch gemäß am 7. auf dem Marktplatz von Thouars hingerichtet.

Jaglin war sehr niedergeschlagen; Saugé dagegen zeigte sich entschlossener und rief sterbend noch: Es lebe die Republik! Die Journale aller Meinungen sprachen mit Bewunderung von diesem Umstand.

Am 30. Januar 1823 beurtheilte der Assisenhof vom Loiret Baudrillet, Duret, einen Holzschuhmacher, und den Notar Delalande, die eines Complottsversuchs bei Gelegenheit der Episode von Alleu angeklagt waren. Die zwei ersten wurden zum Tode verurtheilt, ihre Strafe aber in 20jähriges Gefängniß umgewandelt: Delalande erhielt drei Jahre Gefängniß. In contumaciam wurden Grandmenil (zum zweiten Mal) und noch vier Andere zum Tode verurtheilt.

Die Verschwörung von der Bidassoa war die letzte, und sie würde ohne die Enthüllungen des Herrn von Vaulabelle in der Geschichte nur als ein toller Versuch figuriren, der im Augenblick des Kriegs auf der Grenze Spaniens ausgeführt worden.

Die Complotte währten fort, nur war man vorsichtiger. Man entsagte der Idee auf die Armee, die im Begriff stand in Spanien einzurücken, durch dieselben Mittel wie bisher, d. h. durch Subalternoffiziere und Unteroffiziere zu wirken: man sondirte einige von den Generalen und Obersten, welche active Commandos hatten, und sie versprachen die Bewegung zu unterstützen. Man beschloß, daß die Franzosen, die in Folge der Entdeckung der früheren Complotte nach Spanien geflohen waren, die Initiative ergreifen sollten.

Es wurden aufrührerische Schriften und Spottlieder unter den Soldaten verbreitet.

Mehrere abgedankte oder pensionirte Generale und der Oberst Fabvier begaben sich zur Armee. Herr Fabvier ging in den Mittelpunkt der Cantonnirung eines Linienregiments, blieb vierzehn Tage da und erhielt von den meisten Offizieren und Unteroffizieren fortwährend Besuche, ohne daß der Oberst, ein bewährter Royalist, etwas Böses ahnte. Aber allmählig fielen öffentlich so dreiste Aeußerungen, daß Generale, die ins Complott eingeweiht waren, ihrer eigenen Sicherheit wegen die Entfernung einiger Unvorsichtigen beantragen mußten.

Die Polizei wurde aufmerksam gemacht. Sie erfuhr, daß an gewissen Tagen Diligencen voll von verdächtigen Reisenden nach der Grenze abgiengen. Der Wagen, der am 21. März abfahren sollte, wurde angehalten. Man bemächtigte sich der Reisenden und fand in einem Koffer unter der Adresse des Commandanten Lostende, ersten Adjutanten des Generals Guilleminot, Knöpfe mit dem Adler, dreifarbige Schärpen und Kokarden, Generalsepauletten und einen Regimentsadler mit seinem Halter. Es wurde ein Haftbefehl gegen Lostende ausgestellt, und der Kriegsminister Marschall Herzog von Belluno wurde an Guilleminots Stelle zum Majorgeneral ernannt. Der Herzog von Angoulême nahm diese Veränderung nicht an, aber Herr von Lostende wurde verhaftet und nach Paris gebracht. Diese Verhaftung machte das Complott scheitern. Enthüllungen kamen in Masse. Man hätte allzuviel Leute verhaften müssen. Man hielt es für klüger die Armee auf

das spanische Gebiet zu werfen: im Angesicht des Feindes, meinte man, würde sie nur noch ans Fechten denken. Dieser kluge und energische Entschluß rettete Alles. Selbst Herr von Lostende wurde freigegeben und mit dem Grad als Oberstlieutenant, den man ihm als Entschädigung ertheilte, auf seinen Posten zurückgeschickt.

Herr von Lostende war am 28. März verhaftet worden. Der Oberst Fabvier erfuhr es noch an demselben Tag, und unruhig darüber reiste er über die Grenze, um die Flüchtlinge aufzusuchen und die Bewegung zu beschleunigen. Er glaubte 7—800 Mann zu finden, fand aber nur 160, worunter 40 Piemontesen. Die 120 Franzosen hatten den Commandanten Caron vom 5. Linienregiment, der aus Marseille entwischt war, zum Chef. Fabvier kam mit seiner kleinen Schaar in der Nacht vom 5. auf den 6. April in Irun an und erfuhr, daß die französische Armee am 7. die Bidassoa überschreiten sollte. Er beschloß dieser Bewegung zuvorzukommen, und am 6. entfaltete seine Schaar die dreifarbige Fahne Angesichts der weißen Fahne und stimmte die Marseillaise an.

Der General Valin eilte herbei und ließ eine Kanone aufpflanzen, welche drei Schüsse that. Die erste Salve traf nicht, die zweite tödtete den Lieutenant Marotte, welcher die Fahne trug, und verwundete zwei oder drei andere Offiziere ziemlich schwer; die dritte fuhr unter die Gruppe der Piemontesen, von denen mehrere fielen. Der General Valin, der, wie Herr von Vaulabelle sagt, dem 9. leichten Regiment, welches die Artillerie unterstützte, mißtraute, ließ eine Abtheilung Gendarmerie vorrücken, und 15 oder 20 Todte

bedeckten die Erde, unter ihnen der Lieutenant Benies, welcher die den Händen Marottes entsunkene Fahne wieder aufgehoben hatte. Bei diesem unerwarteten Resultat zogen sich die Flüchtlinge zurück.

Solcher Art waren die 15 Verschwörungen, welchen die Bourbonen glücklich entgiengen. Sie wurden, wie wir bereits gesagt haben, anfangs zu Gunsten Napoleons I. oder Napoleons II. angezettelt; aber nach dem Tode Napoleons I. und Napoleons II. erscheint das republikanische Element unter Mitwirkung des Herrn von Lafayette; die künftige Regierungsform ist nicht genau ausgesprochen; man läßt sie noch im Unklaren; man stellt es Frankreich anheim darüber zu entscheiden; aber der Gedanke der Carbonari verräth sich durch den letzten Ruf Saugés auf dem Schaffot von Thouars; die Republik ist es, was man will.

Armand Carrel gehörte zu einer der Fremdenlegionen, die sich in Spanien gebildet hatten. Er verdient hier mit einigen Details über sein Leben und seinen Tod ausgezeichnet zu werden.

Ich war mit Carrel sehr liirt, und zwar sah ich ihn zum erstenmal bei folgender Gelegenheit. Nach Sautelets Selbstmord, der bald auf die Gründung des National erfolgte, schrieb Armand Carrel einen Artikel unter dem Titel: ein freiwilliger Tod, und ich nahm diesen Artikel in die Revüe de Paris auf. Dadurch entspannen sich Beziehungen zwischen uns, welche fortwährten und sich zu inniger Freundschaft gestalteten. Vierzehn Tage vor dem Duell, das ihn sein Leben kostete, erwies mir Armand Carrel

einen bedeutenden Dienst; er stand mir nebst seinem Freund Gallois in einer Ehrensache zur Seite.

Carrel war der Sohn eines Leinwandhändlers von Rouen. Schon in früher Jugend zeigte er Vorliebe für die militärische Laufbahn, trat also in die Schule von Saint-Cyr und verließ sie als Unterlieutenant. In seinem Regiment machte sich Carrel gleich anfangs durch die Bestimmtheit, durch den Schwung seines Geistes, sowie durch die Unabhängigkeit seines Charakters bemerklich. Er neigte sich schon damals zu den republikanischen Ansichten hin. Sein Regiment lag in Marseille, als die Regierung Ludwigs XVIII. im Jahr 1823 den Feldzug nach Spanien beschloß. Zwei französische Armeen sollten gleichzeitig, über Catalonien und über Navarra, einziehen. Carrel tadelte diesen neuen spanischen Krieg lebhaft und sprach sich mit Wärme und Energie vor seinen Kameraden, ja sogar an öffentlichen Orten darüber aus. „Die französischen Armeen,“ sagte er, „wollen einen Versuch machen in Spanien dasselbe zu thun was die Preußen, die Oesterreicher und Engländer im Jahr 1792 und den folgenden Jahren thun wollten. Sie werden schmählich geschlagen werden, wie die fremden Armeen in Frankreich geschlagen worden sind.“

Das Benehmen und die Sprache des jungen Offiziers kam bald dem Generallieutenant Baron von Damas, welcher die Militärdivision commandirte, zu Ohren. Er glaubte Carrel einen Verweis ertheilen zu müssen; aber der Unterlieutenant nahm die Bemerkungen des Generals sehr übel auf und schickte ihm seine Entlassung zu. Herr von Damas ließ Carrel rufen und bestand darauf, daß er seinen Grad

nicht verlieren solle. Er hatte den jungen Zögling von Saint-Cyr mitten unter allen seinen Kameraden ausgezeichnet; er schätzte seine Kenntnisse und seinen Geist; er sah für diesen jungen Offizier eine glänzende Zukunft voraus. Aber schon damals hatte Carrel sich für eine bestimmte Meinung entschieden; er dankte Herrn von Damas für seine väterlichen Rathschläge und bestand auf seiner Entlassung. Carrel gehörte also nicht mehr der Armee an. Er wußte, daß man in Spanien Legionen von Flüchtlingen aus allen Ländern organisirte, und daß sich dabei besonders viele französische Flüchtlinge befanden, die wegen Verschwörungen gegen die Bourbonen verfolgt oder verurtheilt waren. Von diesen Legionen sollte die eine in Catalonien, die andere an den Ufern der Bidassoa agiren; sie führte die dreifarbige Kokarde und Fahne. Man hoffte, daß diese beiden Legionen, wenn sie mit der dreifarbigen Fahne vor der Front der französischen Armee erschienen, ein gewisses Schwanken und vielleicht eine revolutionäre Bewegung hervorrufen würden. Carrel ließ sich mit demselben Grad, den er in der französischen Armee hatte, in eine dieser Fremdenlegionen aufnehmen.

Der spanische Krieg währte nicht lange; Carrels Hoffnungen wurden getäuscht. Die revolutionäre Regierung Spaniens leistete keinen kräftigen Widerstand; sie wurde bald gestürzt und der König Ferdinand kehrte in den Besitz seiner absoluten Gewalt zurück. Die Fremdenlegion in Catalonien, welcher Carrel angehörte, machte zwei Gefechte, bei Llado und Llers, mit; sie unterlag, aber nicht ohne Ruhm. Sie verlor mehrere Gefangene und Carrel war

unter ihnen. Er wurde bald vor ein Kriegsgericht in Perpignan gestellt und zum Tod verurtheilt. Dieses Urtheil wurde jedoch vom Cassationshof annullirt, welcher erklärte, daß man Carrel mit Unrecht vor ein Kriegsgericht gestellt, da er in Folge seiner zu Marseille eingereichten Entlassung nicht mehr der Armee angehört habe. Ein zweites Kriegsgericht verurtheilte Carrel ebenfalls zum Tode, aber auch dieses Urtheil wurde von dem Cassationshof als nichtig erklärt. Endlich wird Carrel vor ein drittes Kriegsgericht gestellt, das seine Sitzungen in Toulouse hielt. In Toulouse aber vor dem Assisenhof sollten auch etwa 50 Gefangene beurtheilt werden, welche die französische Legion von der Bidassoa verloren hatte, unter ihnen ein Bruder des Divisionsgenerals Eymard und der Oberst Gauchais, welcher an dem Aufstand des Generals Berton im Jahr 1822 thätigen Antheil genommen. Unter diesen Gefangenen befanden sich ferner mehrere junge Leute, die nicht Militärs waren, und die man daher vor das ordentliche Gericht hatte stellen müssen.

Die Stadt Toulouse war damals der älteren Linie des Hauses Bourbon sehr ergeben; gleichwohl that sich in der öffentlichen Meinung eine solche Bewegung zu Gunsten der Angeklagten kund, daß zum großen Erstaunen der städtischen Behörden und der Regierung sämmtliche Angeklagte des Assisenhofes von den Geschworenen freigesprochen wurden.

Drei Tage später sollte das Kriegsgericht Carrel und andere angeklagte Militärs beurtheilen.

Ich habe über Carrel oft eine Anekdote gehört, die

hier ihren Platz findet und die ganze Energie und Entschlossenheit seines abenteuerlustigen Charakters zeigt. Carrel war zu Toulouse in ein Militärgefängniß gebracht worden, wo er mit ganz besonderer Aufmerksamkeit bewacht wurde; gleichwohl hatten treu ergebene Freunde alle Maßregeln ergriffen, um ihm am Abend vor seinem Erscheinen vor dem Kriegsgericht zur Flucht zu verhelfen. Alle diese Maßregeln waren, wohlverstanden, mit Einwilligung Carrels getroffen worden, dem Alles daran liegen mußte sich den schlimmen Chancen einer dritten Verhandlung und Verurtheilung zum Tod zu entziehen. Einer seiner Freunde meldete ihm, daß Alles zu seiner Abreise bereit sei, und daß seine Flucht Abends um 11 Uhr bewerkstelligt werden müsse. „Ich will aber nicht mehr abreisen," antwortete Carrel; „ich werde morgen vor dem Kriegsgericht erscheinen." — „Welchen Grund haben Sie denn Ihre Absicht zu ändern?" — „Ich will Romiguière hören, der mich vertheidigen soll, und der die Angeklagten des Assisenhofs mit so glänzendem Erfolg vertheidigt hat: ich bin neugierig, wie er es anstellen wird, um meine Freisprechung zu erwirken. Ich werde vielleicht nie mehr Gelegenheit haben ihn zu hören, und dieß ist ein Vergnügen, das ich mir verschaffen will. Werde ich noch einmal zum Tod verurtheilt, so wollen wir schon sehen! —" „Welche Narrheit!" entgegnete Carrels Freund; „wenn Sie verurtheilt werden, so wird man die Vorsichtsmaßregeln und die Aufsicht verschärfen, und wir können dann unsern Plan nicht mehr ausführen, dessen Erfolg heute sicher wäre." „Ei was liegt mir daran!" erwiederte Carrel; „es geschehe, was da wolle."

Alles half nichts: Carrel beharrte auf seinem Entschluß, und seine Hartnäckigkeit hatte glückliche Folgen. Er hörte Romiguière und er wurde freigesprochen. Das Urtheil des Assisenhofes und die Bewegung der öffentlichen Meinung zu Gunsten der Angeklagten waren nicht ohne Einfluß auf das Kriegsgericht geblieben.

Carrel verbrachte mehr als ein Jahr in den Gefängnissen von Perpignan und Toulouse. Er widmete sich da mit großem Eifer geschichtlichen und staatsrechtlichen Studien. Nach seiner Freilassung kehrte er zu seinem Vater nach Rouen zurück, begab sich aber bald darauf nach Paris, um sein Glück zu suchen. Als er hier ankam, bestand all sein Hab und Gut in einem Zwanzigfrankenstück. Er veröffentlichte zuerst einen Band für die Sammlung geschichtlicher Abrisse; bald darauf machte er die Bekanntschaft des Herrn Augustin Thierry, welcher damals sein schönes Werk: Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen, schrieb. Herr Augustin Thierry beschäftigte Carrel als Sekretär, und so bekam dieser Gelegenheit, mehr als einen ausgezeichneten Schriftsteller kennen zu lernen. Einer von ihnen machte Herrn Thierry den Vorschlag, eine Geschichte Frankreichs herauszugeben, die aus mehreren abgesonderten Theilen bestehen sollte, deren Redaktion verschiedenen Mitarbeitern übertragen würde. Eines Tags erörtert man diesen Plan in Gegenwart Carrels, der ohne Zweifel bei dem Unternehmen als Mitarbeiter betheiligt werden sollte. Es that sich eine Meinungsverschiedenheit kund, und der Freund des Herrn Thierry wandte sich an Carrel mit den vertraulichen Worten: „Habe ich nicht

Recht? was glauben Sie, junger Mann?" — „Ich glaube, mein Herr, daß Sie sich in Betreff meines Alters getäuscht haben," antwortete Carrel mit hochmüthiger Lebhaftigkeit. Es wäre ein Streit entstanden, wenn nicht Herr Thierry sich ins Mittel gelegt hätte. Es gelang ihm Carrels Empfindlichkeit zu beschwichtigen und eine Annäherung zwischen diesen beiden Männern zu bewerkstelligen, welche bestimmt waren in großer Gemeinschaft der Gesinnungen und Meinungen viel mit einander zu verkehren.

Carrel machte auch die Bekanntschaft des Herrn Guizot, welcher damals die Memoiren in Betreff der Geschichte Frankreichs herausgab. Carrel übersetzte mehrere dieser Denkschriften, welche Herr Guizot dann durchsah und mit Anmerkungen und Notizen ergänzte. So beschäftigte sich Carrel bis zu dem Augenblick, wo der National gegründet wurde, in dessen Redaktion er sich mit den Herrn Thiers und Mignet theilte; er unterzeichnete die Protestation gegen die Ordonnanzen vom Juli 1830. Aber Carrel wollte über diese Protestation nicht hinausgehen. Er wollte nicht, daß man sich in diese bewaffnete Insurrektion einlassen sollte, die am 27. Juli in verschiedenen Theilen von Paris losbrach und nach hartnäckigem Kampf am 29. gesiegt hatte. Nicht als ob Carrel nicht ein glühender Feind König Carls X gewesen und in der Opposition so weit gegangen wäre als irgend Jemand; aber er glaubte nicht an den Erfolg eines Volksaufstandes gegen die militärische Gewalt: als alter Offizier setzte er immer noch ein großes Vertrauen in die Disciplin, und er konnte sich nicht vorstellen, daß ein aufständischer Volkshaufe einem

gut commandirten und seiner Fahne getreuen Regiment auch nur eine Stunde zu widerstehen vermöchte. Carrel betheiligte sich also nicht bei dem Aufstand. Man sah ihn sogar am 28. auf den Barrikaden herumgehen, um die hartnäckigen Vertheidiger derselben zum Rücktritt zu bewegen. Mehr als einmal machte er sich den Insurgenten verdächtig und verdankte seine Rettung nur der Vermittlung einiger Freunde, die ihn erkannten und für ihn gut sprachen.

Carrels Ansicht über die Machtlosigkeit des Aufstandes wurde von mehreren Oppositionsdeputirten getheilt, und unter Andern von Casimir Perier und dem General Sebastiani. Am 28. Juli Morgens bestand der General Sebastiani bei einer Versammlung von Deputirten und Journalisten, welcher Carrel in Lafittes Haus anwohnte, auf der Behauptung, daß man sich Mühe geben müsse die Insurgenten zu beschwichtigen. „Der Erfolg des Aufstandes,“ sagte er, „ist unmöglich. Ich berufe mich auf das Urtheil des Herrn Carrel, der ein alter Militär ist wie ich, und wie ich die Macht der Disciplin kennt.“ Carrel gab dem General Recht.

Diese Erinnerung belästigte Carrel. Gegen Ende des Jahrs 1831 ging ich eines Tags mit ihm spazieren, und da begegneten wir Herrn von Remusat, welcher das Band der Julidecoration im Knopfloch trug. Nach einem Gespräch von einigen Minuten verließ uns Herr von Remusat, und ich blieb allein mit Carrel. „Warum,“ sagt er zu mir, „trägt doch Herr von Remusat die Julidecoration?“ — „Man hat sie ihm gegeben, weil er die Protestation der Journalisten gegen die Ordonnanzen unterzeichnet hat.“ — „Bah, ich habe

sie auch unterzeichnet und ich glaube nicht, daß dieß ein genügender Rechtsanspruch auf die Decoration ist.“ — „Was muß man denn noch weiter gethan haben?“ — „Man muß auf den Barrikaden gefochten haben.“ — „Sie haben also im Juli nicht gefochten?“ — „Ich habe nicht nur nicht gefochten, sondern ich habe Alles gethan, um die Andern vom Fechten abzuhalten; ich habe kein Recht mich einen der Urheber der Julirevolution zu nennen, und Herr von Remusat hat ebenso wenig das Recht dazu als ich.“

Carrel zählte viele treu ergebene Freunde, aber auch viele Feinde in seiner eigenen Partei: „Wenn Sie wüßten, wie giftig all diese Leute da auf mich sind,“ sagte er eines Tags zu mir; „denken Sie sich, sie können mirs nicht verzeihen, daß ich spazieren reite und einen Grauschimmel habe.“

Nach der Julirevolution wurde Carrel von Herrn Guizot, der damals Minister des Innern war, als Commissär in die Vendee geschickt und bei seiner Rückkehr zum Präfecten von Cantal ernannt; er nahm aber diese Stellung nicht an. Persönliche Gründe, die seine innerste Natur betrafen, hielten ihn in Paris zurück. Er wollte Staatsrath werden, wie die Herren Thiers und Mignet, seine Mitarbeiter am National; er kam ihnen an Talent gleich, und er besaß überdieß große Festigkeit, große Energie des Charakters und eine ausdauernde Treue gegen seine Grundsätze; er fühlte sich also sehr verletzt, daß er weniger gut behandelt wurde als sie, und er beschloß die Leitung des National allein zu übernehmen, der nichts von seiner Bedeutsamkeit und Lebhaftigkeit als Oppositionsjournal verlor. Der National zeigte sich unter Carrels Leitung als der unversöhn-

liche Feind der Regierung Ludwig Philipps und machte ihr einen Krieg auf Leben und Tod.

Carrel war seit mehr als sechs Monaten an der revolutionären Opposition betheiligt, als der Aufstand von 1832 losbrach. Dießmal warf er sich ohne allen Rückhalt in die Emeute gegen die Regierung Ludwig Philipps, der damals noch eine gewisse Popularität besaß. Carrel wurde verfolgt und fand bei alten Freunden eine Zufluchtsstätte; er war in der Opposition soweit vorangegangen, daß er in Folge mehrerer gerichtlichen Urtheile einige Monate im Gefängnisse zubringen mußte; er saß in Sainte-Pelagie mit andern politischen Gefangenen, vor denen er sich durch sein Benehmen, seine Sprache und seine hohen Fähigkeiten auszeichnete.

Carrel wurde in einem Duell getödtet, das in Folge von Journalartikeln im National und in der Presse stattfand: sein Gegner war Herr Emil von Girardin. Carrels Zeugen waren die Herren Persat und Ambert; die Zeugen des Herrn E. von Girardin waren die Herren Lautour-Mezeray und Paillard de Villeneuve. Man schlug sich auf Pistolen in Vincennes am Morgen des 20. Juli 1836. Als die beiden Gegner einander gegenüber standen, schoß Carrel zuerst. Herr von Girardin bekam einen Schuß durch den Schenkel; das Blut quoll hoch auf. Die linke Hand auf die Wunde legend, aus welcher das Blut floß, schoß er seinerseits. Carrel bot beinahe seine ganze Front dar: er erhielt eine Kugel in die Unterbauchsgegend; sie drang vermuthlich ins Becken. Carrel fiel augenblicklich und wurde von seinen Zeugen aufgehoben, die ihn nach Saint-Mandé

zu Herrn Peyra, einem seiner alten Kameraden aus der Kriegsschule von Saint-Cyr, trugen.

Carrel und Herr von Girardin zeigten den größten Muth und die größte Ruhe. „Herr von Girardin," sagte Carrel, „sind Sie schwer verwundet?" — „Ich wünsche von ganzem Herzen," sagte Herr von Girardin, „daß Sie nicht schwerer verwundet sein mögen als ich." Man führte Herrn von Girardin nach Hause, und um seine Gattin nicht zu erschrecken, wenn er sich in einer Sänfte tragen ließe, fuhr er zu Wagen hin und ging die Treppe auf Einem Beine hinauf. Seine Wunde war indeß so schwer, daß es sich im ersten Augenblick um eine Amputation handelte.

Carrel starb vier Tage nach diesem Duell.

Sein Tod erregte großes Bedauern nicht blos unter seiner Partei, nicht blos unter seinen zahlreichen Freunden, sondern auch unter seinen Gegnern, deren Achtung er sich zu erwerben gewußt hatte.

Dieses historische Gemälde der Parteien zeigt uns, daß gleich in den ersten Zeiten der Restauration in den hohen Regionen, wie in den niedern Schichten der Gesellschaft, fieberisch glühende Leidenschaften gegen die Restauration gährten. Mitten in diesem Herd von Complotten, die unaufhörlich neu beginnen, aber unaufhörlich verrathen und häufig mit dem Tod bestraft werden, erscheint ein kecker junger Mann von äußerst lebhaftem und fruchtbarem Geist, eine revolutionäre, ehrgeizige, südländische Natur, welche alle Parteien zu discipliniren und sie zum Siege, d. h. zum Umsturz des Thrones der ältern Bourbonenlinie zu

führen wußte. Dieser Mann ist Herr Thiers, über welchen wir in dem nächsten Kapitel eine erste Studie beginnen werden.

Viertes Kapitel.

Herr Thiers. — Der National.

Klassische Studien des Herrn Thiers. — Herr Mignet erhält im Jahr 1821 den Preis von der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften. — Herr Thiers erhält den Preis von der Akademie in Aix. — Herr Thiers als Advokat. — Ankunft der Herren Thiers und Mignet in Paris. — Herr Thiers als Gemäldekritiker. — Notiz über das Leben der Mistreß Bellamy, Schauspielerin des Coventgardentheaters, von Herrn Thiers. — Herr Thiers als Reiter. — Reisen des Herrn Thiers. — Duell des Herrn Thiers. — Herr Thiers am Constitutionnel. — Vorlesungen des Herrn Mignet im Athénée. — Gründung des National. — Protestation gegen die Ordonnanzen. — Schluß.

Ich habe im Constitutionnel mit Ueberzeugung und Lebhaftigkeit die Politik bekämpft, welche Herr Thiers nach den schlimmsten Tagen der Revolution von 1848 verfocht. Aber dieser Staatsmann besitzt heutzutage keinen Einfluß mehr auf die öffentlichen Angelegenheiten; er ergibt sich mit Würde und still in diese neue Lage. Wir können also in diesen neuen Zeiten ohne Leidenschaft und mit Gerechtigkeit das Leben und besonders die vielleicht wenig bekannte Jugend dieses Publicisten studiren, dessen Talent,

Charakter, Geist und Geschäftseifer in der Wagschale der Geschicke Frankreichs so schwer gewogen haben.

Herr Thiers (Adolph) ist in Marseille im Jahr 1797 geboren. An guten Beispielen und guten Rathschlägen fehlte es seiner ersten Kindheit und seiner Jugend nicht. Gegen Ende des Jahrs 1815 zog er mit seiner Mutter nach Aix, um allda die Rechte zu studiren. Durch eine Großmutter von griechischer Abstammung war die Familie des Herrn Thiers mit der Familie von André Chenier verwandt. Herr Thiers zeichnete sich in den oberen Klassen der Schule zu Marseille, die er als Stipendiat seiner Vaterstadt besuchte, aus. Schon in der Schule übte er über seine ganze Umgebung eine gewisse Herrschaft aus, welche er sowohl der liebenswürdigen und geistreichen Heiterkeit seines Charakters, als auch der Ueberlegenheit seiner Intelligenz verdankte. Alle seine Mitschüler begegneten ihm mit Freundschaft und beinahe mit Ehrerbietung. Die Herren Peisse, Senty, Gauthier von Arles, Mottet, ehemaliger Deputirter, Giraud, ehemaliger Minister des öffentlichen Unterrichts nach 1848, und besonders sein Busenfreund Mignet, gefielen sich darin ihm die glänzendste Zukunft und das höchste politische Glück zu prophezeien. Vermöge der reichen Mittel seines Geistes gewann er seine Kameraden beinahe für alle seine Ansichten; er liebte es mit Herrn Mignet einige religiöse Glaubenspunkte zu erörtern und seine zahlreichen Beweisführungen über das Dasein Gottes bildeten beinahe eine ganze philosophische Abhandlung, welche Herr Thiers verfaßt, aber nicht herausgegeben hat.

Im Jahr 1821 schickte Herr Mignet der Akademie der

Inschriften und schönen Wissenschaften eine Denkschrift über die von ihr aufgestellte Preisfrage: Von der Institution des heiligen Ludwig, zu; der Preis wurde zwischen Herrn Mignet und Herrn Beugnot getheilt. Herr Siméon, ebenfalls ein Provençale, der damals Minister des Innern war, verdoppelte den Preis, und Herr Mignet erhielt 1500 Franken.

Während dieser Zeit führte Herr Thiers in Aix einige Prozesse als Advokat und bewarb sich bei der Akademie dieser Stadt um den Preis für eine Lobrede auf Vauvenargues.

Unter den Prozessen, welche dem jungen Advokaten von Aix anvertraut wurden, befindet sich einer, der nicht blos in dieser Stadt, sondern im ganzen Departement der Rhonemündungen großes Aufsehen erregte. Ein Sachwalter von Tarascon, der ungefähr 50 Jahre zählte, hatte ein 16jähriges Mädchen, die Tochter eines seiner Collegen entführt. Die Herren Mottet und Thiers hatten bei diesem Prozeß die Civilklage zu führen. Herr Thiers verfaßte und unterzeichnete eine Denkschrift, die großen Lärm machte. Er apostrophirte darin diesen Mann von gereiftem Alter, der ein so junges Mädchen entführt hatte, und rief: „Sie sind kein Verführer, Sie sind ein Verderber!" Der Sachwalter von Tarascon gewann indeß seinen Prozeß, das junge Mädchen nahm alle Kosten auf sich.

Herr Thiers erhielt den von der Akademie zu Aix ausgesetzten Preis für eine Lobrede auf Vauvenargues, aber er eroberte ihn nicht im Sturm. In dieser durch die Leidenschaften von 1815 noch aufgeregten Stadt wurde der

junge Schriftsteller von einem angesehenen Beamten, Herrn Arlatan von Lauris, sehr unterstützt und aufgemuntert. Dieser akademische Beamte vertheidigte im Schooß der Akademie zu Aix die Rede, von welcher er wußte, daß sie von Herrn Thiers war, mit solcher Wärme, daß man sich darüber nicht täuschen konnte; jedermann wußte den Namen des Verfassers zum Voraus, und nun veranstalteten es die politischen Gegner des liberalen jungen Advokaten, daß der Preis erst im nächsten Jahr ausgetheilt wurde.

Herr Thiers hielt sich nicht für geschlagen, und dießmal braucht er List gegen seine Gegner; er läßt eine neue Abhandlung, die er in aller Geschwindigkeit geschrieben hatte, mit der Post von Paris kommen, das Geheimniß wird gut bewahrt und die Lobrede des neuen Bewerbers erwirbt sich die Bewunderung der Akademie. Man entsiegelt die Namen und nun stellt es sich heraus, daß die im vorhergehenden Jahr streng beurtheilte und die beinahe mit Enthusiasmus gekrönte Abhandlung beide von Herrn Thiers sind. Der Preis betrug 500 Franken; diese Summe, zu den 1500 Franken des Herrn Mignet gelegt, bildet eine gemeinschaftliche Kasse, welche den beiden jungen Freunden im Jahr 1821 eine Reise nach Paris ermöglicht.

Welch eine herrliche Reise für diese zwei jungen akademischen Sieger, die durch eine dauernde Freundschaft mit einander verbunden waren, von Geist, Kenntnissen und Ehrgeiz überflossen und unterwegs von all den Erfolgen, all den Freuden dieser Welt träumten, das Glück zu lernen aber immer obenan stellten!

Wie ungeduldig mußten diese Reisenden sein, Paris,

diese Vaterstadt der Wissenschaften, Künste und Literatur, zu erreichen, dieses Paris, wo Herr Thiers, als er Minister geworden, mehr als ein Monument (von 1832—1834) vollenden, und das er in Gemeinschaft mit dem König Ludwig Philipp mit Festungswerken von 12—13 französischen Meilen umgeben sollte, an welche das Ausland nicht glauben konnte, und die das ganze europäische Kriegssystem gegen Frankreich auf immer verändert haben.

Ich wundere mich, daß dieser hohe, südländische, den lebhaften Eindrücken immer so zugängliche Geist nicht auf einigen schönen Seiten die großen Gemüthsbewegungen geschildert hat, welche all die wissenschaftlichen Reichthümer, die Reichthümer unserer Museen, all die neuen oder geschichtlichen Denkmäler der großen Stadt bei seiner Ankunft in Paris in ihm hervorriefen. Herr Thiers hat sich begnügt die Satyre Boileaus über die Verlegenheiten in Paris prosaisch zu reproduciren.

Wir theilen hier ein Bruchstück von dieser übellaunigen Prosa mit, die freilich keine Publicität erhielt, sondern nur in ein Album geschrieben wurde.

„Der ungeduldige Fremde, der in den Straßen herumzieht, weiß bald nicht mehr wohin er sich wenden soll. Er fragt nach seinem Weg, und während man ihm antwortet, kommt ein Wagen auf ihn zugerasselt; er flieht, aber ein anderer Wagen bedroht ihn. Zwischen zwei Straßen eingeschlossen, schleicht er hin und rettet sich durch ein Wunder. Ungeduldig Alles zu sehen und mit dem besten Willen zu bewundern, rennt er da und dorthin. Jedermann drängt ihn, regt ihn auf, indem er ihm irgend einen Gegenstand

empfiehlt; er sieht unter einander altersschwarze Gemälde und wieder andere, die ganz schimmernd sind, aber durch ihren Glanz beinahe blenden; antike Statuen, die aber vom Zahn der Zeit benagt sind; wieder andere, die wohlerhalten und vielleicht schön sind, aber von einem abergläubischen Publikum nicht geschätzt werden; ungeheure, aber unvollendete Paläste; Gräber, denen man ihren ehrwürdigen Inhalt stiehlt oder deren Inschriften man verwischt; Pflanzen, lebendige oder ausgestopfte Thiere, Tausende von staubigen Bänden, die wie Sand aufgeschichtet sind, Tragiker, Hanswurste, Tänzer. Mitten in diesem hastigen Rennen kommt er auf eine Colonnade, ein Meisterwerk von Größe und Harmonie. Es ist die Colonnade des Louvre . . . er weicht zurück, um sie betrachten zu können, aber er stößt sich an schmutzigen schwarzen Hütten und er kann keinen Platz finden, um diesen prächtigen Anblick zu genießen. Man wird dieses Terrain säubern, sagt man ihm. — Wie! sagt das unter einem allzeit heiteren Himmel, auf einem festen trockenen Boden und inmitten von schimmernden Lichtfluthen herangewachsene Kind zu sich selbst, das also ist der Mittelpunkt der Künste und der Civilisation! Welche Narrheit von den Menschen sich in dieser Art auf einen Raum zu vereinigen, welcher für diejenigen, die ihn durchwandern sollen, zu weit, für diejenigen, die ihn bewohnen sollen, zu eng ist; wo sie einander ersticken und erdrücken, mit dem Koth unter den Füßen, mit dem Wasser über den Köpfen! u. s. w."

Herr Thiers, den sein Drang nach Studien hinriß, und

der stets bereit war, große Dinge zu unternehmen und sich für solche zu entflammen, hatte bei seiner Ankunft in Paris kein festbestimmtes Ziel. Er entwarf manchen Plan, manche Unternehmung, die er wieder aufgab. Der Geschichtschreiber der französischen Revolution, des Consulats und des Kaiserreichs, der sich in seiner Jugend auf die Mathematik geworfen, hatte in Paris sein wissenschaftliches Fieber; er studirt voll Eifer, mit der Feder in der Hand, Laplace und Lagrange; er will sogar mit dem Capitän Laplace eine Weltumschiffung mitmachen, die vorbereitet wurde. Herr Hyde de Neuville, damaliger Marineminister, der einzige Minister der Restauration, den Herr Thiers besucht hat, bewilligt ihm die Fahrt und macht ihm den Vorschlag die Reise zu beschreiben. Der junge Advokat von Aix verabschiedete sich von seinen Freunden, als das Ministerium Martignac fiel und durch das Ministerium Polignac ersetzt wurde. „Sie dürfen jetzt nicht mehr abreisen, sagte man nun zu Herrn Thiers, bleiben Sie da und vertheidigen Sie uns.“

Einige Jahre später empfing Herr Thiers als Minister des Innern an seiner Tafel den Capitän Laplace, der von seiner Expedition zurückkam; die Mannschaft war durch Strapazen und Krankheiten decimirt worden.

Herr Thiers faßte auch eine Leidenschaft für die Malerei. Er schrieb in den Constitutionnel kritische Artikel über den Salon von 1822.

Im Lauf desselben Jahrs erschien bei Ponthieu eine Sammlung von Memoiren über die dramatische Kunst. Herr Thiers war einer der Redakteure bei diesem buchhändlerischen Unternehmen. Seine Mitarbeiter waren die Herren Andrieux, Barrière, Felix Bodin, Després, Evarist Du-

moulin, Dussault, Etienne, Merle, Moreau, Durry, Picard, Talma und Leon Thiessé.

Im ersten Band dieser heutzutage sehr selten gewordenen Memoiren veröffentlichte Herr Thiers die Denkwürdigkeiten der Mistreß Bellamy, Schauspielerin am Coventgardentheater nebst einer Notiz über ihr Leben. Die ersten Schriften des Herrn Thiers über nichtpolitische Gegenstände sind zu merkwürdig und bieten zu interessante Enthüllungen, als daß wir uns nicht verpflichtet glaubten, diese historische Notiz, von welcher kein Geschichtschreiber des ehemaligen Ministers gesprochen hat, hier wiederzugeben.

„Mistreß Bellamy hat ihren Biographen wenig zu sagen übrig gelassen; denn sie hat Alles selbst erzählt mit der Aufrichtigkeit einer hohen Seele, die im Vertrauen auf den Adel ihrer Gesinnungen alle Unklugheiten ihres Benehmens gestehen zu dürfen glaubt. Aber ihre Geburt, ihre Erziehung, ihre dramatische Laufbahn, ihr Privatleben, ihr zärtlicher, edler und unbesonnener Charakter, ihr beklagenswerthes Ende, ihre Freundschaft mit den ersten Männern des Jahrhunderts und ihres Vaterlandes werden eine Menge Betrachtungen hervorrufen, welche wir nicht übergehen zu dürfen geglaubt haben.

„Bei Herausgabe der dramatischen Memoiren hat man nicht blos den Zweck gehabt eine Abhandlung über die theatralische Vorstellung zu liefern, sondern man wollte gewissermaßen die Annalen einer besondern Klasse sammeln, welche frei und isolirt im Schooße der Gesellschaft sich allen Leidenschaften hingibt, die sie auf dem Theater vorzustellen hat, welche in einer Art von schmerzvoller Aufregung und

Trunkenheit lebt und ihre Abenteuer und die Prinzipien ihrer Kunst in einer und derselben Erzählung vermengt hat. Die berühmten Schauspieler und Schauspielerinnen haben in der That Memoiren gegeben, worin sich Betrachtungen über ihren Beruf vorfinden; aber sie haben niemals eine förmliche Abhandlung gegeben. Leben und fühlen heißt für sie ihre Kunst lernen; ihr Leben erzählen heißt ihr Talent erklären.

„Mistreß Bellamy verdankte Alles der Natur, welche sie mit Intelligenz und Gefühl, mit einer hellen starken Stimme und einer Schönheit ausstattete, die zwar nicht regelmäßig, aber rührend und ausdrucksvoll war; sie verdankte nichts der Kunst und sie hat auch in ihren Memoiren nichts von ihr gesprochen. Aber sie hat ihr Leben und ihre Seele erzählt, und wenn sie nicht über die theatralische Vorstellung räsonnirt, so gibt sie uns über das menschliche Herz zu denken, klärt uns über die theatralische Laufbahn und über die Wechselfälle der menschlichen Verhältnisse auf.

„Mistreß Bellamy war die Tochter des durch seinen Charakter und seine Talente bekannten Lord Tyrawley. Als anerkannte und geliebte Tochter eines reichen und mächtigen Vaters, hätte, sollte man glauben, ihr Leben so angenehm dahin fließen müssen, wie das Leben aller jungen Damen in denselben Verhältnissen. Allein dem war nicht so.

„Ich will hier keine eitle Moral zur Schau tragen; aber wenn man über das menschliche Leben nachdenkt, kann man nicht umhin über die merkwürdige Art zu staunen,

wie eine böse That aus der andern folgt. Die Großmutter von Mistreß Bellamy war wegen ungeziemenden Benehmens enterbt und genöthigt worden ihre Tochter der berühmten Arabella Churchill, Schwester Malboroughs und Favoritin Jakobs II, anzuvertrauen. Diese war keine Mutter und wußte das Mädchen der Leidenschaft des Lord Tyrawley nicht zu entziehen. Aus dieser Leidenschaft entstand eine unglückliche Tochter, Mistreß Bellamy, mit all den Eigenschaften begabt, womit die Natur vorzugsweise die dem Zufall anvertrauten Kinder der Liebe zu überhäufen scheint. Lord Tyrawley selbst hatte, obschon ein Mann von Gefühl und liebreichem Herzen, doch nicht die Sorgsamkeit einer Mutter und konnte die Pflichten einer solchen nicht versehen. Nach Rußland abgesandt, vertraute er seine Tochter, da er sie nicht mit sich nehmen konnte, der Obhut einer Freundin an. Kaum war er abgereist, als die junge Bellamy, gerührt von Mitleid für ihre Mutter, zu ihr eilte, obschon Lord Tyrawley es ihr verboten hatte. Aber dieses edelmüthige und unvorsichtige Mädchen begriff nicht, daß ihre nutzlose Hingebung dem väterlichen Willen zuwider sein konnte. Lord Tyrawley ward darüber empört, sagte ihr ab, entzog ihr seine Wohlthaten, und nun wurde sie ihrer Mutter, der sie zu helfen geglaubt hatte, als Last überlassen.

„Die Folgen einer solchen Existenz lassen sich leicht errathen. Die Mutter von Mistreß Bellamy war Schauspielerin und lebte mit solchen. Unter ihnen befand sich die berühmte Woffington. Wie war es anders möglich, als daß die junge Bellamy mit ihrem gefühlvollen und

leidenschaftlichen Herzen, mit ihrem schnellen und umfassenden, durch die beste Erziehung cultivirten Verstand der famösen Künstlerin gefallen mußte! Sie gefiel ihr in der That und wurde von ihr mit Liebkosungen überhäuft. Sheridan und Garrick befanden sich da. Sheridan, der würdige Vater des berühmten englischen Tribuns, war zu gleicher Zeit ein ausgezeichneter Schriftsteller, ein großer Schauspieler, Theaterdirektor, und ebenso fest, ebenso generös, ebenso verschwenderisch wie sein erlauchter Sohn. Garrick dagegen, der auf Sheridan eifersüchtig war, bot den wunderlichsten Contrast dar. Neidisch, geizig, verschlagen, wie wenn er nie etwas von Leidenschaft gewußt hätte, erarbeitete er sich mit Berechnung sein Vermögen und seine Erfolge, und bemaß sein Leben ebensogut wie sein Talent. Natürlich waren beide eine verlockende Gesellschaft für ein junges Mädchen, das selbst Neigung zur Bühne hatte.

„Wenn Mistreß Woffington, Sheridan und Garrick beisammen waren, konnte man nur vom Theater hören; die junge Bellamy lauschte und fühlte sich entflammt. Sie nahm eine Rolle bei einer Vorstellung auf dem Lande an und entzückte den englischen Roscius durch ihre aufkeimenden Talente. Bald schloß sie mit den Töchtern des Herrn Rich, Direktors des Coventgarden, eines der zwei ersten Theater von London, einen engen Freundschaftsbund, und so fand sie sich beinahe unwiderstehlich in die Laufbahn ihrer Mutter hineingezogen. Diese jungen Mädchen lasen Verse. Während Mistreß Bellamy eine Tirade von Othello declamirte, geht Herr Rich an dem Zimmer, wo sie ist, vorbei und hört mit Erstaunen die rührendste Stimme, die er

jemals vernommen hat. Entzückt naht er sich und bemerkt Mistreß Bellamy. Er bedurfte einer jungen Schauspielerin, und er will sie sogleich im Coventgarden debütiren lassen. Ein warmes und leidenschaftliches Herz, das sich darin gefiel schönen Versen ihren Ausdruck zu geben, eine Mutter, die Schauspielerin ist, eine aus Theaterkönigen und Königinnen zusammengesetzte Gesellschaft, alles das riß die Tochter des Lord Tyrawley hin und mußte sie verführen. Ihr Debüt wurde beschlossen.

„Das Talent hat gewisse Arten zu debütiren, die überall die gleichen sind. Auf der einen Seite interessirt Mistreß Bellamy Herrn Rich; auf der andern mißfällt sie Herrn Quin, einem berühmten Schauspieler und Tyrannen des Coventgardentheaters, sonst aber edelmüthig und wohlthätig. Herr Rich war ein eigenthümlicher Charakter, wie man ihn jedoch zuweilen trifft. Trotz seiner habituellen Lenksamkeit und Unterwürfigkeit hatte er auch seine Tage der Selbstgewalt, und an diesen Tagen war er unbezähmbar. Er ließ Mistreß Bellamy trotz der Einwendungen des Herrn Quin auftreten, bedeckte sie mit Schmucksachen, welche damals im Theater nicht im Ueberfluß vorhanden waren, und führte sie, gleichgültig gegen alle Hindernisse und ungünstigen Gerüchte, die man verbreitet hatte, auf die Bühne.

„Wenn es selbst dem Manne von der dreistesten Stirne schwer fällt sich zum ersten Mal vor Seinesgleichen zu zeigen, wie peinlich muß dann nicht ein solches Debüt für ein junges Mädchen sein, das kaum sein häusliches Asyl verlassen hat, das bisher von der Freundschaft gehütet worden

ist, und jetzt zum ersten Male der Menge preisgegeben wird, die alles Recht erwirbt über sie zu urtheilen! Diese Gefühle, die sie kurz vorher mit so großer Wonne und einer so holden Stimme ausdrückte, diese Töne, welche ihr eine Erleichterung waren, wenn sie aus ihrem Mund und ihrem Herzen kamen, wie schwer muß es sie ankommen dieselben heute von sich zu geben! Wie schwierig ist es an tragische Ausdrücke zu denken, wenn sie ganz mit diesem Publikum beschäftigt ist, das sie umgibt, das sie drängt, das sie mit seinen Blicken und seiner Aufmerksamkeit belagert! Alle Debüts haben diese Schwierigkeit, daß man das Publikum das erste Mal, wo man es sieht, vergessen müßte, und daß man dieß an dem Tag, wo es am nothwendigsten wäre, am wenigsten thun kann. Mistreß Bellamy erschien zitternd und fiel mehrere Male in Ohnmacht. Die Menge, die nichts ist und doch etwas sein will, ist so stolz darauf Jemand einzuschüchtern, daß sie die Furcht belohnt, welche sie einflößt. Ohne Mistreß Bellamy zu hören, welche während der vier ersten Akte nie ihre Stimme erheben konnte, spendete sie ihr rauschenden Beifall. Im fünften Akt endlich entfaltete die junge Debütantin, die jetzt schon etwas abgehärtet und durch ihre Rolle erwärmt war, unerwartete Mittel, bezauberte das Publikum, entzückte den guten Herrn Rich, der für seine Festigkeit eines einzigen Tages entschädigt wurde; sie entwaffnete besonders ihren Gegner Quin, der sogleich ihr Gönner und ihre Stütze wurde, wie er denn auch später ihr treuester und edelmüthigster Freund blieb.

„Nichts in der Welt reussirt wie der Erfolg. Ein solches Debüt mußte glänzende Folgen herbeiführen und verschaffte

der Tochter des Lord Tyrawley bald erlauchte Freundschaften und hohe Protectionen. England benimmt sich gegen die dramatischen Künstler nicht wie wir; es brandmarkt nicht die Talente, die es am meisten liebt, und es schließt Personen, die es auf der Bühne mit Beifall bedeckt hat, nicht von seinen Gesellschaften aus. Jede Familie hält ihre Kinder von einem gefährlichen Beruf fern, aber sie achtet, sie ehrt diejenigen, die, nachdem sie sich einmal dem Theater gewidmet, eine anständige und tadellose Aufführung beibehalten haben. Die vornehmsten Damen machen sich zu Gönnerinnen einer jungen Debütantin, empfangen sie in ihrer Gesellschaft, lassen sie neben ihren Töchtern Platz nehmen, unterstützen ihre Einnahmen und ihre Erfolge, und thun aus Wohlwollen das was von Seiten der Männer als Ausfluß der Liebe und Galanterie erscheinen würde. Ich meinestheils, der ich nur der Natur und den Umständen des Charakters der Individuen und der Völker Ehre erweise, ihre verschiedenen Vorzüge schätze, aber stets bereit bin ihnen Verdienste zu bestreiten, auf welche sie allzu stolz sind, ich werde England wegen dieser Art von Billigkeit gegen eine besondere Klasse der Gesellschaft nicht allzu sehr rühmen. Dieses so stolze, so verachtungsvolle, gegen Frankreich so brutal ungerechte England, das in den Journalen des 19. Jahrhunderts geschmacklos genug ist eine rivalisirende Nation mit der Blindheit und Wuth einer Partei oder Sekte zu behandeln, dieses England rühmt sich seiner Vortheile allzusehr, als daß man ihm nicht zeigen sollte, auf was sie sich in Wirklichkeit reduciren.

„Die Engländer, hat einer der weisesten Männer von

allen denjenigen, die über fremde Nationen geschrieben haben, gesagt, die Engländer sind, wenn sie nicht an der Narrheit im Allgemeinen kranken, an tausend besonderen Narrheiten krank. Es ist wahr, daß es bei diesen stolzen Insulanern viel weniger conventionellen Zwang gibt, als überall anders. Schon im frühesten Alter pflegt man bei ihnen die Natur; man will sie in Nichts beengen. In den Künsten rühmen sie dieselbe auf übertriebene Art und übertragen sie recht und schlecht in ihre Gemälde. Daher trennen sie auch das Komische nicht vom Tragischen, das Triviale nicht vom Erhabenen, und es fehlt ihnen in den Künsten wie in den Sitten an einem Ideal. Wenn sie nicht gerade ihre hochfahrende Steifheit zur Schau tragen, mangelt es ihnen trotz ihres kalten und rückhaltsamen Aeußern an Haltung und Würde. So spielt und betrinkt sich der berühmte Fox, obschon er Minister ist. Das Volk nimmt seine Wahlen mitten in Orgien vor. Mit einem Wort, es findet bei ihnen weniger äußerer Zwang statt, und diesem Umstand vielleicht verdankt man die scheinbare Gleichheit, womit sie gewisse Klassen der Gesellschaft behandeln. Wenn sie nicht die Eitelkeit der Mode haben, so haben sie die Eitelkeit der Bizarrerie, und ihre größten Schriftsteller, wie Sterne, quälen sich, um originell zu sein. Da sie endlich unter einem Klima leben, welches bei ihnen das Bedürfniß nach starken Getränken und nach starken Aufregungen hervorruft, so betrinken sie sich und wollen auf der Bühne einen großen Theil der Personen eines Trauerspiels sterben sehen. Ihre Schauspieler müssen gewaltsame und convulsivische Bewegungen machen. Auf

diese Art hatte Mistreß Bellamy die größte Mühe für einen einfacheren Ton Verzeihung zu finden.

„Ich leugne die großen Eigenschaften nicht, welche die Natur in alle diese Dinge mischt; aber wenn ein Volk nur die schlimme Seite eines andern sehen kann, so muß man ihm auch die seinige zeigen. Ich weiß, daß Alles in der Welt sich verändert, daß die Provinzen, die Königreiche vermöge ihres gegenseitigen Verkehrs einer allgemeinen Gleichheit zustreben; aber kurz und gut, die Engländer waren einmal so gegen Ende des letzten Jahrhunderts.

„Inmitten einer solchen Gesellschaft zeigte sich Mistreß Bellamy. Die Gönnerinnen fehlten ihr nicht, und man sieht welche von allen Arten um sie her; wenn es ihrer vortreffliche gibt, so ist auch eine da, die Herzogin von Queensberry, die ihre Freude darin findet durch ihre Gefälligkeiten zu erniedrigen und nach einer Demüthigung durch unvorhergesehene Wohlthaten zu verblüffen. Die Liebhaber gesellen sich zu den Freundinnen.

„Mistreß Bellamy war, nach allem was die Zeitgenossen uns mitgetheilt haben, nicht eigentlich schön: ihre Taille war von mittlerem Schlag, aber voll von Grazie; sie hatte einen Arm und eine Hand, auf welche sie eitel war, und ganz besonders einen zauberischen Klang der Stimme. Eine Frau, die alltäglich beklatscht wird, eine Frau, die alltäglich durch ihr Spiel, durch ihre Ausdrücke entzückt, wird dadurch nur um so reizender. Die Entzückungen des Publikums verbreiten noch weitere Sympathie; man liebt und bewundert diejenigen, die Jedermann liebt und bewundert, noch mehr. Das ist es was den Theater=

damen ihre Herrschaft sichert. Mistreß Bellamy war von Anbetern umgeben. Bald ward sie von einem leidenschaftlichen Liebhaber entführt, man findet ihr Benehmen höchst tadelhaft, ihre Freunde und ihre Mutter verlassen sie, sie flüchtet sich zu Quäkern, mit denen sie verwandt ist, sie weiß sich später zu rechtfertigen und erscheint triumphirend auf's Neue vor den Augen des Publikums und ihrer Freunde. Aber jung, ohne Stütze, gefühlvoll, mußte sie endlich unterliegen.

„Wenn ihr Benehmen nicht musterhaft war, so war es doch wenigstens zu entschuldigen. Sie liebte einen leidenschaftlichen, aufbrausenden jungen Herrn, Georg Metham, und hatte von ihm einen Sohn, der den Namen seines Vaters führte. In einem Augenblick, wo sie vor der aufbrausenden Heftigkeit Methams floh, benützt ein treuloser Mensch die Gelegenheit, beredet sie, daß sie nicht mehr geliebt werde, reizt sie gegen ihren Liebhaber auf, täuscht sie, weint, fleht und setzt es durch, daß sie sich mit ihm verbindet. Dieser Mensch, John Calcraft, war der Schützling von Henry Fox. Er meint, daß er im Augenblick seine Verheirathung nicht gestehen dürfe, und bestimmt ein Reugeld von 50,000 Pfund, wenn er sie nicht im Verlauf etlicher Jahre zur Frau nehme. Mistreß Bellamy nimmt diese Bedingung an.

„Die erdichteten Charaktere, die wir in den Romanen bewundern, machen Eindruck auf uns, weil alle Züge da stark hervorgehoben sind; ich weiß nicht, ob sie nicht mehr Interesse in den Memoiren haben, wo sie den Vorzug der Wirklichkeit besitzen; wenigstens muß man sie da studi-

ren, wie in der Natur selbst. Der niedrige Geiz, die treulose Verschlagenheit hat sich nie besser charakterisirt als hier und ist durch seinen Gegensatz mit einem edlen, großartigen und generösen Charakter in's auffallendste Licht getreten. Mistreß Bellamy gilt jetzt für die Gattin Calcrafts; sie macht ein glänzendes Haus und man sieht bei ihr Alles was England an ausgezeichneten Personen besitzt. Mit dem besten Geschmack, mit der feinsten Höflichkeit begabt, lockt sie einen glänzenden Zirkel um sich her, überläßt sich ihrem Hang zur Verschwendung und wird der Mittelpunkt einer politischen Gesellschaft, wo die Interessen des Staates erörtert werden; sie selbst studirt Puffendorf und Grotius; mit ihrem thätigen und umfassenden Geist wagt sie sich an alle Gegenstände, aber aus simpler Neugierde, ohne damit glänzen zu wollen und blos um die Männer ihrer Umgebung zu verstehen. Ihr Lebensgefährte Calcraft besorgte die finanziellen Geschäfte für alle abwesenden Generale und Regimentschefs. Mistreß Bellamy verschaffte ihm durch ihre Verbindungen und ihre Thätigkeit eine ungeheure Kundschaft und verhalf ihm zu einem sehr bedeutenden Vermögen. Sie verbrauchte alle ihre Einkünfte vom Theater und ging noch darüber hinaus, in der Hoffnung, daß Calcraft, dem zuliebe sie theilweise diesen Aufwand machte, und der selbst daraus Nutzen zog, zur Bezahlung der Schulden das Seinige beitragen würde; aber Calcraft, der auf die Grazie seiner Genossin wenig Werth legte, beutete blos die Vergünstigungen aus, welche sie ihm zuzuwenden wußte. Sie selbst hatte sich während der Dauer dieser Verbindung Nichts vorzuwerfen. Sie folgte dem Hang ihres Herzens, unter-

stützte die Familie Calcrafts selbst, die er im Stich ließ, bezahlte heimlich seine Unterschlagungen, und empfahl die Unglücklichen den mächtigen Männern, von denen sie angebetet wurde. An ihrer Seite sieht man einen beharrlichen Freund, der diese allerliebste Frau zu ehren verstand. Es ist Henry Fox, lange Zeit Kriegssecretär, Vater des berühmten Charles Fox und schon damals im Kampf mit dem Vater Pitts oder Lord Chatam. Dieser edle und tugendhafte, sanftmüthige und gefühlvolle Minister bereitete damals die Erziehung seines Sohnes vor, aus dem er einen höchst ausgezeichneten Mann machte, ohne einen mäßigen Menschen aus ihm machen zu können. Man wird hier sehen, was er Alles that, um ihn zum Voraus an treues Worthalten zu gewöhnen, und wie ein verständiger, wohlthätiger und gerechter Vater einen Sohn heranbildete, der edelmüthig und groß war.

„Mistreß Bellamy war das leichtblütigste Geschöpf von der Welt: obschon sie tief in Schulden steckte, so machte sie doch um einer Laune oder einer Wohlthat willen noch neue. Sie war eine der besten Reiterinnen des Reichs; man wird sogar sehen, wie der schändliche Calcraft diesen Umstand benützt, um ihr Leben in Gefahr zu bringen. Sie liebte die Pferde und machte für ihre Equipagen allein bedeutende Ausgaben. Selbst in den Augenblicken, wo sie am meisten im Gedräng war, vergaß sie alle ihre Verpflichtungen, wenn es galt einen Unglücklichen zu unterstützen oder irgend Jemand einen Dienst zu leisten. Aber sie hatte damals eine unermeßliche Zukunft vor sich. Mehrere Freundinnen hatten ihr ihre Erbschaft zugesichert; ihre Theaterhonorare

wurden immer bedeutender, und Calcraft's Vermögen wuchs durch ihre Bemühungen immer mehr auf.

„Alles ist so leicht in der Jugend und während des ersten Glückes! Alles scheint zu uns heranzukommen und sich gleichsam von selbst anzubieten: Beifall, Freundschaften, Glücksgüter. Endlich erscheint der Tag, wo alles sich zurückzieht, wo man den Dingen, die uns entfliehen, nachlaufen und sie mit abgenützten Kräften einholen muß. Der schändliche Calcraft erbittert endlich Mistreß Bellamy, und sie beschließt ihn zu verlassen, zu großem Erstaunen derjenigen, die beide mit einander vermählt glaubten. Sie zieht sich mit einer großen Schuldenlast zurück; sie weigert sich von einem neuen Gesetze Gebrauch zu machen, kraft dessen sie sich hätte befreien können, und sie beschließt ihre Schulden lediglich aus dem Ertrag ihrer Arbeiten zu bezahlen. Aber eine neue Neigung, Reisen, ein Rest von Trunkenheit, von Erfolgen und Verschwendung ruiniren sie vollends gänzlich, und als die Begeisterung des Publikums verraucht ist, steckt sie voll Schulden und hat keine Existenzmittel mehr. Diese bezaubernde Frau hatte vordem alle ihre Freunde gefesselt; ihr hoher Geist, ihr edelmüthiger Charakter hatte dieselben entzückt. Oft liebt man in einer solchen Lage den Erfolg, während man nur das Verdienst zu lieben glaubt. So sehen wir auch bei Mistreß Bellamy keinen ihrer Freunde, obschon ihre glänzenden Eigenschaften dieselben geblieben sind. Sie macht Niemand Vorwürfe darüber, sie beklagt sich nur über den treulosen Calcraft. Aber mit einem Wort, ihre zahlreichen Freunde sind nicht mehr da. Die Unglückliche ist allein dem Drängen ihrer Gläu-

biger preisgegeben; von den Theaterdirektoren schnöde abgewiesen, ist sie häufig den Grausamkeiten der englischen Justiz ausgesetzt und manchmal ohne das Allernothwendigste. Durch eine Feuersbrunst zu Grunde gerichtet, durch einen Diebstahl Calcrafts um ihr kostbares Geschmeide gebracht, durch die Treulosigkeit eines Bedienten um eine glänzende Erbschaft betrogen, bleibt sie ohne Hülfsmittel, und in ihrer Noth thut sie noch Gutes. Diese Frau ist ein in seiner Art einziges Beispiel von gefälliger und, man kann wohl sagen, unkluger Herzensgüte. Man hat vielleicht nie einen Menschen gesehen, der beim Anblick fremder Noth seine eigenen Bedürfnisse in diesem Grad vergessen hätte. In die äußerste Noth getrieben, will sie ihrem Leben ein Ende machen, wird aber daran noch durch den Wunsch verhindert, einer unglücklichen Mutter, die noch ärmer ist als sie, ein Almosen zu spenden.

„Jetzt kam sie auf die Idee ihre Memoiren zu schreiben, um sich beim Publikum in's Gedächtniß zurückzurufen. Sie wurden mit außerordentlicher Gunst aufgenommen und erlebten schnell hinter einander vier Auflagen. Die verschiedenen Theater bewilligten ihr Benefizvorstellungen. Man muß das Publikum entweder entzücken oder lebhaft sein Mitleid herausfordern. Als Mistreß Bellamy dem Gedanken zu gefallen entsagt und sich entschlossen hatte zu rühren, da erhielt die Unglückliche noch einige Erleichterungen. Gleichwohl konnte sie ihre Schulden nicht los werden, und diese schmerzliche Sorge verließ sie nie. Dennoch wurde ihr eine etwas ruhigere Existenz zu Theil. Mutter mehrerer Kinder, einer unnatürlichen Tochter, eines

vortrefflichen Sohnes, der aber in Indien starb, und eines andern, der einen lüderlichen Wandel führte, erhielt sie nichtsdestoweniger von diesem letzteren einige Tröstungen. Diese Eigenschaft als Mutter war ihr letzter Rettungsanker. Als Mutter hatte sie nicht gegen ihre Pflicht gefehlt, als Mutter erhielt sie Erleichterung.

„So glänzend auch die Gaben sein mögen, welche die Natur uns geschenkt hat, so wonnig die Augenblicke sein mögen, welche die Gunst des Schicksals uns spendet, so gibt es also doch nur in regelmäßigen Verbindungen ein sicheres Glück. Aus illegitimen Leidenschaften hervorgegangen, mitten in die Unordnung hineingeworfen, in der Unordnung lebend, wurde Mistreß Bellamy trotz all ihrer Vorzüge, trotz der außerordentlichsten Seelengüte und all der Eigenschaften, welche ihr die Menschen hätten gewinnen müssen, noch ein allein dastehendes Beispiel von Unglück und von der Bestrafung, welche die Natur immer auf die Verletzung der Gesetze folgen läßt. Die Natur verbietet allerdings keinen Beruf, sie läßt das Gute in allen zu; aber in allen hat sie auch gewollt, daß das Weib eine geliebte und beaufsichtigte Tochter, eine treue und in sicherem Schutz stehende Gattin, eine sorgsame Mutter sei: außerhalb dieser Kreise gibt es keine Ruhe, kein Glück, kein angenehmes Alter. Wenn der Mann kühn wagen darf, weil er vermöge seiner Kraft überall sich selbst zu beschützen vermag, so kann das Weib nicht aus seinen natürlichen Beziehungen treten, ohne in Folge seiner Schwachheit zu unterliegen und alle Uebel zu erdulden. Wie dem auch sei, man wird diese Memoiren

mit ungemeinem Interesse lesen und der edlen, großmüthigen Heldin, welche sie geschrieben hat, eine zärtliche Theilnahme nicht versagen können."

Fahren wir fort Herrn Thiers zu folgen.

Im Herbst 1822 bereist er den Süden Frankreichs und begibt sich in die Pyrenäen, indem er über Genf nach Marseile und bis nach Bayonne geht. Sein Bericht über diese Reise erschien 1823 unter dem Titel: Die Pyrenäen und der Süden Frankreichs in den Monaten November und Dezember 1822. Nach 1830 machte er, als er vom Staatsruder entfernt war, mehrere Reisen ins südliche Italien. Besonders hielt er sich lange in Florenz auf, wie er denn auch die Geschichte dieser Stadt zu schreiben anfing.

Endlich um vom Großen aufs Kleine zu kommen, bekam Herr Thiers einen Augenblick einen ungemeinen Eifer für die Reitkunst und suchte unter den Celebritäten derselben einen Platz zu gewinnen. Ich habe Herrn Thiers eine Zeitlang sehr liirt mit Carrega gesehen, einem nichts weniger als gelehrten oder literarisch gebildeten alten Offizier des Kaiserreichs, der blos für das Reiten lebte und bei allen Grooms und allen Roßhändlern von Paris in großer Achtung stand. Carrega wohnte damals in demselben Haus wie ich, und ich konnte den ganzen Abstand zwischen dem ungebildeten Geist des glänzenden ehemaligen Cavallerie-Offiziers und dem wissenschaftlichen Drang des Geschichtschreibers der französischen Revolution genau würdigen; aber Herr Thiers geht bei allen Dingen bis ans Ende. Er hätte sich gerne wie Alexander dadurch berühmt gemacht, daß er sich auf ungezähmte Pferde hinaufgeschwun-

gen hätte. Ich bin beinahe erstaunt darüber, daß er in seinem ritterlichen Feuereifer nicht, gleich den jungen Elegants aus guter Familie, als Jockey ein Kirchthurmrennen mitgemacht hat.

Selbst so lange er an der Spitze der Regierung stand, behielt Herr Thiers seine Vorliebe für die Pferde bei und wollte als Reiter glänzen. Während seines Ministeriums im Jahr 1840, als die orientalische Frage alle Köpfe beschäftigte, kaufte er sich einen Grauschimmel, den er Ibrahim nannte; er sprach beinahe mit demselben Eifer über die orientalische Frage und von seinem Pferde Ibrahim, dessen orientalischer Name gar manches Quidproquo veranlaßte.

Ich will ein kleines Ereigniß nicht verschweigen, das ein gewisses Interesse und eine gewisse Frische reiner und uneigennütziger Gefühle über die Jugend des Herrn Thiers breitet. Inmitten seiner Studien und Arbeiten zu Aix verliebt er sich in ein armes junges Mädchen, das aber vermöge seiner Schönheit sowie vermöge seiner Eigenschaften des Herzens und Geistes eine aufrichtige und ernste Neigung einflößte und verdiente. Als er Aix verließ, versprach er ihr die Ehe, und mehrere Monate lang bewies eine fleißige Correspondenz, daß er seinen Gesinnungen treu blieb. Der Vater des jungen Mädchens kam nach Paris, wo Herr Thiers seit einiger Zeit wohnte; Herr Thiers gestand, daß er seine Stellung noch zu schaffen habe, und verlangte eine Frist von einem Jahr. Nach Verlauf derselben wurde er aufgefordert, sein Versprechen zu erfüllen; seine Lage war noch nicht verändert; er verlangte eine neue Frist, aber der erbitterte Vater forderte ihn, und es kam zu einem Duell. Die Herren

Manuel und Mignet waren Zeugen des Herrn Thiers. Rabbe war einer der Zeugen des Gegners. Dieser unversöhnliche Vater, welcher die Ehre und den Namen seiner Familie beschimpft glaubte, hatte den ersten Schuß; er zielte; aber eine unwillkürliche Bewegung machte, daß er seine Pistole etwas zu tief hielt, und die Kugel fuhr zwischen den Beinen des Herrn Thiers durch. Letzterer schoß nicht. Rabbe hat mir diese Geschichte erzählt.

Die Geschichte Frankreichs hätte vielleicht eine andere Wendung genommen, wenn das Verhängniß gewollt hätte, daß Herr Thiers bei diesem Rencontre unterlegen wäre.

Gleich bei seinem Eintritt in die Regierung im Jahr 1830 ließ Herr Thiers sichs angelegen sein, dem Vater und dem Bruder seiner ehemaligen Geliebten eine gute Stellung im Finanzdepartement zu verschaffen.

Die Herren Thiers und Mignet kamen nicht unbekannt nach Paris. Der Doktor Arnaud, der in Aix sehr geschätzt war, und in dessen Haus sie immer mit Herzlichkeit aufgenommen wurden, gab Herrn Thiers ein Empfehlungsschreiben an Manuel, der schon damals eine bedeutende Stellung in der liberalen Partei einnahm. Herr Tissot sprach in einem Artikel des Constitutionnel im Jahr 1822 mit Lob und Freude, aber ohne Namensnennung, von diesen zwei jungen Schriftstellern, die nach Paris gekommen seien, und von denen sich die liberale Partei sehr Bedeutendes versprechen dürfe.

Man weiß auch in der That, welchen neuen Ton Herr Thiers bei der damaligen Opposition gegen die Regierung der Bourbonen einführte.

„Er brachte, wie Herr Saint-Beuve gesagt hat, in die liberale Partei die consularische Anschauung mit, d. h. eine für jene schöne Epoche wohl passende Anschauung, eine großmüthige, enthusiastische, schnelle Anschauung, welche die großen Dinge erfaßt und bei den Unternehmungen auch die Nachwelt im Auge hat." Bei Herrn Thiers war besonders das Nationalgefühl sehr stark ausgeprägt. Er sagte zu dieser Zeit, ohne daß man ihn deßhalb sehr anmaßend schelten könnte, zu Herrn von Remusat: „Wir sind die junge Garde."

Der Geschichtschreiber der französischen Revolution warf sich mit vieler Thätigkeit in die Polemik; er machte Politik im Constitutionnel und in den Tablettes Universelles, bis er mit den Herren Mignet, Carrel und Sautelet den National gründete.

Herr Mignet nahm niemals einen so thätigen Antheil an der kriegerischen Politik; aber er predigte und verfocht theils in seinen Büchern, theils in seinen Vorlesungen im Athénée die liberalen Grundsätze, auf welche sich die Polemik des Herrn Thiers stützte. Herr Mignet schrieb wirklich in seiner Jugend eine philosophische Geschichte der französischen Revolution und hielt im Jahr 1822 geschichtliche Vorlesungen im Athénée. Er behandelte darin besonders die Geschichte der Liga. Die Vorlesung über die Bartholomäusnacht hatte einen sehr großen Erfolg. Herr Mignet improvisirte nicht, er las. Man verlangte, daß er die Vorlesung über die Bartholomäusnacht am folgenden Mittwoch von Neuem halten sollte. Eine Phrase, die ich aus dem Gedächtniß citire, wurde im Jahr 1822 mit be-

sonders lebhaftem Beifall aufgenommen. „Die Jesuiten," sagte Herr Mignet, „wagten, um zu ihren Zwecken zu gelangen, Alles, selbst das Gute." In einer literarischen Gesellschaft bei Herrn Tocqueville definirte Herr Cousin mit wenigen Worten das Talent des Herrn Mignet. Dieser letztere sprach von Buffon. Herr Cousin unterbrach ihn und rief mit einer jener accentuirten Betonungen, die man an ihm kennt: „Wahrhaftig, Herr Mignet spricht richtige Dinge mit Würde aus!"

Die erste Nummer des National erschien am 3. Januar 1830 unter dem Ministerium Polignac.

Die Idee, welche in den ersten Seiten des National vorangestellt wurde und seine ganze Polemik leitete, gehört hauptsächlich Herrn Thiers. Diese Idee war folgende: „Man muß die Bourbonen in die Charte einschließen, muß die Thüren schließen, dann werden sie unfehlbar zu den Fenstern hinausspringen."

Der Publizist des National hat immer nur an eine Repräsentativmonarchie, an eine parlamentarische Regierung geglaubt und dafür gearbeitet. „Gebrauchen wir," sagte er, „alle unsere gesetzlichen Mittel; wir werden nicht einen einzigen Prozeß haben und die Bourbonen werden auf ihre eigene Rechnung Dummheiten machen." Selbst die Republikaner disciplinirten sich und fügten sich für den Augenblick in die Theorien der constitutionellen Regierung, welcher Herr Thiers das Wort redete. Er für seine Person war weder Republikaner noch Neuerer. Er hat niemals eine Ersparniß im Budget hervorgerufen; so lange er an der Spitze der Verwaltung stand, hat er nie

auch nur die geringste Veränderung vorgenommen. Er wollte die Regierung um so weniger schwächen, als er sie blos in andern Händen zu sehen verlangte, wohl verstanden unter der Bedingung, daß er selbst bei der neuen Regierung betheiligt wurde. Er hoffte, wie er auch ausgesprochen hat, die Personen ohne die Sachen zu verändern; trügerische Hoffnungen, heutzutage für immer über den Haufen geworfen durch die Erfahrung zweier Revolutionen.

Wenn Ihr die obern Schichten der Gesellschaft ändert, so modificiren sich bald auch ihre untern Schichten. Als unter Ludwig Philipp die parlamentarische Regierung obgesiegt hatte, wurden die Republikaner, welche den National unter der talentvollen und festen Leitung Carrels zum Organ hatten, die Spitze der Opposition und nahmen einen größern Platz im Lande ein. Nach Verkündigung der Republik von 1848 wurde der Socialismus die Opposition und die Gefahr der Republik.

Selbst wenn die Regierung, welche beauftragt ist die Gesellschaft zu leiten oder zu schützen, Fehler oder Dummheiten begeht, muß das Volk nach der Ansicht des Herrn Thiers ruhig, klug und umsichtig bleiben. Man wünscht, daß die unaufgeklärte, erfahrungslose, häufig sogar durch unselige Rathschläge irregeführte Menge dem Strom der Ideen und Leidenschaften widerstehen, und nicht die Leidenschaften und Ideen, die man ihm beigebracht hat, in Gewaltsamkeiten aller Art bethätigen solle. Aber dieß ist nicht möglich. Ein ausgetretener Fluß reißt Alles mit sich fort, was ihm in den Weg kommt. Nichts widersteht der Wuth seiner Wogen. Wenn man blos die Menschen zu ändern meint,

so übernimmt es das Volk die Dinge zu ändern; wenn man blos die Dinge zu ändern meint, so übernimmt es das Volk die Menschen zu ändern. Hingerissen vom Beispiel, will es gleichfalls seine Macht und seinen Willen zeigen.

Gleichwohl hat Herr Thiers, man muß es anerkennen, jederzeit die größte Achtung vor der Gesetzlichkeit gezeigt. Er hat die Bankette von 1847 weder erfunden noch organisirt, sondern sie blos geschehen lassen; als er in seinem Salon Herrn Duvergier de Hauranne sich über die Organisation der Bankette freuen sah, sagte Herr Thiers, welcher die Gefahren ahnte, denen man sich aussetzte, sogar: „Duvergier glaubt, er werde zu Banketten mit gelben Handschuhen gehen." Der Publizist des National bekämpfte die Regierung, die er zu stürzen wünschte, nur mit den Waffen der gewaltigsten Logik und des fruchtbarsten Geistes.

Ich habe Herrn Thiers mehrere Jahre lang theils in der Regierung, theils in der Opposition gesehen. Herr der Gewalt, die er nie lange zu behaupten vermochte, verschaffte er ihr durch die mächtigsten Mittel Respekt; er fand, um sie gegen die Opposition zu vertheidigen, stets die eindringlichsten Worte und zuweilen auch die verwegensten Auskunftsmittel und Kniffe.

In der Opposition war er für die Regierung derjenige Parteichef, der ihr die meisten Verlegenheiten bereitete, nicht blos durch sein bedeutendes Rednertalent, sondern besonders auch durch all die Formeln, durch all die neuen Oppositionsthemata, die er theils auf der Tribüne, theils in den verschiedenen Journalen, zu deren Lenker und Herrn er sich auf diese Art machte, zu erfinden wußte. Herr Thiers be-

schäftigte sich viel mit Journalen, deren ganzen Einfluß er als alter Journalist würdigen und ermessen gelernt hatte. Selbst fern von Paris, überwachte und ermuthigte er die Polemik des Constitutionnel. Ich will in dieser Beziehung einen Brief mittheilen, den er mir unter der Regierung Ludwig Philipps von Lille aus schrieb.

Lille den 1. September.

„Mein lieber Herr Veron!

„Ich danke Ihnen für Ihren liebenswürdigen Brief und die vortrefflichen Antworten, welche Sie gegeben und hervorgerufen haben. Das Ding scheint mir gut gewirkt zu haben. Was wird denn aus dem Temps? Ist er an andere Eigenthümer übergegangen?

„Sie fragen mich um meine Ansicht über die Sprache, die man in Betreff der englischen Allianz führen müsse; Sie haben den rechten Ton getroffen. Ich glaube sogar, daß die Sprache der französischen Journale diese kleine Phrase von Einigkeit hervorgerufen hat, die sich in der Rede der Königin vorfindet. Ich glaube, daß die Schwäche unserer Regierung ihr von allen Seiten Ausfälle zugezogen hat. Ich habe in den letzten Tagen interessante Details erfahren, welche mir beweisen, daß unsere arme Regierung aller Welt gezeigt hat, daß man sich mit ihr nicht zu geniren brauche. Dieß ist vermuthlich eine der Ursachen, warum die Engländer eine solche Sprache und ein solches Benehmen gegen uns annehmen. Ich vermuthe auch noch einen andern Grund, nämlich die Schwäche der Whigs

selbst. Sie suchen in ihrer Noth nach irgend Jemand, gegen den sie den Stolzen spielen können, und da haben sie uns zum Stichblatt ersehen. Es ist eine schlimme Handlung von ihrer Seite, denn sie verderben durch solche Armseligkeiten Jedermann die Sache.

„Im Uebrigen können Sie sagen, daß Frankreich seine Aufgabe auf mehr als eine Art erfüllen könne; es wird ihm nicht an Verbündeten fehlen, wenn es sich nur geschickt und entschlossen zeigt. Was unsern orientalischen Feldzug betrifft, so hätte ich das niemals gedacht. Ei wie! wir sind die Letzten unter den fünf Mächten, die dem Pascha zu verstehen geben, daß er sich bescheiden halten solle, bescheidener als vor seinem Siege. Wahrhaftig, Herr Molé hat so etwas nicht gethan. Behandeln Sie das Ding wie es verdient, oder vielmehr fahren Sie fort.

„Leben Sie wohl, ich grüße Sie freundlich und kehre jetzt zu meinen Hämmeln zurück oder vielmehr zu meinen Löwen, denn ich befinde mich in der Gesellschaft von Moreau, Massena und Bonaparte. Noch einmal, leben Sie wohl. A. Thiers.

„Meine Complimente an Boilay: er hält sich fortwährend sehr gut."

Der Geist des Herrn Thiers ruht niemals. Er ist ausdauernd, behend und kräftig; er liebt besonders das was einfach und leicht zu begreifen ist, was auf die Menge Eindruck macht; aber, wie wiederum Herr Sainte-Beuve gesagt hat, er weiß durch die Lebhaftigkeit und Richtigkeit seiner Urtheile das Alltägliche immer in ein neues Licht zu stellen.

Und gleichwohl hat die Hochachtung welche dieser Staatsmann stets für die geltenden Meinungen gezeigt hat, Herrn Malitoure zu dem Witzwort veranlassen können: „Herr Thiers ist ein Lapalisse, der den Muth hat für seine Meinungen einzustehen."

Im Jahr 1823 waren die geschichtlichen Abrisse sehr in der Mode. Felix Bodin, der noch jung gestorben ist und diese Art von Schriftstellerei geschaffen hatte, drängte Herrn Thiers einen geschichtlichen Abriß der Revolution zu unternehmen; aber Herr Thiers griff das Werk großartiger an und schrieb eine vollständige Geschichte der französischen Revolution. Inzwischen bedurfte er für die beiden ersten Bände des Patronats von Felix Bodin bei den Verlegern. Bald jedoch konnte er fremde Hülfe entbehren, und der Name Bodin verschwand beim dritten Band.

Die geschichtlichen Arbeiten des Herrn Thiers entzogen ihn der kriegführenden Politik nicht: schon in den ersten Tagen von 1830 ließ er in einer Antwort auf die Quotidienne eine Revolution halb durchblicken, aber er verwarf stets die Idee einer Revolution nach Art der von 1789. .

„Eine Revolution ist eine so furchtbare, obwohl so große Sache, daß es wohl der Mühe werth ist sich zu fragen, ob der Himmel uns eine bestimmt. Bei ernster Prüfung der Sache haben wir uns gesagt, daß es keine Bastille mehr zu nehmen, keine drei Stände mehr zu vermischen, keine Nacht vom 4. August mehr zu machen gibt, daß es sich nur noch darum handelt eine Charte ehrlich ins Werk zu setzen und kraft dieser Charte Minister zu stürzen. Dieß

ist allerdings kein ganz leichtes Geschäft, aber es hat doch nichts Blutiges, es ist vollkommen gesetzlich; und sehr blind, sehr strafbar wären diejenigen, welche ihm die unseligen Merkmale geben wollten, die es heute nicht hat."

Am 16. Februar ging er weiter.

„Frankreich, wagte er zu sagen, muß in Betreff der Personen vollkommen entzaubert sein: es hat das Genie geliebt, und es hat gesehen, was diese Liebe gekostet hat. Einfache, bescheidene, solide Tugenden, die eine gute Erziehung stets bei dem Erben des Thrones sicher stellen kann und die eine beschränkte Gewalt nicht zu verderben möchte, das ist es was Frankreich noththut, das ist es was es wünscht, *) und zwar mehr noch für die Würde des Thrones als um seiner selbst willen, denn das Volk hat mit seinen Institutionen, wenn sie gut begriffen und ins Leben geführt werden, von keinem Menschen etwas zu fürchten.

„Die Frage liegt also einzig und allein in den Sachen. Sie könnte eines Tags auch in den Personen liegen, aber dann trügen diese letzteren selbst die Schuld. Das System ist für die Personen gleichgültig; aber wenn sie nicht gleichgültig für das System wären, wenn sie es haßten, es angriffen, dann würde die Frage eine Frage der Sachen und Personen zugleich. Aber die Personen wären es, welche sie selbst auf diese Art gestellt hätten."

---

*) Man versichert, daß Herr Thiers um diese Zeit noch nicht die Ehre gehabt hatte den Herzog von Orleans zu sehen; er hat in dieser Beziehung den Rath Manuels befolgt. Er sah den Herzog zum erstenmal in der Nacht vom Freitag auf Samstag, am 31 Juli 1830.

Dieser Artikel vom 19. Februar und ein anderer aus Carrels Feder vom vorgehenden Tag wurden Veranlassung zu einem Prozeß und zu einer Verurtheilung, wodurch sich aber die Kühnheit und Polemik des National nicht im Mindesten einschüchtern ließ.

Carrel und Thiers neckten die Regierung und forderten sie heraus. Man sprach im National jeden Morgen von dem Staatsstreich. Sie provocirten die Regierung unaufhörlich, daß sie Fehler begehen sollte, und die Regierung begieng sie. Man kann ohne alle Uebertreibung sagen, daß Herr Thiers die Revolution von 1830 ausgedacht und vorbereitet hatte, und daß er gewaltig zu ihrem Ausbruch beitrug.

Die Ordonnanzen waren am 26. Juli Morgens im Moniteur erschienen, die Aufregung war groß unter den Oppositionsjournalisten und einigen in Paris anwesenden Deputirten; man versammelte sich in den großen Salons des National, Rue Neuve-Saint-Marc. Auch hier verschaffte sich Herr Thiers Gehör bei allen Schriftstellern der Opposition und setzte seine Ansicht durch; er stellte sich durch seine Bestimmtheit, Kühnheit und Entschlossenheit an die Spitze der Bewegung. Ich will Niemand seine Wirksamkeit und seinen Muth bei dieser Krisis streitig machen; aber Herr Thiers war es der unumwunden Ungehorsam gegen ein Gesetz vorschlug, das kein Gesetz war. Er war es der eine Protestation beantragte. Man ernannte zur Abfassung derselben eine Commission, bestehend aus den Herren Chatelain, Cauchois-Lemaire und Thiers. „Man braucht Namen,

man braucht Köpfe unter diese Protestation," fügte Herr Thiers hinzu, und eine große Anzahl von Journalisten entsprach diesem Aufruf.

Protestation der Journalisten gegen die Ordonnanzen vom 25. Juli.

„Man hat seit sechs Monaten oft angekündigt, die Gesetze würden verletzt, ein Staatsstreich würde ausgeführt werden. Der gesunde Sinn des Publikums weigerte sich es zu glauben. Das Ministerium wies diese Unterstellung als eine Verläumdung zurück. Inzwischen hat der Moniteur endlich diese denkwürdigen Ordonnanzen veröffentlicht, welche die augenfälligste Verletzung der Gesetze sind. Die gesetzliche Regierung ist also unterbrochen, die Regierung der Gewalt hat begonnen.

„In der Lage, worin wir uns befinden, hört der Gehorsam auf, eine Pflicht zu sein. Die Bürger, welche zuerst zum Gehorsam berufen sind, sind die Schriftsteller der Journale; sie müssen also auch zuerst das Beispiel des Widerstandes gegen die Behörde geben, welche sich ihres gesetzlichen Charakters entkleidet hat.

„Die Gründe, auf welche sie sich stützen, sind von der Art, daß man sie blos auszusprechen braucht.

„Die Gegenstände, welche durch die heute bekannt gemachten Ordonnanzen geregelt werden sollen, gehören zu denjenigen, über welche die königliche Gewalt verfassungsmäßig nicht allein entscheiden kann. Die Charte (Art. 35.) sagt, daß die Organisation der Wahlcollegien durch die

Gesetze geregelt werden soll; sie sagt nicht durch die Ordonnanzen.

„Die Krone hatte selbst diese Artikel bisher anerkannt: sie hatte nicht daran gedacht sich gegen sie zu bewaffnen, sei es nun mit einer angeblichen constituirenden Gewalt, oder mit der Gewalt, welche fälschlicherweise dem Artikel 14. beigelegt wird.

„In der That hat sie jedesmal, wenn nach ihrer Ansicht angeblich wichtige Umstände eine Abänderung des Preß- oder Wahlgesetzes erheischten, sich an die beiden Kammern gewandt; als man die Charte abändern mußte, um die Siebenjährigkeit und die integrale Erneuerung einzuführen, da wandte sie sich nicht an sich selbst als Urheberin dieser Charte, sondern an die Kammern.

„Das Königthum hat also die Artikel 8. und 35. anerkannt, es hat sie praktisch gehandhabt und sich in Betreff derselben weder eine constituirende noch eine dictatorische Gewalt, die keineswegs existirte, angemaßt.

„Die Tribunale, denen das Auslegungsrecht zusteht, haben feierlichst dieselben Grundsätze anerkannt. Der königliche Hof von Paris und mehrere andere haben die Herausgeber der bretagneschen Gesellschaft als Urheber von Beschimpfungen gegen die Regierung verurtheilt.

„Die Krone hat die Unterstellung, daß die Regierung die Auctorität der Ordonnanzen da anwenden könnte, wo nur die Auctorität des Gesetzes zulässig ist, als eine Beschimpfung betrachtet.

„Somit geht aus dem förmlichen Text der Charte, aus der bis jetzt von der Krone beobachteten Praxis und aus

den Entscheidungen der Tribunale aufs Bestimmteste hervor, daß in Betreff der Presse und der Wahlorganisation nur allein die Gesetze, d. h. der König und die Kammern verfügen können.

„Heute haben also verbrecherische Minister die Gesetzlichkeit verletzt. Wir sind des Gehorsams entbunden. Wir versuchen unsere Blätter herauszugeben, ohne die Ermächtigung zu erbitten, die man uns auferlegt. Wir werden Alles aufbieten, damit sie heute wenigstens in ganz Frankreich ankommen können.

„Das ist es was unsre Bürgerpflicht uns auferlegt, und wir erfüllen sie. Aber wir können die Kammer im Namen Frankreichs aufs Dringendste bitten, daß sie sich auf ihr augenscheinliches Recht stütze und der Verletzung der Gesetze nach besten Kräften Widerstand leiste. Dieses Recht ist so gewiß, wie dasjenige, auf welches wir uns stützen. Die Charte sagt (Art. 30.), daß der König die Deputirtenkammer auflösen könne; aber dazu ist nöthig, daß sie versammelt, daß sie als Kammer constituirt war, und daß sie ein System verfocht, welches geeignet war die Auflösung zu provociren. Aber vor der Einberufung, vor der Constituirung der Kammer haben nur Wahlen stattgefunden. Nun sagt die Charte nirgends, daß der König die Wahlen kassiren könne. Die heute veröffentlichten Ordonnanzen haben nur den Zweck Wahlen zu kassiren, sie sind folglich ungesetzlich, denn sie thun Etwas, wozu die Charte nicht ermächtigt.

„Die erwählten und auf den 3. August einberufenen Deputirten sind somit ganz pflichtgemäß erwählt und ein=

berufen. Ihr Recht ist heute dasselbe wie gestern. Frankreich bittet sie aufs Dringendste, es nicht zu vergessen. Alles was sie thun können, um dieses Recht geltend zu machen, das sind sie auch zu thun verpflichtet.

„Die Regierung hat heute den Charakter der Gesetzlichkeit verloren, welcher den Gehorsam gebietet. Wir widerstehen ihr in dem was uns betrifft; es ist an Frankreich zu beurtheilen, wie weit sein eigener Widerstand sich erstrecken muß.“

Haben unterzeichnet die in Paris anwesenden Geranten und Redacteure der Journale: Gauja, Gerant des National; Thiers, Mignet, Carrel, Chambolle, Peysse, Albert Stapfer, Dubochet, Rolle, Redacteure des National; Leroux, Gerant des Globe, Guizard, Redacteur des Globe; Sarrans der Jüngere, Gerant des Courrier des Electeurs; B. Dejean, Redacteur des Globe; Guyet, Moussette, Redacteure des Courrier Français; August Fabre, Hauptredacteur der Tribune des Departements; L. Thiessé, Redacteur des Constitutionnel; Senty, des Temps; Cauchois-Lemaire, Redacteur des Constitutionnel; Hausmann, des Temps; Avenel, des Courrier Français; Dussard, des Temps; Levasseur, Redacteur der Revolution; Evariste Dumoulin, des Constitutionnel; Alexis de Jussieu, Redacteur des Courrier Français; Plagnol, Hauptredacteur der Revolution; Fazy, Redacteur der Révolution; Buzoni, Barbaroux, Redacteure des Temps; Chalas, Redacteur des Temps; A. Billard, Redacteur des Temps; Ader, der

Tribune des Departements; F. Larreguy, Redacteur des Journal du Commerce; J. F. Dupont, Advokat, Redacteur des Courrier Français; Charles de Remusat, des Globe; V. de Lapelouze, einer der Geranten des Courrier Français; Bohain und Roqueplan, des Figaro; Coste, Gerant des Temps; J. J. Baude, Redacteur des Temps; Bert, Gerant des Journal du Commerce; Léon Pillet, Gerant des Journal de Paris; Vaillant, Gerant der Sylphe.

Das Signal der Empörung war gegeben.

Allerdings machte Herr Thiers die Revolution von 1830 nicht ganz allein, aber er spielte vor, während und nach derselben eine sehr große Rolle. Das letzte Wort der Opposition des National von damals wurde auf kleine Papierchen gedruckt, welche Herr Thiers und seine Freunde massenweise zu den Fenstern hinauswarfen und selbst am Hofthore austheilten; dieses letzte Wort war ein Eigenname. Er hieß Herzog von Orleans.

Dem Advocaten von Aix kommt also zum großen Theil die Ehre zu die Julirevolution gemacht zu haben; aber er mag sich nicht allzuviel darauf einbilden. In Paris und in Frankreich sind die Revolutionen ganz leicht zu machen, besonders wenn die Gewalt, wie dieß beinahe immer geschieht, in solchen extremen Augenblicken sich unvernünftig und unschlüssig zeigt, wenn sie sich selbst verläßt und preisgibt. Herr Thiers mag besonders bedenken, daß, wenn es leicht ist in zwei oder drei Tagen eine Revolution zu Stande zu bringen, es beinahe unmöglich ist, wenn das Signal einmal gegeben worden, sie in Schranken zu halten

und in ihrem Zerstörungswerke zu hemmen. Herr Thiers hat, von seinen Ueberzeugungen gedrängt, die Revolution von 1830 zum Ziele führen können; hat er aber auch die von 1848, deren Entwicklung sein scharfblickender Geist nicht vorhergesehen, und die sein Herz so tief betrüben mußte, in Schranken zu halten und zu hemmen vermocht?

In dieser ersten Studie haben wir Herrn Thiers in seinem Wissensdrange beobachtet, wie er von Allem spricht und bereits überall Gehör findet, wie er in einer Provincialakademie einen geistreichen und glücklichen Studentenstreich spielt, wie er durch die Lebhaftigkeit seines Geistes und vielleicht auch durch die Noth, diese Muse, der man mehr als Ein Meisterwerk verdankt, sich gedrungen fühlt über alle möglichen Gegenstände zu schreiben, über Vauvenargues, über Malerei, über eine englische Schauspielerin und über das Theater; wie er sich gedrungen fühlt die Geschichte der französischen Revolution zu schreiben, wie er körperlich und geistig gleich rührig und thätig ist, wie er sich zu einer Reise um die Welt einschiffen will, wie er den Süden Frankreichs durchwandert und seinen Reisebericht veröffentlicht, wie er zu Pferde steigt und sich duellirt, wie er endlich seine politische Bahn findet, ein Journal gründet und den ganzen Schwung seines Geistes und seiner bürgerlichen und studentischen Vernunft dazu verwendet, aus der schwierigen und gespannten Lage der bourbonischen Regierung eine Revolution hervorgehen zu machen, wie ihm das gelingt und er dann die Krone Frankreichs einem Prinzen von einfachen, bescheidenen, soliden Tugenden gibt, den eine beschränkte Gewalt nicht

verderben kann, einem constitutionellen König, dessen erster Minister er dereinst mehr nominell als factisch sein wird.

Wir werden im weitern Verlauf dieser Memoiren Herrn Thiers als Deputirten, Redner und Minister unter dieser Regierung seiner Wahl studiren.

Fünftes Kapitel.

Herr Decazes.

Die drei Epochen der Restauration. — 1. Epoche, Herr Decazes. — Hr. Decazes Präsident des Assisenhofs. — Das Gefängniß Marie Antoinettes. — Hr. Decazes bei Hrn. von Talleyrand. — Hr. Decazes Polizeipräfect. — Er läßt die Kammer schließen. — Die Herren Romiguière und Barrère. — 2. Einzug Ludwigs XVIII in Paris. — Fouché Minister. — Geheime Beziehungen zwischen Fouché und Monsieur. — 3. Briefe von Fouché. — 1. Besprechung zwischen Hrn. Decazes und Ludwig XVIII. — Brief des Grafen von Artois an Ludwig XVIII. — Antwort des Königs an seinen Bruder. — Marschall Ney. — Labédoyère, Lavalette. — Die Gebrüder Faucher. — Briefe Ludwigs XVIII an den Herzog von Angoulême und Briefe des Herzogs von Angoulême an Ludwig XVIII. — Der Herzog von Berry. — Die Herzogin von Angoulême. — Brief der Herzogin von Angoulême an den Grafen von Artois.

Die Geschichte der Restauration theilt sich natürlich in drei Epochen, wohlverstanden ohne die Zeit einzubegreifen, die seit dem ersten Einzug Ludwigs XVIII in Frankreich (Mai 1814) bis zur Rückkehr des Kaisers Napoleon (20. März 1815) verstrichen ist.

Die erste Epoche beginnt nach der Schlacht von Waterloo und endet in dem Augenblick, wo Herr von Villèle die Leitung der Geschäfte übernimmt (Dezember 1821): dieß war die Herrschaft des Herrn Decazes. Die zweite begreift das Ministerium des Herrn von Villèle und endet mit diesem Cabinet. Die dritte beginnt mit dem Sturz dieses Ministers (gegen Ende 1827) und endet, wie die Restauration selbst, mit der Julirevolution von 1830 und der Throngelangung Ludwig Philipps. Diese dritte Epoche begreift das Ministerium Martignac, das Ministerium Polignac und die Julitage in sich.

Die erste Epoche war von dem Kampf der reactionären und der constitutionellen Partei bezeichnet: dieser Kampf endete mit dem Sieg der Charte und der parlamentarischen Regierung, die trotz alles Widerstandes emporkam und mit dem Jahr 1819 auf lange Zeit gegründet zu sein schien. Im Jahr 1820 wurde die Existenz und die Zukunft der parlamentarischen Regierung durch den Tod des Herzogs von Berry schwer gefährdet. Diejenigen, welche diese Regierung begründet oder an ihrer Gründung Theil genommen hatten, zogen sich im Angesicht des Sturmes, welchen das Verbrechen Louvels aufregte, zurück. Nachdem man ein ganzes Jahr lang unschlüssig gezögert, kamen die Häupter der royalistischen Partei von 1815 und 16 unter dem Ministerium Villèle endlich zur Gewalt; aber diese Royalisten hatten sich verwandelt; sie hatten sich gewissermaßen unwillkürlich in die Praxis der parlamentarischen Regierung gefügt; sie hatten die Vortheile begriffen, welche sie daraus schöpfen konnten, und obschon ihre Politik von der Politik

ihrer Vorgänger wesentlich verschieden war, so ergaben sie sich doch, da sie sich fähig fühlten durch die Tribüne und trotz aller Hemmnisse Seitens der Presse zu regieren, recht gern in die Nothwendigkeit nach der Charte zu regieren, wobei sie immerhin die Regierung auf die neuen Bahnen leiten konnten, die ihnen zusagten.

Die schwierigste, gefährlichste und glorreichste dieser drei Epochen ist ohne Widerrede die erste, die Epoche des Herrn Decazes. Seiner Verwaltung gebührt hauptsächlich das Verdienst die ultraroyalistische Partei im Zaum gehalten, die Regierung der Monarchie der Charte gemäß organisirt, die großen Institutionen, welche aus der constitutionellen Regierung hervorgingen, geschaffen und somit auf eigentlich praktischem Weg dem Lande gezeigt zu haben, wie groß die Mittel einer freien und verständigen Regierung sind.

Indem ich von Herrn Decazes spreche, werde ich an all die Akte erinnern, welche die fünf ersten Regierungsjahre Ludwigs XVIII bezeichneten.

Herr Decazes wurde im Jahr 1780 in der Nähe von Bordeaux geboren und stammt aus einer alten Familie von Libourne, welche dieser Stadt eine große Menge von Munizipalbeamten gab. Schon im 14ten Jahrhundert nahmen diese Beamten den Titel Maire an. Wenn man die Geschichte der Stadt Libourne durchliest, findet man, daß sie vom Jahr 1404 bis zum Jahr 1796 von 16 Maires mit dem Namen Decazes, sämmtlich derselben Familie angehörig, verwaltet worden ist. Einer von ihnen, Raymond Decazes, wurde von Heinrich IV im Jahr 1595 in den Adelstand erhoben, und in seinem Adelsdiplom steht zu

lesen wie folgt: „Welcher Raymond Decazes, Herr des edlen Hauses Figeac, bei den Unruhen und Feindseligkeiten, die von unsern übelwollenden Unterthanen erregt wurden, die ganze Hingebung und Zuneigung gezeigt hat, welche er für das Wohl unseres Dienstes und für das Gemeinwohl hegte, indem er sich durch beständige Sorgfalt und Wachsamkeit, die er unsrer Stadt Libourne widmete, den bösen und feindseligen Unternehmungen widersetzte, welche auf sie gemacht worden waren, und indem er ferner mit Gefahr seines Lebens unsre rebellischen Feinde aus unserer Stadt Sainct-Emillion zurückwarf, deren sie sich im Jahr 1589 bemächtigt hatten, wobei besagter Decazes sich tapfer und tugendhaft benommen hat, in Nachahmung der Tugend des verstorbenen Raymond Decazes, seines Vaters und seiner Großväter und Urgroßväter, welche Maires, Hauptleute und Offiziere der besagten Stadt gewesen sind."

Schon im Jahr 1555 war ein anderes Mitglied dieser Familie, Jean Decazes, als Hugenotte verfolgt, von dem Parlament in Bordeaux gerichtet und zur Erdroßlung und Verbrennung verurtheilt worden. Herr Decazes brauchte also blos die Geschichte seiner Familie zu Rathe zu ziehen, um zu sehen, wie verhängnißschwer Leidenschaften werden können, deren Prinzip höchst achtungswerth ist, und wie man immer wohl thut sich in allen Dingen von dem Geist der Duldung und Versöhnung leiten zu lassen.

Herr Decazes kam ums Jahr 1800 nach Paris, um seinem Beruf als Advokat obzuliegen. Die Eleganz seiner Person, seine ansprechende Physiognomie, die Anmuth seines Benehmens, der Zauber seiner Unterhaltung, die Leutselig-

keit seines Charakters gewannen ihm die Liebe und Hand einer Tochter des Grafen Muraire, ersten Präsidenten des Cassationshofs und Senators unter dem Kaiserreich. Diese Verbindung war nicht von langer Dauer. Herr Decazes verlor seine Frau im ersten Jahr seiner Ehe; aber er erhielt sich das Wohlwollen und die Neigung seines Schwiegervaters, dem er seinen Eintritt und sein rasches Vorrücken in der Magistratur verdankte. Herr Decazes verdiente übrigens dieses Avancement durch seine Fähigkeiten, seine Arbeiten und seine Verdienste.

Als Rath des kaiserlichen Hofes von Paris hatte er oft die damals sehr gesuchten Funktionen eines Präsidenten des Assisenhofes zu versehen. Er erfüllte sie mit Talent und Festigkeit, auf eine Art, welche ihm die Aufmerksamkeit seiner Collegen, sowie des Großrichters Justizministers und selbst des Kaisers zulenkte. In den vertrautesten Kreisen der kaiserlichen Familie war oft von dem Präsidenten Decazes die Rede; es wurde ihm damals die ausgezeichnete Gunst zu Theil Madame*) als Kabinetssekretär wie auch dem König Ludwig von Holland als Kabinetsrath beigegeben zu werden. Herr Decazes genügte allen Pflichten seiner Aemter; er erwarb sich die Achtung und Neigung der Mutter und des Bruders des Kaisers.

Als Präsident des Assisenhofes der Seine besuchte Decazes eines Tags, wie dieß seine Pflicht war, die Gefängnisse der Stadt Paris. In der Conciergerie ließ er

---

*) Dieß war bekanntlich der Titel, welchen die Mutter des Kaisers erhalten hatte.

sich den Kerker zeigen, welchen die Königin Marie Antoinette bewohnt hatte. Mit Entrüstung überraschte er da einen subalternen Schließer in gemeiner Vertraulichkeit mit einer unglücklichen Gefangenen, welcher er in diesem Kerker ein Rendezvous gegeben hatte. Die zuständigen Behörden wurden von diesem Skandal in Kenntniß gesetzt und alsbald die strengsten Befehle ertheilt, daß das Gefängniß der Königin fortan als ein heiliger Ort zu betrachten sei, den Alle respektiren müssen. Herr Decazes faßte sogar schon damals den Plan die Regierung zur Errichtung einer Kapelle an diesem traurigen Platz zu veranlassen, der bereits durch das Märtyrerthum Marie Antoinettes geheiligt worden. Er sprach diesen Wunsch in einem von dem kaiserlichen Hof verlangten Berichte aus, dessen Anträge dieser Hof guthieß; aber der Justizminister glaubte den Entwurf dem Kaiser nicht vorlegen zu können. Dieß geschah im Jahr 1812. Einige Jahre später führte Herr Decazes als Minister Ludwigs XVIII den Plan aus, welchen er als Präsident des Assisenhofs entworfen hatte. Ihm gebührt also die Ehre das Gefängniß Maria Antoinettes gereinigt und in eine zum Gottesdienst bestimmte Kapelle verwandelt zu haben; der Gefängnißgeistliche hält darin jeden Morgen seine Messe.

Herr Decazes war im Jahr 1814, als die erste Restauration eintrat, noch Rath am kaiserlichen Hofe. Er hatte dem Kaiser den Eid der Treue geleistet, und er glaubte sich desselben erst durch die Abdankungsakte von Fontainebleau entbunden. Von der ersten Regierung König Ludwigs XVIII in seinen Funktionen als Rath beibehalten, leistete er dem neuen Souverän einen zweiten Eid der Treue. Nach der Rück-

kehr des Kaisers am 20. März 1815 blieb Herr Decazes seinem zweiten Eide getreu und widersetzte sich mit sehr seltener Energie und Uneigennützigkeit der Beistimmungsadresse, die man von seinen Collegen verlangte.

Eine lebhafte Erörterung entspann sich damals im Berathungssaale. Herr Decazes mußte ganz allein seine Ansicht verfechten; er betrachtete den König Ludwig XVIII als den einzigen legitimen Souverän Frankreichs seit 1814. Seine neuen Collegen antworteten, der Kaiser sei von seiner Landung in Cannes an bis zu seinem Einzug in Paris allenthalben von der Bevölkerung im Triumph getragen worden, und die Schnelligkeit seines Marsches beweise deutlich genug, daß er vom Finger Gottes bezeichnet sei, und daß Gott sein Unternehmen billige. „Ich wußte nicht, versetzte Herr Decazes, daß die Legitimität der Preis des Wettrennens sein konnte." Diese geistreiche, aber unvorsichtige Aeußerung zog ihm von Seiten des Kaisers Verbannung aus Paris zu.

Herr Decazes wartete zu Libourne im Schoos seiner Familie das Ende der 100 Tage ab. Der Unterpräfekt von Libourne war damals Herr Vatout, ein durch die seltensten Eigenschaften des Herzens und des Geistes ausgezeichneter Mann, den wir alle geschätzt und geliebt haben. Herr Vatout milderte für Herrn Decazes die Strenge der Aufsicht, der er unterworfen war. Als Minister des Innern gab Herr Decazes ihm eine Stelle in seinem Cabinet. Nach dem Sturz des Ministers wurde er zum Unterpräfekten des Bezirks Semur ernannt, welchen er bis zur Revolution von 1848 als Deputirter vertrat.

In Libourne vernahm der ehemalige Sekretär der Mutter des Kaisers und des Königs von Holland die schmerzliche Kunde von dem Unglück bei Waterloo.

Die neue Abdankung des Kaisers gestattete dem Verbannten von Libourne die Rückkehr nach Paris, wo er in den letzten Tagen des Juni ankam. Durch sein Benehmen während der 100 Tage wurde er den constitutionellen Royalisten empfohlen, die sich vorbereiteten die zweite Rückkehr Ludwigs XVIII nach Frankreich mit Freuden zu begrüßen, und die das Comité gebildet hatten, dessen einsichtsvolles und gewandtes Organ Herr Guizot in Gent gewesen war.

Nach der Schlacht von Waterloo erwarb sich Herr von Talleyrand bei dieser Partei bald wieder den Einfluß, den er im Jahr 1814 gehabt hatte. Um Herrn von Talleyrand gruppirten sich also viele constitutionelle Royalisten, unter denen sich besonders der Marquis von Jaucourt bemerklich machte.

Im Salon des Herrn von Talleyrand besprach man viel, man berieth sich da zuweilen, man faßte sogar Entschlüsse, aber man zögerte immer mit ihrer Ausführung. Man war sehr unruhig, besonders über die Haltung der Nationalgarde von Paris und der Deputirtenkammer, welche die revolutionärste Miene zur Schau trug. Wie dieß in Frankreich oft geschieht, ließ man sich durch den Anschein täuschen, man nahm die Protestationen dieser Versammlung ernsthaft und schrieb ihr eine Gewalt über die öffentliche Meinung zu, welche sie ganz und gar nicht besaß. Man fürchtete, sie möchte sich unter den Schutz der Alliirten und der Bevölkerung der Vorstädte stellen. Das Comité Talley-

rand wußte nicht, wie es sich gegen diese Kammer verhalten sollte, die man vor der Rückkehr des Königs auflösen und zerstreuen wollte, und diese Rückkehr stand ganz nahe bevor. Am Morgen des 7. Juli begegnete der Marquis von Jaucourt, der ebenso unruhig war wie seine Collegen, Herrn Decazes. Dieser letztere wußte um die Beängstigungen des Herrn von Talleyrand und seiner Freunde: „Ich begreife Sie nicht, sagt er zu Herrn von Jaucourt, Nichts ist leichter als mit den Deputirten fertig zu werden; eine Auflösungsordonnanz und eine einzige Compagnie Nationalgarde würde genügen.“ Herr von Jaucourt theilte zwar diese Ansicht nicht, machte aber Herrn Decazes den Vorschlag mit ihm zu Herrn von Talleyrand zu kommen, in dessen Hotel man diese Frage berieth. Auf diese Art sahen sich Herr von Talleyrand und Herr Decazes zum erstenmal.

Die Mitglieder des Ausschusses Talleyrand waren bereits die vom König ernannten Minister; sie hatten ihre verschiedenen Titel als solche angenommen und versahen die betreffenden Functionen. Herr Decazes erklärte und entwickelte den Plan, den er entworfen hatte; er bürgte für den Erfolg. Seine Sicherheit und seine Sprache flößten Vertrauen ein; man bot ihm die Polizeipräfektur an, wenn er sich auf diesem Posten dazu verstehen wolle die Deputirtenkammer zu schließen. Herr Decazes nahm an; man vereinigte sich dahin, daß die Kammer vorläufig aufgelöst werden, daß der neue Polizeipräfekt über eine ihm beliebige Abtheilung der Nationalgarde verfügen und unter seiner persönlichen Verantwortlichkeit zur That schreiten solle. Seine offizielle Ernennung als Polizeipräfekt wurde jedoch erst

nach der Rückkehr des Königs nach Paris im Moniteur bekannt gemacht.

Es war nicht das erste Mal, daß man Herrn Decazes die Polizeipräfektur zugedacht hatte: schon vor den hundert Tagen, im Januar 1815, in Folge der Unordnungen bei dem Leichenbegängniß des Fräuleins Raucourt bemerkte man, daß die neue Organisation, welche man statt der kaiserlichen für den Dienst der hauptstädtischen Polizei eingeführt hatte, fehlerhaft war. Man kann sich in der That nichts Sonderbareres denken als die neue Einrichtung, welche die erste Restauration angenommen hatte. Die Polizeipräfektur war aufgehoben worden; man hatte sie durch eine Generaldirection ersetzt, die unter das Ministerium des Innern gestellt wurde. Diese Direction war Herrn Dandré, einem ehemaligen Mitglied der Constituirenden, anvertraut worden. Er hatte drei Divisionschefs oder Directoren unter sich, die unter den Requêtenmeistern des Staatsraths genommen wurden und beinahe unabhängige Functionen versahen. Somit mangelte diesem speziellen Dienst, der eine kräftige Leitung, eine centralisirte, rasche, freie und mächtige Thätigkeit fordert, alle Centralisation und Einigkeit. Hatte nicht überdieß die Polizei des ehemaligen Constituirenden in Versailles und Paris sich überrumpeln lassen? Die Uebelstände einer solchen Lage der Dinge waren der Erfahrung des damaligen Ministers Pasquier nicht entgangen, der selbst Polizeipräfekt unter dem Kaiserreich gewesen, ein sehr fähiger Mann war und als Polzeipräfekt nur ein einziges Unglück gehabt hatte, nämlich daß er sich bei der Verschwörung Mallets verhaften und einsperren ließ. Die

Anträge, die man Herrn Decazes im Jahr 1815 machte, hatten keine Folgen. Herr Dandré hielt Stand und vertheidigte mit Erfolg seine schwierige Stellung und seine unpraktischen Ideen. Als man jedoch zu Paris die Landung Napoleons erfuhr, da wurde die Polizeipräfektur neu constituirt und Herr von Bourrienne dazu berufen.

Herr Decazes trat, als das Comité Talleyrand ihn zum Polizeipräfekten ernannte, alsbald sein Amt an und ließ die Kammer schließen. Der Verlauf der Sache war folgender.

Nach der ersten Restauration war Herr Decazes zum Capitän einer Compagnie der Nationalgarde im italienischen Viertel ernannt worden. Seine Verbannung aus Paris nach dem 20. März hatte ihn dort sehr populär gemacht. Er konnte auf alle seine Kameraden rechnen, keiner entzog sich dem Aufrufe. Schon um 5 Uhr Morgens begab man sich in den Palast der Kammer. Die Kammer sollte um 8 Uhr zusammentreten; sie hatte sich am Abend zuvor auf morgen vertagt. Die Thore des Palastes wurden geschlossen und Jedermann ohne Ausnahme der Eingang versagt. Man hatte an den Mauern folgendes Placat anschlagen lassen.

Moniteur vom 8. Juli 1815.

„Paris 7. Juli 1815.

„Die Regierungscommission hat dem König durch ihren Präsidenten zu wissen gethan, daß sie sich soeben aufgelöst hat.

„Die Pairs und die Repräsentanten von der letzten

Regierung her haben in dieser Beziehung eine Mittheilung erhalten.

„Die Kammern sind aufgelöst.

„Der König wird morgen Nachmittag gegen 3 Uhr in Paris einziehen.

„Seine Majestät wird im Tuilerienschloß absteigen."

Gegen 7 Uhr Morgens kamen die Repräsentanten in Masse an; die Nationalgardisten, unter denen sich Herr Laffitte durch seinen Eifer bemerklich machte, zeigten ihnen die Anschläge und verwehrten den Eintritt in den Saal. Zu Denjenigen, welche Miene machten dennoch eindringen zu wollen, sprach Herr Decazes Worte der Klugheit und Mäßigung; er gebrauchte dabei je nach der Haltung der Angeredeten einen mehr oder minder energischen Ton. Einige versammelten sich bei ihrem Präsidenten, Herrn Lanjuinais. Dort unterzeichnete man eine Protestation, für welche man 52 Unterschriften zusammenbrachte; dieß war sehr wenig für eine Versammlung von mehr als 500 Mitgliedern. Man verhaftete Niemand; man ließ Jeden sprechen und sich gebahren wie er wollte; Mittags um 12 war die Deputirtenkammer nicht mehr vorhanden. Die Rückkehr des Königs nach Paris stieß auf kein Hinderniß. Man hat die Vollziehung der gegenwärtigen Maßregel zuweilen dem General Dessolles zugeschrieben. Barrère spricht sich in seinen Memoiren folgendermaßen daüber aus:

„Kaum hatten die Deputirten den Saal verlassen, als die Nationalgarde, die alle Posten besetzt hielt, wie durch einen Zauber verschwand. Wir waren in Sicherheit gewesen, so lang Marschall Massena sie commandirt hatte;

aber General Dessolles, einer der Ersten, welche der Restauration ihre Dienste angeboten hatten, war Ludwig XVIII nach Louvres entgegengereist und hatte in Saint-Denis vom König Befehl erhalten sich statt des Marschalls Massena an die Spitze der Nationalgarde von Paris zu stellen, sich des Palastes der Deputirten zu bemächtigen, seine Thore zu verschließen, die Deputirten mit Gewalt zu zerstreuen und an jedem weitern Zusammentritt zu verhindern. Die dem General Dessolles ertheilten Befehle wurden aufs Pünktlichste vollzogen. Dieselben Nationalgarden, die wenige Stunden vorher mit unsrer Vertheidigung beauftragt gewesen waren, hatten jetzt nichts Angelegentlicheres zu thun, als uns zurückzustoßen und wie Aufrührer zu behandeln."

Barrère war durch das Datum der königlichen Ordonnanz, welche das Commando der Nationalgarde dem General Dessolles übertrug, getäuscht worden. Diese Ordonnanz wurde in der That am 7. Juli in Saint-Denis unterzeichnet und der Nationalgarde mitgetheilt in einem von demselben Tag datirten Tagsbefehl des Fürsten von Eßling; aber der General übernahm seine Functionen erst am folgenden Tag, wie man dieß aus seinem Tagsbefehl vom 8. Juli ersieht. An diesem Tag hatte Herr Decazes den Palast der Kammer bereits besetzt, und er mußte es wohl thun, da die am 7. Juli Abends 8 Uhr geschlossene Sitzung am folgenden Morgen um 8 Uhr wieder eröffnet werden sollte.

Alles das habe ich zu wiederholten Malen aus dem Munde des Marquis von Jaucourt, sowie einiger andern

Freunde Talleyrands und auch einiger Nationalgardisten gehört, die sich an Herrn Decazes anschloßen.

Herr Decazes hatte die Lage richtig beurtheilt und den verabredeten Plan mit ebensogroßer Energie als Mäßigung vollzogen; er hatte sich durch das scheinbar patriotische und entschlossene Gebahren der Versammlung, deren Mitglieder sammt und sonders für das Vaterland sterben wollten, nicht täuschen lassen.

Gleichwohl hatte Alles was da gesagt und gethan wurde, den patriotischsten Anschein von der Welt. Ein Antrag folgte auf den andern, und je heftiger sie waren, mit um so größerer Beeiferung wurden sie einstimmig angenommen.

Alle Deputirten wollten auf ihren curulischen Stühlen sterben. Selbst Herr Dupin brauste über von Muth; er war bereit den Engländern und den Preußen Trotz zu bieten: „Und wenn sie schon da wären," sagte er, „so würde ich dennoch frei und offen meine Meinung aussprechen." Manuel verlangte die letzten Tropfen seines Blutes zu vergießen; er warf den Königen ihre leeren Versprechungen vor und erinnerte unter wahnwitzigem Beifallsgeschrei der Versammlung an die berühmten Worte Mirabeaus, welche er noch einmal in ganz Europa widerhallen machen wollte: „Wir sind hier kraft des Willens des Volkes, und wir werden nur der Gewalt der Bayonette weichen."

Ich wohnte, obwohl noch sehr jung, dieser Sitzung an, und ich erinnere mich noch jetzt an dieses Geschrei, an diese allgemeine Aufregung, die ich mit aller Welt theilte.

Ich näherte mich als neugieriger Zuschauer mehreren Repräsentanten, die man umgab, deren Muth und Patriotismus man feierte, und ich befand mich bald mitten in einer Gruppe, zu welcher die Herren Romiguière und Barrère gehörten. Meine Augen hafteten besonders auf dem berühmten Conventsmitglied, auf diesem furchtbaren Berichterstatter des Wohlfahrtsausschusses. Ich hatte in meiner Kindheit viele schreckliche Geschichten über ihn erzählen gehört.

Meine Familie wohnte in der Rue du Bac. Es war zu spät, um bei meinem Vater zu diniren; ich ging also zu Desmares. Wie groß war meine Verwunderung und meine Freude, als ich dort in einem ganz kleinen Salon Romiguière und Barrère an der Tafel fand. Ich setzte mich in ihre Nähe, da ich großes Verlangen trug ihre Unterhaltung zu hören. Sie waren noch ganz aufgeregt von der Kammersitzung; sie zeigten sich besorgt um die Zukunft, schienen jedoch zu glauben, daß die Verbündeten sich dazu verstehen würden Napoleon II anzuerkennen. Sie rechneten in dieser Beziehung besonders auf den Einfluß des Kaisers von Oesterreich. Alles das geschah am 7. Juli Abends. Bald kamen sie auf die Vergangenheit und auf die Revolution zu sprechen. Ich verlor keines ihrer Worte, sie sind in mein Gedächtniß eingegraben geblieben; Barrère sprach im allerunbefangensten Tone von dem Schreckenssystem als von der einfachsten und unschuldigsten Sache von der Welt.

„Aber," sagte Herr Romiguière, „erklären Sie mir doch einmal, wo wollten Sie eigentlich hinaus mit Ihrem

Schrecken und Ihren Hinrichtungen? Was war der Gedanke Ihrer Regierung? Hatten Sie einen Zweck, ein System?" — „Das Publikum glaubte es," versetzte Barrère. „Man hat es gesagt, man hat es gedruckt, man wird es noch oft sagen und drucken, und man wird sich immer täuschen; wir hatten nur ein einziges Gefühl, mein lieber Herr, das Gefühl unserer Selbsterhaltung; nur einen einzigen Wunsch, nämlich unsere Existenz zu retten, die jeder von uns bedroht glaubte. Man ließ seinen Nachbar guillotiniren, um nicht vom Nachbar guillotinirt zu werden." Ich habe dieses selbe Urtheil, das Barrère über die revolutionäre Regierung und über seine Collegen vom Wohlfahrtsausschuß aussprach, in der historischen Notiz wieder gefunden, die Hippolyt Carnot den Memoiren des berühmten Conventsmitglieds vorangestellt hat.

„Im Jahr 1832, sagt er, während des Aufenthaltes, den Barrère nach seiner Rückkehr aus der Verbannung in Paris machte, stattete Herr David von Angers ihm einen Besuch ab und traf ihn krank. Ein heftiges Asthma zwang ihn das Bett zu hüten, was er ein horizontales Leben führen nannte. Sie sprachen von Robespierre. Er war ein uneigennütziger Mann, ein Republikaner vom Grund seines Herzens, sagte Barrère; sein Unglück bestand darin, daß er nach der Dictatur strebte. Er glaubte, dieß sei das einzige Mittel, um die Ueberströmung der schlechten Leidenschaften einzudämmen. Er äußerte dieß oft gegen uns, die wir mit den Armeen beschäftigt waren. Wir verhehlten uns nicht, daß Saint-Just, der weit mehr das Zeug zu einem Dicta-

tor in sich hatte, ihn zuletzt gestürzt haben würde, um an seine Stelle zu treten; wir wußten auch, daß er uns, die wir seinen Plänen entgegen waren, guillotiniren lassen würde, und deßhalb stürzten wir ihn." Diese Sprache Barrères im Jahre 1832 stimmt vollkommen zu seinen Aeußerungen, die er im Jahr 1815 gegen Romiguière that.

Das Gespräch zwischen Romiguière und Barrère währte fort. „Man hat mich oft verläumdet," sagte Barrère, „man hat mir grausame Worte in den Mund gelegt, die ich niemals ausgesprochen habe; man hat oft den Sinn meiner Reden und Berichte entstellt. Man hält mich für einen gründlichen Bösewicht, für einen blutdürstigen Wütherich: ich kann Ihnen jetzt, da diese Zeiten weit hinter uns liegen, in aller Aufrichtigkeit und mit der größten Uneigennützigkeit sagen, daß solche Urtheile im höchsten Grad ungerecht sind. Ich könnte, wenn ich wollte, Frankreich in allen Richtungen durchziehen, ich könnte es in kleinen Tagreisen durchpilgern und das schönste Schloß der Gegend, wo es mir einfiele zu bleiben, zur Nachtherberge wählen: ich bin überzeugt, daß ich dort die Erinnerung an eine Wohlthat und Gefälligkeit finden würde, die ich mit eigener Lebensgefahr in diesen so schwierigen Zeiten geleistet habe, an denen man mir einen so gehässigen Antheil zuschreibt."

Barrère hatte diese Worte mit einer eigenthümlich wehmüthigen und gerührten Betonung ausgesprochen. Ich konnte nicht sehen, ob er Thränen in den Augen hatte, aber er hatte welche in der Stimme.

Diese Herren hatten mich, da sie das ganze Interesse

bemerkten, womit ich ihnen zuhörte, wohlwollend, vielleicht um meiner Jugend willen, sozusagen an ihrer Unterredung Theil nehmen lassen; ich entfernte mich nicht ohne sie zu begrüßen und von ihnen wieder begrüßt zu werden.

Am 8. Juli 1815 hielt Ludwig XVIII seinen zweiten Einzug in der Hauptstadt. Ich ging wie alle Pariser dem Zug entgegen: ich erkannte unter der Menge auf den Boulevards eine große Anzahl von Deputirten und begegnete unter andern den Herren Romiguière und Barrère. In solchen Tagen politischer Aufregungen redet man sich ohne viele Umstände an. Diese Herrn erzählten mir, was sich am Morgen in der Kammer zugetragen hatte. Herr Romiguière wunderte sich über den geringen Grad von Beeiferung, den General Lafayette gezeigt seine Collegen zu empfangen, die er aufgefordert hatte sich bei dem Präsidenten der Versammlung einzufinden. Er wunderte sich besonders über die kleine Anzahl von Deputirten, die sich dazu verstanden hatten die Protestation zu unterzeichnen; Barrère begann über die Naivetät seines Collegen, wie er es nannte, zu lachen und sagte: „Es ist zu keiner Zeit anders gewesen.“ Dann bemerkte er gegen mich: „Sie als ein junger Mann werden noch ganz andere Dinge erleben.“ Wir gingen nach der Barrière zurück, über welche der König einziehen sollte. Die Masse wurde immer dichter. „Die Einwohner von Paris,“ sagt Barrère in seinen Memoiren, drängten sich auf den Boulevards des Nordens; die Damen an den Fenstern schwangen ihre weißen Schnupftüchlein und polizeilich bezahlte Jubelrufe begleiteten seine allerchristliche Majestät nach dem Tuilerienpalast.“ — „Es

ist wahrhaft unglaublich," sagte Herr Romiguière, „vor zwei Tagen noch trug dieses selbe Volk uns im Triumph." — „Allerdings," antwortete Barrère, „das Volk ist stets zugegen bei den großen Ereignissen, an denen es seinen Antheil haben will. Es ist stets vom Fieber des Augenblicks aufgeregt. Vor zwei Tagen trug es Sie und mich im Triumph, und wenn es sich heute mit uns beschäftigen würde, so geschähe dieß um uns zu beschimpfen, zu verfluchen, ja vielleicht um uns niederzumetzeln. Es gab eine Zeit, wo wir aus diesem Volk Alles machen konnten, was wir wollten. Wir haben uns seiner nicht genug bedient. Wir haben es zu sehr vernachläßigt. Wir haben es in die Hände unserer Feinde fallen lassen, und so sind wir selbst immer tiefer gefallen, bis wir auf unserem dermaligen Standpunkt anlangten. Ich habe oft gesagt, die Contrerevolution habe am 9. Thermidor begonnen, und ich hatte Recht." Bei diesen Worten fuhr Herr Romiguière auf, wie wenn eine Kugel ihn getroffen hätte.

Diese Erinnerungen sind noch jetzt sehr lebhaft in meinem Geiste; ich habe einen Werth darauf gelegt sie hier zu verzeichnen, weil sie wahre und vertrauliche Aufschlüsse über einen der Männer bieten, welche Frankreich beherrscht und dazu beigetragen haben dem Lande das Schreckenssystem aufzuerlegen.

Im Juli 1832 habe ich Barrère, als er aus seiner Verbannung zurückkam, von Neuem gesehen. Er bewohnte vorläufig ein kleines Häuschen auf dem Markt Saint-Honoré. Er war sehr alt und sehr schwach; er beabsichtigte in einigen Tagen nach seinem Departement der obern Pyre-

näen abzureisen. Da er 77 Jahre zählte, so sah ich ihn zum letzten Mal. Er sprach mit mir blos von den gegenwärtigen Zeiten und den neuen Menschen. Er beurtheilte sie übelwollend. Ich habe dieselbe bittere Sprache in den Porträts wieder gefunden, die er in seinen Memoiren gibt. Herr Thiers war einer der Männer, gegen welche er die meiste Verachtung aussprach. „Reden Sie mir nicht von Herrn Thiers," sagte er zu mir, „an diesem Menschen ist sehr wenig; er ist blos ein Girondist."

Meine Leser werden mir diese Abschweifung zu gut halten. Der Memoirenschreiber steuert nicht geradenwegs von einem Punkt auf den andern los; er reist nicht wie der Geschichtschreiber mit einer festbestimmten, unveränderlichen Marschroute, worin die Etappen und die Data verzeichnet sind: er schweift unter den Erinnerungen der Vergangenheit umher, er sieht sich da und dort um, und wenn er einen neuen interessanten Gesichtspunkt entdeckt, so hält er an, geht sogar von seinem Wege ab und lenkt später wieder darauf ein, wie ein neugieriger Spaziergänger, der sich zwar verspätet, aber nicht verirrt hat.

Ich nehme jetzt den Faden meiner Erzählung wieder auf, ich kehre zu Herrn Decazes und dem Einzug des Königs in Paris zurück.

Herr von Talleyrand begab sich voll Vertrauen auf die Fähigkeit des Herrn Decazes am 7. Juli nach Saint-Denis zu dem König, um die letzten Anordnungen zu verabreden. Der Einzug des Königs in Paris sollte am folgenden Tag stattfinden.

Im Augenblick, wo der königliche Zug von St. Denis

aufbrechen und sich auf den Weg nach Paris machen wollte, kommt der Oberst der Gendarmerie ganz athemlos herangesprengt und verlangt, Seine Majestät solle ihren Einzug über die Barrière von Clichy halten. „Uebelwollende Leute," sagte er, „erwarten den König auf der bezeichneten Linie, und ich würde ein Attentat fürchten." — „Ich habe nicht das Unglück meinem Volk zu mißtrauen," antwortete Ludwig XVIII; „ich werde durch das allerbevölkertste Viertel einziehen."

Ordonnanzen vom 7. Juli ernannten Herrn Decazes zum Polizeipräfekten, ergänzten das Ministerium und befahlen sämmtlichen Beamten, die am 1. März im activen Dienst gewesen, unverzüglich ihre Functionen wieder anzutreten. Herr von Bondy, der nach dem 20. März zum Präfecten der Seine ernannt worden war und ohne Zweifel die Ordonnanz des Königs nicht gelesen, hatte bereits Anstalten getroffen an der Spitze des Gemeinderaths nach der Barrière zu ziehen, um dem König die Huldigungen der guten Stadt Paris darzubringen. Seine Rede war fix und fertig. Es kostete große Mühe ihm begreiflich zu machen, daß der alte Seinepräfekt Herr von Chabrol in sein Amt wieder eingesetzt sei, und daß er seinerseits abzutreten habe. Das Ministerium bestand, wie man sich erinnert, aus Talleyrand, Fouché, dem Baron Louis, dem Baron Pasquier, dem Marschall Gouvion Saint-Cyr und dem Marquis von Jaucourt. Der Herzog von Richelieu war Minister des königlichen Hauses; der Justizminister Pasquier hatte provisorisch auch das Innere zu verwalten. Letzteres Ministerium wurde für Herrn von Pozzo di Borgo, Botschafter des

rnssischen Kaisers in Paris, vorbehalten, welchen Herr von Talleyrand vorschlug uud protegirte.

Man war sehr überrascht den Namen Fouché auf dieser Liste zu finden. Talleyrands Einfluß auf Ludwig XVIII war keine genugsame Erklärung dafür, daß die Oberpolizei des Königreichs unter der Restauration einem Mann anvertraut wurde, welcher gestern noch Napoleon gedient hatte und dessen Name an die blutigsten Acte von 93 erinnerte.

Ich bin im Stand über diesen Punkt Erklärungen und Aufschlüsse zu liefern, die bisher unbekannt waren.

Ludwig XVIII war ein Mann von viel Geist und hoher Intelligenz, dabei ein wohlwollender Charakter und voll von Mäßigung. Natürlich liebte er die Revolution nicht; aber er machte den Ideen von 1789 die umfassendsten Zugeständnisse, weil er der Meinung war, daß, wenn man diese Zugeständnisse nicht gutwillig gewähre, die Ideen von 89 sich rächen und in ihren Forderungen weit über die Concessionen hinausgehen würden, mit denen man sie im Zaum halten könnte. So hatte der König sich entschlossen, die Charte von 1814 zu geben. Dieser Fürst war constitutionell nach seiner Charte; er ging sogar noch weiter, er hegte keinen persönlichen Widerwillen gegen die Staatsmänner, welche sich während der Revolution gebildet und den vorhergehenden Regierungen gedient hatten, vorausgesetzt daß diese Männer ehrenwerth geblieben waren und gezeigt hatten, daß sie einiges Vertrauen verdienten.

Mit Ausnahme Fouchés gehörten die vom König ernannten Minister, wie auch der Polizeipräfekt, sämmtlich der constitutionellen Partei an: sie liebten den König und

die Monarchie, die Restauration und die Charte, die Ordnung und die Freiheit; nur der Name Fouché war ein Schandflecken. War die Wahl dieses Mannes ein Act des freien Willens des Königs? Ich komme hier an einen der wichtigsten Punkte der Geschichte dieser Zeit.

Es ist für Niemand mehr zweifelhaft, daß Fouché vor der Rückkehr der Bourbonen im Jahr 1815 zur gleichen Zeit, wo er Napoleon als Polizeiminister diente, sich in Gent mit Monsieur, dem Grafen von Artois, in London mit dem Herzog von Orleans und in Wien mit Herrn von Metternich in Verbindung gesetzt hatte. Er wollte sich fähig machen dem Kaiser zu dienen, wenn es ihm gelänge sein neues Reich zu gründen, oder der neuen Regierung zu dienen, die auf Napoleon folgen würde, im Fall er unterläge. Der Sturz des Kaiserreichs schien Fouché beinahe gewiß.

Der Polizeiminister hatte stets eine große Anzahl Agenten, worunter einige sehr gewandte und erfahrungsreiche Leute waren, zu seinem Befehl. Montrond, der seit langer Zeit bei dem Fürsten von Metternich beglaubigt war, gehörte zu dieser Kategorie, und er hat mir selbst gesagt, daß er während der hundert Tage von Fouché mehr als eine Sendung nach London und Wien erhalten habe. Napoleon ahnte die Intriguen Fouchés und war sehr unzufrieden mit ihm; aber, sagen die Verfasser der parlamentarischen Geschichte, er wagte es nicht ihn abzusetzen, weil er ihn leichter zu überwachen glaubte, wenn er ihn unter der Hand hätte. Diese Geschichtschreiber fügen hinzu: „Fouché hat später gestanden, er habe vorausgesehen, daß Bonaparte sich nicht halten könne. Er war ein großer Mann," sagte Fouché,

„aber er war ein Narr geworden. Ich konnte nicht anders handeln. Ich habe das Wohl Frankreichs allen andern Rücksichten vorgezogen.“ Napoleon seinerseits sagte zu seinen Vertrauten: „Die Manöver Fouchés sollen nicht allein über das Schicksal Frankreichs entscheiden; um mich mit ihm zu beschäftigen, müssen wir einen Sieg erwarten!“ Inzwischen bemerkte man, daß der Polizeiminister seine Berichte über die innere Lage Frankreichs auf eine Art abfaßte, die für den König nützlicher war, als für Napoleon. „Diese Bemerkung, heißt es in der parlamentarischen Geschichte weiter, entging ohne Zweifel letzterem nicht, und seine Geduld ist daher ganz unbegreiflich.“ In Wien bemühte sich Fouché mit Herrn von Talleyrand und Herrn von Metternich für den Fall einer zweiten Restauration Ludwigs XVIII, wie auch für den Fall einer Annäherung zwischen Oesterreich und Frankreich zu Gunsten Napoleons oder seines Sohnes, auf gutem Fuße zu bleiben.

In London ließ er dem Herzog von Orleans zu verstehen geben, daß, wenn Napoleon in Europa besiegt würde, die jüngere Linie nach der Ansicht Frankreichs und des ganzen Europas besser auf den Thron taugen würde, als die Bourbonen der älteren Linie. Er rühmte sich ihm die Unterstützung der Liberalen und besonders der Revolutionäre zuführen zu können. Der Herzog von Orleans zeigte wenig Lust sich mit Fouché in Unterhandlungen einzulassen, sei es nun weil der Mann ihm kein Vertrauen einflößte, oder weil er als loyaler Verwandter und getreuer Unterthan sich bei keinem Complott gegen die ältere Linie seines Stammes betheiligen wollte.

In Gent correspondirte Fouché nur mit dem Grafen von Artois; er glaubte mit Recht, daß es leichter sei das Vertrauen von Monsieur in höherem Grade zu erlangen. Diese Beziehungen zu Fouché waren gewiß schon der ersten Restauration vorangegangen und stammten ohne Zweifel aus der Zeit, wo er bei Napoleon in Ungnade gefallen war.

Am 23. April 1814 (ich lege Gewicht auf dieses Datum) übernachtete der Kaiser in Lyon und begab sich nach der Insel Elba, die ihm mit allen Souveränetätsrechten überlassen wurde. Am selben Tag schrieb Fouché folgenden Brief an den Fürsten von Talleyrand:

„Ich habe die Ehre Ew. Hoheit zwei Briefe zu überschicken, statt des Einen, den ich Ihnen versprochen hatte. Ich halte es für wünschenswerth, daß der Brief, den ich an Bonaparte schreibe, Monsieur mitgetheilt werde. Ich habe einige Bemerkungen beigefügt, die mir unter diesen Umständen nöthig schienen. Ew. Hoheit wissen, daß Leute, deren Besorgnisse ich nicht theile, den Verdacht auf mich werfen, als hätte ich kleinmüthige Vergleichsversuche gemacht.

„Ich werde mich um halb sechs zu Ew. Hoheit verfügen und die Ehre haben bei Ihnen zu diniren. Sie können darauf rechnen, daß ich alle Gelegenheiten ergreifen werde Sie zu sehen und von Ihren Gesprächen Nutzen zu ziehen.

N. S.

„Ich ersuche Ew. Hoheit den Brief an Bonaparte zu

übersenden, wenn Sie ihn Monsieur mitgetheilt haben werden."

Die zwei in demselben Couvert eingeschlossenen Briefe waren Abschriften desselben Briefs, den er an den Kaiser schrieb, der seit drei Tagen nach der Insel Elba abgereist war. Beide Abschriften waren von der Hand des Herzogs von Otranto unterzeichnet, der sich sogar die Mühe genommen hatte der Nachschrift auf jeder Copie seinen Namenszug beizufügen.

Folgt hier dieser Brief an den Kaiser, der, glaube ich, heute zum erstenmal vollständig veröffentlicht wird:

„Sire,

„Als Frankreich und ein Theil Europas zu Ihren Füßen lagen, habe ich, um Ihnen zu dienen und auf die Gefahr hin Ihnen zu mißfallen, mich unterstanden Ihnen beständig die Wahrheit zu hören zu geben. Heute, da Sie im Unglück sind, fürchte ich weit mehr Sie durch eine aufrichtige Sprache zu verletzen, aber ich schulde Ihnen eine solche, weil sie Ihnen nützlich und sogar nothwendig ist.

„Sie haben als Aufenthaltsort die Insel Elba mit der Souveränetät über dieselbe angenommen. Ich lausche aufmerksam auf Alles was man von dieser Souveränetät und dieser Insel sagt; und ich glaube Sie versichern zu müssen, daß die Lage dieser Insel in Europa für Ihre Stellung nicht paßt, und daß der Titel eines Souveräns über einige Morgen Lands noch weniger für den Mann paßt, der ein unermeßliches Reich besessen hat.

„Ich bitte Sie diese beiden Punkte zu erwägen, und

Sie werden einsehen, wie wohl meine Bemerkungen begründet sind.

„Die Insel Elba liegt sehr nahe bei Afrika, Griechenland und Spanien; sie berührt beinahe die Küsten Italiens und Frankreichs: von dieser Insel aus können das Meer, die Winde und eine Feluke sehr schnell nach all den Ländern führen, welche neuen Bewegungen, Ereignissen, Revolutionen am meisten ausgesetzt sind. Heutzutage gibt es noch nirgends etwas Festbestehendes. Bei dieser gegenwärtigen Beweglichkeit der Nationen wird ein Geist wie der Ihrige den Mächten stets Besorgnisse und Argwohn einflößen. Sie werden angeklagt werden, ohne schuldig zu sein, aber Sie werden auch, ohne schuldig zu sein, Böses stiften, denn Besorgnisse sind ein großes Uebel für die Regierungen und für die Völker.

„Der König, der nunmehr über Frankreich herrschen wird, wird nur durch die Gerechtigkeit herrschen wollen; aber Sie wissen, wie viele Leidenschaften einen Thron umgeben, und wie geschickt sich der Haß darauf versteht einer Verleumdung die Farben der Wahrheit zu geben.

„Die Titel, welche Sie behalten, können, da sie jeden Augenblick an das Verlorene erinnern, nur dazu dienen Ihren Kummer noch bitterer zu machen. Sie werden nicht als ein Ueberrest, sondern als eine höchst leere Repräsentation so großer entschwundener Herrlichkeit erscheinen; ich sage noch mehr, diese Titel werden, ohne eine Ehre für Sie zu sein, Ihnen noch größere Gefahr bringen. Man wird sagen, Sie behalten dieselben darum, weil Sie alle Ihre Ansprüche behalten; man wird sagen, der Fels von Elba

sei der Stützpunkt, auf welchem Sie die Hebel anbringen wollen, mit denen Sie die Welt in Aufruhr zu bringen suchen werden.

„Erlauben Sie mir Ihnen meine volle Meinung zu sagen, sie ist das Resultat reiflicher Ueberlegungen: es wäre für Sie glorreicher und tröstlicher, als einfacher Bürger zu leben, und das sicherste und passendste Ziel für einen Mann wie Sie sind heutzutage die Vereinigten Staaten Amerikas.

„Hier werden Sie Ihre Existenz von Neuem beginnen, inmitten dieser noch neuen Völker, die Ihren Genius zu bewundern wissen werden, ohne ihn zu fürchten. Sie werden da unter dem Schutz jener Gesetze stehen, welche für Alles was in dem Vaterland der Franklin, Washington und Jefferson athmet, gleich und unverletzlich sind. Sie werden diesen Völkern beweisen, daß Sie, wenn Sie in ihrer Mitte das Licht der Welt erblickt hätten, ebenso gefühlt, gedacht und gestimmt haben würden, wie Sie; daß Sie Ihre Tugenden und Freiheiten allen Herrschaften der Welt vorgezogen haben würden.

„Ich habe die Ehre ehrfurchtsvoll zu zeichnen

„Ew. Majestät unterthänigster Diener

„Herzog von Otranto."

Paris 23. April 1814.

N. S.

„Ich muß Ew. Majestät erklären, daß ich in Betreff dieses Briefs Niemand um Rath gefragt und auch von keiner Seite eine Insinuation erhalten habe."

Herr von Thallyrand theilte Monsieur eine von diesen Abschriften mit und schickte die andere an den Kaiser ab. Die Copie, die ich unter den Händen habe, ist dieselbe, die man Monsieur vorgelegt hatte und die der Fürst von Talleyrand zurückbehielt.

Ich besitze die beiden Aktenstücke, von denen hier die Rede ist. Der Brief an Talleyrand ist ganz von Fouchés Hand. Der Brief an den Kaiser ist sehr schön von einer andern Hand geschrieben und trägt blos die Unterschrift des Herzogs von Otranto, nebst seinem Namenszug. In der Nachschrift erkennt man blos denselben Namenszug.

Der Kaiser empfing Fouchés Brief, das läßt sich nach dem Zeugniß der Verfasser der parlamentarischen Geschichte der Revolution nicht bezweifeln.

„Man begreift," sagen sie, „Napoleons Geduld mit Fouché nicht, besonders wenn man den nachfolgenden Brief liest, welchen der Exminister nach Elba schickte."

Dieser Brief war, wie ich soeben gezeigt habe, dem Fürsten von Talleyrand und dem Grafen von Artois mitgetheilt worden. Dies ist eine sichere Grundlage für die Beweisführung. Eine solche Doppelzüngigkeit ist schwer zu begreifen, und mit Bedauern sieht man Monsieur, einen so loyalen, biedern und ehrenhaften Mann, mit den Treulosigkeiten dieser beiden Minister sich befassen.

Im Augenblick wo die Restauration im Jahr 1814 ins Leben trat, verständigten sich Talleyrand und Fouché, um den Kaiser Napoleon durch ihre Mittheilungen noch immer zu täuschen, und suchten ihn von Elba zu entfernen. Sie handelten im Einverständniß mit dem Grafen von Artois,

der in ihnen ergebene und eifrige Diener der königlichen Sache fand. Die geheimen und confidentiellen Beziehungen, welche Fouché offenbar schon vor der Restauration von 1814 mit dem Grafen von Artois eingeleitet hatte, wurden nach der Restauration fortgesetzt und gestalteten sich noch weit enger. Der Graf von Artois hatte mit Fouché mysteriöse Zusammenkünfte, wobei der letztere nicht ermangelte sich als der oberste Lenker der Geschicke und der Absichten der revolutionären Partei darzustellen und den Prinzen damit zu ängstigen. Erforderlichen Falls kam Talleyrand dem Polizeiminister zu Hülfe: er empfahl ihn dem Grafen von Artois als den nützlichsten und unentbehrlichsten Bundesgenossen.

Ludwig XVIII kannte diesen Verkehr seines Bruders mit Fouché nicht; er wußte nur das was Talleyrand und Fouché ihm mitzutheilen für gut fanden, und dieß war so wenig als möglich. Die 100 Tage unterbrachen die geheimen Beziehungen Fouchés zu Monsieur nicht. Als Minister der neuen kaiserlichen Polizei war Fouché ein noch weit wichtigerer Agent und konnte dem Prinzen noch größere Dienste leisten.

Ich habe gesagt, daß Fouché dem König kein Vertrauen einflößte; der Herzog und die Herzogin von Angoulême, wie auch der Herzog von Berry, die nicht in alle Geheimnisse eingeweiht waren, hegten einen unüberwindlichen Widerwillen gegen ihn, und ebenso dachten die treuesten Diener der Restauration. Die ganze königliche Familie, mit Ausnahme des Grafen von Artois, glaubte weit mehr an Fouchés Verräthereien als an seine Ergebenheit; man

hatte gewisse seltsame Umstände seines Benehmens nicht unbemerkt gelassen, und man zieh ihn einer sehr thätigen Theilnahme an allen Complotten, welche die Regierung des Königs unablässig bedroht hatten. Im März 1815 betrachtete man ihn als einen Förderer von Napoleons Rückkehr; selbst der Graf von Artois wußte nicht, was er von der Sache denken sollte.

Wie ich oben gesagt habe, war durch eine Ordonnanz vom 12. März 1815 Herr von Bourrienne als Nachfolger Dandrés zur Polizeipräfectur berufen worden. Bourriennes Memoiren enthalten einen bemerkenswerthen Abschnitt über Fouché, worin erzählt wird, daß derselbe in Folge des Argwohns, der sich von allen Seiten gegen ihn erhob, Gegenstand von sehr strengen Maßregeln war. Ich lasse Bourrienne selbst sprechen:

„Es war, wie man sieht, sehr spät, als ich zum Polizeipräfecten ernannt wurde. Aber es galt nun einmal dem König einen Beweis von Treue zu geben, und ich vergaß also die barsche Art, wie man mich ganz ohne Weiteres aus der Generaldirektion der Posten hinausgeworfen hatte. Als ich das Amt annahm, war ich fest überzeugt, daß alle Maßregeln, die man von mir verlangen könnte, nicht im Stande sein würden, den Gang der Ereignisse aufzuhalten, die uns bedrohten. Ich wurde ins Cabinet des Königs eingeführt, und nun fragte mich Seine Majestät, was ich von der Lage der Dinge halte: „Ich denke, Sire, daß Bonaparte in fünf oder sechs Tagen hier sein wird.“ — „Wie so, mein Herr?“ — „Ja, Sire.“ — „Aber es sind ja alle Maßregeln getroffen, die Befehle sind ertheilt, die Marschälle

sind mir treu.“ — „Sire, ich will Niemandens Treue verdächtigen, aber ich kann Ew. Majestät versichern, daß Bonaparte, nachdem er einmal gelandet, vor acht Tagen hier sein wird. Ich kenne ihn, und Ew. Majestät kennen ihn nicht so gut wie ich. Aber, Sire, mit derselben Gewißheit kann ich auch Ew. Majestät zu versichern wagen, daß er sich nicht sechs Monate behaupten wird; er wird Dummheiten begehen, die ihn zu Grunde richten werden.“ — „Herr von Bourrienne, ich habe bessere Hoffnungen; aber wenn das Unglück will, daß ich Frankreich noch einmal verlasse, und wenn Ihre zweite Prophezeihung in Erfüllung geht, so können Sie auf mich zählen.“ — Der König schien mir während dieser kurzen Unterhaltung ruhig zu sein und sich in sein Schicksal mit der Würde zu ergeben, welche das Bewußtsein des guten Rechts und eine im Unglück gestählte Philosophie verleihen.

„Am folgenden Tag begab ich mich von Neuem ins Schloß, und man kann sich denken, daß ich unter den gefährlichen Umständen, worin wir uns befanden, alle Tage hinkam und zwar eher zweimal als einmal. An diesem Tag übergab man mir eine Liste von 25 Personen, die ich verhaften lassen sollte. Ich erlaubte mir dagegen einzuwenden, daß solche Verhaftungen in diesem kritischen Augenblick nicht blos gänzlich nutzlos seien, sondern sogar sehr schädlich wirken könnten. Nichts scheint mir gefährlicher, fügte ich hinzu, als eine solche Verfolgung gegen 25 hervorragende oder wenigstens sehr bekannte Personen; dadurch werden den Unzufriedenen, den Anhängern Napoleons blos ihre Chefs bezeichnet. Ueberdieß was wollen Sie mit ihnen

machen? Der Mann, für dessen Agenten man sie erklärt, wird binnen fünf Tagen hier sein. Kann diese Zeit genügen um 25 Prozesse einzuleiten? Denn ich glaube nicht, daß man die Absicht hat sie ohne Prozeß zu verurtheilen. Ich hege die Ueberzeugung, daß eine thätige Ueberwachung genügen wird, um diesen Leuten Hände und Füße zu binden. Man muß die schrecklichen Zeiten des Verdächtigengesetzes nicht wieder hervorrufen, und ist es möglich in so kurzer Zeit zu beweisen, daß Angeklagte auch schuldig sind?

„All diese und noch viele andere Gründe und Einwendungen, die ich mit vollster Ueberzeugung vortrug, brachten die Wirkung nicht hervor, die ich von ihnen erwartete; gleichwohl wollte man von 23 unter den 25 bezeichneten Personen abstehen, aber man beharrte fester als je darauf, daß ich Fouché und Davoust verhaften lassen sollte; der König besonders wiederholte mehrere Male: „Ich verlange, daß Sie Fouché verhaften lassen." — „Sire, ich bitte Ew. Majestät aufs Dringendste zu bedenken, wie nutzlos ...." — „Ich verlange durchaus, daß Sie Fouché verhaften lassen .... Im Uebrigen bin ich überzeugt, daß Sie ihn nicht bekommen werden; denn Dandré hat ihn nicht verhaften können."

„Der Befehl war so förmlich, daß ich dem Willen des Königs gehorchen mußte. Man wird bald sehen, welche Maßregeln ich ergriff um Fouché zu verhaften, und auf welche Art er entkam. Ich verließ also die Tuilerien und nahm die Liste mit, die ich empfangen hatte. Noch jetzt besitze ich das Autograph von der Hand des Herrn von Blacas, und ich copire hier getreulich dieses kostbare

Manuscript, ohne etwas daran zu verändern und ohne sogar die Orthographie einiger Eigennamen herzustellen:

„Fouché, Davoust, Lecomte (er hat die Gelder Fouchés), Gaillard, Hinguerlot, Le Maire, Gérard, Méjean, Legrand, Etienne, Rovigo, Réal, Mounier, Arnauld, Norvins, Bouvier-Dumolard, Maret, Duviquet, Patris, Lavalette, Siéyès, Pierre Pierre, Flao, Exelmance, Jos. Thurot.

„Es war Mitternacht vorüber, als ich in der Polizeipräfectur einzog; der königliche Befehl Fouché verhaften zu lassen war mir im höchsten Grad unangenehm, aber ich mußte wohl gehorchen und ich durfte keinen Augenblick verlieren. Ich theilte diesen Befehl Herrn Foudras mit, der mir ganz kaltblütig antwortete: „Da man ihn verhaften lassen will, so werden wir ihn morgen haben; seien Sie ruhig." — Wir trafen alle nöthigen Anordnungen und am folgenden Tag erschienen meine Agenten in dem Hotel des Herzogs von Otranto, Rue d'Artois. Als man Fouché den Verhaftbefehl vorzeigte, sagte er: „Wie? Ihr Befehl ist ja ganz ungültig, er hat Nichts zu bedeuten, er kommt vom Polizeipräfecten." — Nach meiner Ansicht hatte Fouché Recht, denn meine Ernennung hatte, da sie erst von der letzten Nacht datirte, noch nicht auf gesetzlichem Wege bekannt gemacht werden können. Wie dem nun sei, Fouché weigerte sich meinen Agenten zu folgen, und nun begaben sich einige von ihnen zum Generalstab der Nationalgarde, um nöthigenfalls von dem General Dessolles bewaffnete Macht zu verlangen. Dieser begab sich nach den Tuilerien, um die Befehle des Königs einzuholen, und während dieses Hin- und Hergehens plauderte Fouché, der seine ganze Kalt-

blütigkeit behielt, mit denjenigen meiner Agenten, die bei ihm zurückgeblieben waren; endlich that er, als verfüge er sich in ein Nebenkabinet, um ein Bedürfniß zu befriedigen; aber die Thüre, die er öffnete, ging auf einen ganz finstern Gang, wo er meine armen Agenten in der größten Dunkelheit stehen ließ: er selbst erreichte die Rue Taitbout, stieg da zu Wagen und entfloh. So verhält es sich mit der famösen Geschichte von der Verhaftung Fouchés.

„Was Davoust betraf, so waren mir durch das Leid, das er mir angethan hatte, und durch das noch größere Leid, das er mir anthun wollte, die Hände gebunden. Ich will hier nicht den Edelmüthigen spielen, denn ich gestehe offen, daß ich ihn gründlich haßte; aber gerade dieser Haß schützte ihn; ich wollte nicht, daß man vermuthen könnte, ich hätte ihn aus Rachsucht verhaften lassen. Ich ließ ihn blos überwachen, wie meine Pflicht mir gebot, sonst ließ ich ihn ruhig. Die 23 andern Personen waren für mich so gut wie gar nicht vorhanden, und vielleicht werden einige von ihnen erst aus meinen Memoiren erfahren, wie gefährlich sie geworden waren; jedenfalls kann ich versichern, daß Niemand auch nur die geringste Klage gegen mich erheben oder mir den mindesten Vorwurf machen kann. Ich habe deßhalb durchaus kein Recht Erkenntlichkeit von ihnen zu verlangen; wenn ich so gehandelt habe, wie ich that, so geschah es, weil diese Handlungsweise mit meinen Grundsätzen übereinstimmte, und die Ereignisse haben bewiesen, daß ich hierin nicht Unrecht gehabt habe. Ich veröffentliche auch die vorstehende Liste blos als ein geschichtliches Beweisstück."

In demselben Interesse habe ich diese Seiten aus Bourriennes Memoiren nebst der Liste der Geächteten vom 15. März mitgetheilt, denn diese Liste erhält, wenn man sie mit den oben angegebenen zwei Briefen zusammenstellt, einen Werth, den Bourrienne selbst nicht kannte. Wir finden in seinen Memoiren den unbestreitbaren Beweis dafür, daß Ludwig XVIII von den Verbindungen des Grafen von Artois mit Fouché Nichts wußte. In den Augen des Königs war Fouché stets der Feind seiner Krone und Dynastie, ein thätiger und gefährlicher Feind, dem man es unmöglich machen mußte seine Complotte und Ränke fortzusetzen. Nach der Dringlichkeit, womit Ludwig XVIII am 15. März seine Verhaftung verlangte, kann man auf den Widerwillen schließen, den er empfinden mußte, als er ihn bei seiner Rückkehr von Gent zum Polizeiminister zu ernennen für nöthig fand. Der Protector Fouchés, d. h. Monsieur, und Talleyrand besiegten diesen Widerwillen und sie wurden hierin wahrscheinlich von dem Generalissismus der verbündeten Armeen, dem Herzog von Wellington, unterstützt, der großen Einfluß auf den König hatte, welchem man vorstellte, Fouchés Theilnahme an der königlichen Regierung würde um so nützlicher sein, als er alle Geheimnisse der kaiserlichen Regierung, sowie ihrer Diener genau wisse, und die Repressivmaßregeln, die vielleicht nothwendig würden, am kräftigsten vollziehen könnte. Ich besitze die autographische Copie der von Bourrienne mitgetheilten und ganz von der Hand des Herrn von Blacas geschriebenen Liste; man liest darin wirklich den Namen Lecomte mit dem Beisatz: er hat die Gelder Fouchés.

Wurde er dadurch nicht der besondern Aufmerksamkeit des Polizeipräfecten empfohlen? Was Herrn Gaillard betraf, so war er ein Busenfreund und Vertauter Fouchés; sie waren zusammen Patres der Congregation des Oratoriums gewesen. Nach Fouchés Sturz und während seiner Verbannung war Gaillard sein Correspondent und sein Rathgeber.

Fouchés Zulassung in den Rath des Königs wurde zu Cambrai beschlossen.

Bekanntlich hielt sich Ludwig XVIII in dieser Stadt auf und datirte von da seine Proclamation vom 28. Juni.

In Cambrai war der König von einigen der Prinzen seiner Familie und einer großen Anzahl von Dienern umgeben, die sich voll von Eifer und Ergebenheit zeigten. Mehrere Staatsmänner hatten ihn ins Exil begleitet; andere waren ihm nach Gent nachgereist; einige waren ihm entgegengeeilt, als seine Rückkehr nahe bevorstand. Die hervorragendsten unter diesen Männern, die alle sehr royalistisch waren und dennoch in ihren Ansichten gewaltig von einander abwichen, waren Chateaubriand, Guizot, der Herzog von Feltre und der Baron von Vitrolles. Der Graf von Blacas war nicht zugegen. Er hatte auf die wiederholten Bitten Guizots, der im Namen des Ausschusses der constitutionellen Royalisten von Paris sprach, den König in Gent verlassen; aber Herr von Blacas war mehr als genugsam vertreten durch seinen Freund Vitrolles, der alle seine Ansichten theilte und sie mit dem lebhaftesten Eifer verfocht. Vitrolles besaß das ganze Vertrauen des Grafen von Artois. In Cambrai wurden mehrere Be-

rathungen gehalten, um den Gang der Regierung zu bestimmen. Die Unklugsten und Kurzsichtigsten verlangten mit großer Entschlossenheit und Dringlichkeit, man müsse schlechterdings alle Zugeständnisse zurücknehmen, die man der Revolution im Jahr 1814 gemacht habe, man müsse die Charte aufheben und statt der constitutionellen Regierungsweise ein anderes System einführen, das sich an die alte Monarchie anschließe. Im Grund war dieß die Ansicht des Herrn von Vitrolles, der sich inzwischen schonend aussprach, um beim König nicht anzustoßen: er rieth zu einem gänzlichen Bruch mit den Männern und den Dingen der Revolution; er meinte, der König müsse sich ausschließlich auf die Royalisten, auf die Emigrationspartei stützen; er verlangte strenge Bestrafung der Mitschuldigen an Napoleons Rückkehr und die entschiedensten Maßregeln gegen diejenigen Mitglieder der revolutionären bonapartistischen oder republikanischen Partei, die sich am meisten blosgestellt hatten. Herr von Vitrolles stieß sich indeß nicht an Fouchés Eintritt ins Ministerium; er rechnete im Gegentheil auf seine Energie; er dachte mit Recht, daß Fouché, um Verzeihung für seine Vergangenheit zu erlangen, keinen Anstand nehmen würde alle Bürgschaften zu geben, die man von ihm verlangen könnte.

Der König verwarf alle diese unklugen Rathschläge und erklärte, daß er, aufgeklärt durch die Erfahrung von 1814, sich bemühen werde seinen Platz in der Mitte zwischen den extremen Parteien zu nehmen und alle vernünftigen, redlichen und uneigennützigen Männer für die Monarchie zu gewinnen: er wolle nicht der König einer Partei, son-

dern der König Frankreichs sein; er verstand sich sogar dazu Fouché als Polizeiminister anzunehmen.

Nach dem Einzug des Königs in Paris zeigte sich Fouché nicht sehr zufrieden: das Portefeuille der Polizei genügte seinem Ehrgeiz nicht; er fand es befremdend, daß man ihm nicht zu gleicher Zeit das Ministerium des Innern anvertraut hatte; er verlangte sogar Sitz und Stimme in der Pairskammer. Monsieur unterstützte alle diese Ansprüche; aber Ludwig XVIII antwortete, es vertrage sich weder mit der Klugheit noch mit der Würde, diesem Mann eine so große Bedeutung und Gewalt zu verleihen; es sei schon viel, daß er ihn in seinen Rath aufgenommen habe, und er werde ihm niemals einen unwiderruflichen und vielleicht erblichen Sitz in der Pairskammer bewilligen. Durch eine Ordonnanz vom 9. Juli 1815 wurde das Ministerium definitiv constituirt. Vitrolles wurde zum Staatsminister ernannt, und man schuf für ihn die wichtigen Functionen eines Sekretärs des Ministerrathes. Graf Molé, der während der 100 Tage Staatsrath gewesen, erhielt die Generaldirektion der Brücken und Chausseen. Die Regierung begann zu functioniren.

Die alte Deputirtenkammer, die vor dem 20. März bestanden hatte, wurde durch eine Ordonnanz vom 13. Juli regelmäßig aufgelöst. Im Verlauf des Monats August veranstaltete man neue Wahlen: sie führten die sogenannte unfindbare Kammer herbei, eine leidenschaftliche, feuereifrige Versammlung, welche die Regierung in eine so heftige Reaction hineintrieb, daß die Monarchie unfehlbar verloren gewesen wäre, wenn nicht die Klugheit und Gewandtheit des Königs noch zur rechten Zeit die Gefahr beschworen hätte.

Ich schreibe hier keine Restaurationsgeschichte; gleichwohl ist diese Aufgabe, obschon sich mehrere sehr verdienstvolle Schriftsteller daran versucht haben, vielleicht noch nicht vollständig gelöst worden. Vielleicht stehen wir diesen merkwürdigen Zeiten noch zu nahe. Nicht alle Documente sind ans Tageslicht gebracht worden. Man hat mir eine kleine Anzahl mitgetheilt, mit der Erlaubniß Auszüge von ihnen zu geben oder ihren wesentlichen Inhalt bekannt zu machen, und ich werde mich glücklich schätzen, wenn ich in diesen Memoiren das Licht der Wahrheit über einige Facta und einige Männer unserer Zeitgeschichte verbreiten kann. Nie vielleicht hat eine neue Regierung solche Schwierigkeiten und Hemmnisse zu bekämpfen gehabt, wie die Regierung Ludwigs XVIII. Schwierigkeiten im Innern, die aus der Mannigfaltigkeit der Parteien, aus ihrer Leidenschaftlichkeit und den unaufhörlichen Forderungen der siegreichen Partei entstanden. Schwierigkeiten nach außen: Frankreich war von den fremden Armeen überschwemmt, die nicht blos Paris, sondern auch alle Provinzen zwischen Paris und den nördlichen und östlichen Grenzen besetzt hielten. Die Cabinete Europas hatten einen tiefen Groll wegen der Krisis der hundert Tage bewahrt; die Mächte beuteten dieselbe in der Art aus, daß sie in Frankreich nur noch einen beständigen Herd von Unruhen und revolutionären Aufregungen erblickten, welche unaufhörlich den Frieden der Welt bedrohten. In einigen Cabineten hieß es, man habe im Jahr 1814 einen Fehler begangen, indem man Frankreich groß und mächtig gelassen; der Augenblick sei gekommen, Alles wieder gut zu machen; man brauche zu diesem

Behuf Frankreich blos die Provinzen zu entreißen, die seine Einheit vervollständigen, und worin seine Könige so viele Festungen erbaut, die ein furchtbares Ganzes bilden; endlich waren die fremden Cabinete entschlossen, uns eine erdrückende Kriegssteuer aufzulegen, die in sehr kurzen Fristen bezahlt werden sollte. Frankreich hatte also, während es von innerem Zwiespalt heimgesucht war, auch noch gegen das verbündete Europa seine Ehre, seine Unabhängigkeit, die Integrität seines Gebiets und seine aufs Jammervollste herabgekommenen Finanzen zu vertheidigen.

Man darf somit das Benehmen der Männer, die keinen Anstand nahmen, dem König Ludwig XVIII in so schwierigen Zeiten ihre Mitwirkung zu leihen, als einen großen Act des Muthes und des Patriotismus bezeichnen.

Bald ereignete sich ein Zwischenfall, der im Anfang unbedeutend schien, aber ganz unerwartete Folgen nach sich zog. Der Kaiser von Rußland war in Paris sehr übel auf Talleyrand, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, zu sprechen, über den er sich auf dem Wiener Congreß zu beklagen gehabt hatte. Bekanntlich nahm bei der zweiten Restauration Alexander die Gastfreundschaft Talleyrands nicht mehr an, wie bei der ersten. Er warf ihm zwei Treulosigkeiten vor: erstens hatte Talleyrand beim Wiener Congreß die Interessen Rußlands sehr aus dem Auge gesetzt, um eine Allianz mit Herrn von Metternich und Lord Castlereagh zu schließen; zweitens hatte Talleyrand um dieselbe Zeit ein Heirathsprojekt Alexanders durchkreuzt, der seine Schwester, die Großfürstin Catharina, Wittwe des Fürsten von Holstein-Oldenburg, mit dem Herzog von Berry zu ver-

mählen wünschte. Alexander, dem diese Verbindung sehr am Herzen lag, hatte mit dem Fürsten von Talleyrand darüber gesprochen und ihn sogar um seine Mitwirkung ersucht. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs dagegen hatte seinen Einfluß auf Ludwig XVIII dahin verwendet, daß er dieses Eheprojekt ablehnte. Der Kaiser von Rußland hatte wegen dieses Benehmens einen bittern Groll bewahrt, der nur auf eine Gelegenheit wartete, um zum Ausbruch zu kommen.

Der Kaiser von Rußland hatte den Palast des Elysee bezogen und sich daselbst eingerichtet, ehe noch die nothwendigen Reparaturen beendigt waren. Eines Tags meldete man dem König, es sei ein Versuch gemacht worden, seinen Verbündeten, den Kaiser Alexander zu vergiften. Gift sei, sagte man, in eine Flasche Bier geworfen worden, welche auf die Tafel des Kaisers kommen sollte, der an dieses Getränke gewöhnt war. Der König läßt in seiner Bestürzung Herrn von Talleyrand kommen und befiehlt ihm alle Maßregeln zur Entdeckung des Verbrechers anzuordnen, im Fall das Attentat sich wirklich bestätigen sollte. Talleyrand, der zugleich Präsident des Conseils war, läßt den Polizeipräfecten Decazes rufen, theilt ihm die Befehle des Königs mit und sagt ihm, er habe sich in die Tuilerien zu verfügen, um Sr. Majestät Bericht zu erstatten. Herr Decazes untersucht zuvörderst den Stand der Dinge im Elysee; man zeigt ihm die angeblich vergiftete Flasche; sie war gepropft, gesiegelt, halb leer: dieser letzte Umstand machte die Anklage in den Augen des Polizeipräfecten sehr verdächtig. Man setzte Sr. Kaiserlichen

Majestät keine angebrochenen Flaschen vor; diese Flasche war überdieß mitten unter vielen andern gefunden worden. Aus allen Nachforschungen und Untersuchungen des Präfecten ergab es sich, daß an dem angeblichen Vergiftungsversuch kein wahres Wort war. Er eilte ins Schloß, um den König in Kenntniß zu setzen. Dieß war für Ludwig XVIII, den die Ungewißheit peinigte, eine große Beruhigung. Er ersuchte Herrn Decazes ihm seinen Bericht vorzulesen und besprach alle seine Beobachtungen mit ihm. Er behielt Herrn Decazes lange in seinem Cabinet und erkundigte sich über den Zustand von Paris. Der König erfuhr jetzt manche Dinge, die er nicht wußte; er überzeugte sich, daß sein Polizeipräfect die Gesellschaft, die politischen Parteien, die Häupter derselben, die Wünsche des Volks und den Einfluß der Chefs auf die Massen wohl studirt hatte und genau kannte. Herr Decazes hatte einen vollständigen Erfolg. Der König sah ihn zum erstenmal; seine ausdrucksvolle und sanfte Physiognomie, seine einfache und natürliche Sprache, die Eleganz seiner ganzen Person gefielen dem Monarchen ungemein; er traf in ihm einen neuen Mann, treu der legitimen Monarchie ergeben, vorurtheilsfrei, verständig und gewandt, einen Mann, der genauen Bescheid über die Lage wußte, der alle Schwierigkeiten derselben bezeichnete, ohne sie zu übertreiben, der das ganze Räderwerk der constitutionellen Regierung begriff, einen des vollständigsten Vertrauens würdigen und wissenschaftlich gebildeten Mann, kurz einen Mann nach seinem Herzen und seinem Kopf. Nach dieser langen Unterhaltung fragte Ludwig XVIII, der Alles wissen wollte, den Polizei-

präfecten, ob er der Sohn der Madame Decaze sei, deren Gatte vor 1789 in den Finanzen gewesen. „Nein, Sire," antwortete Herr Decazes, „und ich muß Ew. Majestät sagen, daß wir unsere Namen nicht gleich schreiben." Herr Decazes wollte abtreten. „Wie kommt es," fragte der König noch, „daß ich Sie noch nie gesehen habe?" — „Weil man mir gesagt hat, Sire, daß ich nach der Etikette und Hierarchie des Hofes nicht direct mit dem König zu arbeiten habe, daß ich blos mit dem Polizeiminister verkehren und meine Berichte dem Sekretär des Conseils, Herrn von Vitrolles, übersenden müsse, welcher beauftragt sei sie nöthigenfalls den versammelten Ministern mitzutheilen."

Der König war sehr unwillig. Er wußte von dieser Anordnung nichts, und war im Gegentheil gemeint den Polizeipräfecten selbst ohne Vermittlung zu sehen, ihn oft zu sehen, ihn allein in seinem Cabinet zu empfangen, seine Berichte zu lesen und seine Erklärungen zu hören. Herr Decazes erhielt Befehl, dem König seine täglichen Berichte unter dem Couvert des Barons Hue, ersten Kammerdieners, zu übersenden und bei wichtigen Angelegenheiten selbst in das Cabinet des Königs zu kommen, um sie ihm vorzulesen. So begannen und begründeten sich zwischen Herrn Decazes und Ludwig XVIII persönliche Beziehungen, die bald einen innigen Charakter annahmen. Herr Decazes flößte dem König zuletzt ein unbedingtes Vertrauen und eine aufrichtige Zuneigung ein, deren er sich stets würdig zeigte.

Herr von Vitrolles, der sich in einem Wartsaal befand, war sehr erstaunt und vielleicht erbittert, als er den Polizeipräfecten aus dem Cabinet des Königs kommen sah.

Herr Decazes bekümmerte sich nichts darum, und hielt sich von Stund an an die von Sr. Majestät empfangenen Befehle.

Inzwischen zeigte sich Fouché seiner Aufgabe getreu; er war vollständig der Mann der royalistischen Reaction, und dieß erklärt die Heftigkeit der Maßregeln, die er veranlaßte oder wenigstens hauptsächlich betrieb.

Am 25. Juli, 14 Tage nach der Rückkehr des Königs, las man mit schmerzlichem Erstaunen im Moniteur eine Ordonnanz, welche die Verhaftung und gerichtliche Verfolgung von neunzehn ehemaligen Großwürdeträgern des Kaiserreichs vorschrieb, die vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollten, weil sie den König verrathen, Frankreich und seine Regierung mit bewaffneter Hand angegriffen und sich der Gewalt bemächtigt. Der Name des Marschalls Ney war der erste auf dieser fatalen Liste; der des Obersten Labédoyère stand unmittelbar darunter. Man sah da auch die Namen der Generale Bertrand, Drouot, Cambronne, Drouet, Mouton-Duvernet, Clausel, Rovigo, sowie des ehemaligen General-Postdirektors Grafen von Lavalette. Diese Ordonnanz traf noch 38 andere Personen vom Civil- und Militärstand, welche Befehl erhielten die Stadt Paris zu verlassen und sich ins Innere Frankreichs in die vom Minister bezeichneten Städte zu verfügen, bis über das Schicksal derjenigen erkannt wäre, welche aus dem Königreich verbannt oder den Gerichten überliefert werden sollten. Der Name des Marschalls Soult figurirte als der erste auf dieser zweiten Liste; auf derselben befanden sich auch der Herzog von Bassano, der Graf Réal, die Generale Graf Lobau, Lamarque, Dejean, Exelmans und Vandamme, sowie

die Conventsmitglieder Thibaudeau, Carnot, Boulay (von der Meurthe), Barrère und Merlin. Die Ordonnanz war das Werk des Ministers Fouché; sie war ohne Zweifel von der reactionären Partei verlangt worden, der er sich verschrieben hatte; so viel ist gewiß und ich kann es mit Bestimmtheit versichern, daß man die Sache hinter dem Rücken des Herrn Decazes betrieben hatte, welcher verdächtig geworden war, und den man sobald als möglich von der Polizeipräfectur zu entfernen gedachte, wo er nur noch ein gefährlicher Beaufsichtiger war.

Die Einschreitung des Polizeipräfecten war schlechterdings nothwendig, um die 38 Verbannten aus der Stadt zu treiben, und man mußte ihn sogar einige Tage vor dem 24. Juli ins Geheimniß einweihen. Fouché überschickte ihm die Proscriptionsliste wirklich auf confidentiellem Wege und empfahl ihm seine Maßregeln so zu treffen, daß auf den Tag, wo die Ordonnanz im Moniteur erschiene, Alles bereit wäre. Die auf diese Liste gesetzten Personen wurden sämmtlich von dem Schicksale, das sie erwartete, in Kenntniß gesetzt, damit sie die geeigneten Schritte thun könnten, um die Streichung ihrer Namen zu erlangen. Die Sache machte Lärm und wurde vor den Ministerrath gebracht, der bisher von Nichts gewußt hatte. Er machte dem König den Vorschlag, 30 Namen zu streichen. Der König gab um so bereitwilliger nach, als er bereits von Herrn Decazes Worte der Mißbilligung und des Bedauerns vernommen hatte; er hatte sogar gleich anfangs nur mit dem größten Widerwillen zu diesem Act der Härte seine Zustimmung gegeben. Ich habe die vollständige Liste gesehen, auf welcher auch Herr

Montalivet, Vater des ehemaligen Ministers des Innern, Frau von Flahaut, Frau Hamelin, Herr von Plancy, Benjamin Constant, sowie die Generale Flahaut und Sebastiani standen.

Es existirt eine ungedruckte Biographie des Grafen Real, die man mir mitgetheilt hat; sie ist sehr umständlich, geht sehr aufs Innerste der Sachen ein und ist mit Beweisstücken von hohem Interesse begleitet. Diese Biographie enthält über die Umstände, von welchen ich so eben gesprochen habe, folgende Mittheilung.

„Der Herr Graf Real hatte Decazes während der ersten Restauration gekannt und in angenehmen Beziehungen zu ihm gestanden; Herr Decazes hatte ihm sogar Dienste geleistet, für welche er sehr erkenntlich war, und diese Erkenntlichkeit wurde von seiner Familie getheilt. Der Kaiser hatte in Betreff des Herrn Decazes Absichten gehabt, die je nach den Umständen mehr oder weniger wohlwollend waren. Als Herr Decazes nach dem Tod des Fräuleins Muraire, die er im Jahr 1806 nach blos sechsmonatlicher Ehe verlor und deren Verlust er tief betrauerte, auf den Wunsch seines Schwiegervaters zu dem König Ludwig von Holland berufen wurde, begründeten sich zwischen diesem aufgeklärten Fürsten und ihm Beziehungen des Wohlwollens von Seiten des ersteren und der Ergebenheit von Seiten des jungen Beamten, und dieses Verhältniß währte noch fort, als letzterer schon nach wenigen Monaten zu seinen richterlichen Funktionen in Paris zurückkehrte. Herr Decazes, welcher Anfangs zum Cabinetssecretär der Königin, sodann zum Cabinetsrath des Königs von Holland ernannt worden war, behielt in Paris diesen letzten Titel nebst der Besor-

gung der Privatangelegenheiten des Fürsten in Frankreich bei und unterhielt eine emsige Correspondenz mit ihm. Diese Correspondenz wurde von der Postverwaltung unterschlagen und dem Kaiser vorgelegt, der darüber sehr verblüfft und ärgerlich war; sie war nicht unterzeichnet, aber man erfuhr dennoch zuletzt den Verfasser. Der Correspondent war durch seine Stellung und das hohe Ansehen, das er in der Gesellschaft von Paris genoß, in den Stand gesetzt die Ereignisse aufs Genaueste zu kennen und aufs Sicherste zu beurtheilen. Sein Urtheil war nicht immer von der Art, wie der Kaiser es wünschen konnte. Diesem Umstand schrieb man es zu, daß der Kaiser sich weigerte Herrn Decazes zum Generaladvocaten am Cassationshof zu ernennen, ein Posten, für welchen er allein von dem Großrichter Herzog von Massa und dem Generalprocurator Merlin vorgeschlagen war. Vergebens unterstützte der Erzkanzler Cambacérès, welchen Napoleon über die zu treffende Wahl um Rath fragte, die Ernennung des Herrn Decazes. Der Kaiser war unbeugsam. Gleichwohl schien er sich zu freundlicheren Ansichten hinzuneigen, als Herr Decazes, der sich zu dem König Ludwig nach seiner Abdankung an seinen Rückzugsplatz Graz in Oesterreich begeben hatte, nach Paris zurückkam. Der Kaiser wußte dem jungen Beamten jedenfalls Dank für die Anhänglichkeit, die er gegen seinen Bruder bewahrte. Sonderbar genug wußte der Kaiser, als König Ludwig, erbittert über die Besetzung Hollands durch die kaiserlichen Truppen, die sich Amsterdam näherten, die Krone niederlegte und seine Staaten verließ, ganz und gar nicht, was aus ihm geworden war, und er fürchtete, er möchte sich nach

England begeben haben. Er wurde beruhigt durch einen Brief, welchen König Ludwig von Böhmen aus an Decazes geschrieben hatte. Dieser Brief wurde von der Post zurückgehalten und dem Kaiser vorgelegt, der auf solche Art den Aufenthalt seines Bruders erfuhr.

„Im Jahr 1815 weigerte sich Herr Decazes, obschon er von den Bourbonen durchaus keine Begünstigung erhalten hatte, dem Kaiser einen neuen Eid zu schwören, und gab sich alle Mühe, um seine Collegen am königlichen Hof zu demselben Verfahren zu bestimmen. Er wurde abgesetzt und verhaftet. Herr Real, der damals Polizeipräfect war, erhielt zu seinem großen Verdruß von dem Herzog von Otranto Befehl ihm diesen Entscheid mitzutheilen. Um die Strenge desselben zu mildern, verfügte er sich selbst zu Herrn Decazes und verhehlte ihm nicht, wie leid es ihm thue den Kaiser auf diese Bahn gerathen zu sehen, von welcher er ihn abzubringen gesucht habe, aber vergebens. Zu gleicher Zeit sagte er ihm, der Befehl gehe dahin ihn zu verhaften, wofern er nicht in der festgesetzten Frist gehorche; aber er, Real, sei fest entschlossen sich nicht mit der Vollstreckung desselben zu befassen, sofern sie Maßregeln der Härte nach sich ziehen sollte. Herr Decazes protestirte, verließ jedoch nach zwei oder drei Tagen Paris, ohne beunruhigt zu werden. Nach der zweiten Rückkehr Ludwigs XVIII erhielt Herr Decazes als Polizeipräfect einen ähnlichen Auftrag gegenüber Real, welcher nunmehr mit demselben rücksichtsvollen Wohlwollen behandelt und, nachdem er Paris hatte verlassen müssen, im Jahr 1818 in Folge des Amnestiegesetzes auf Verwendung des Herrn Decazes, der Polizeiminister

und später Präsident des Conseils geworden war, zurückgerufen wurde.

„Die Verbannungsliste, auf welche im Monat Mai Herr Decazes gesetzt wurde, betraf 14 Personen, unter ihnen den Abbé von Pradt, ehemaligen Erzbischof von Mecheln, und den Oberpräsidenten Séguier; die Liste, auf welcher im Monat August Herr Real figurirte, betraf 68 Personen: beide giengen von dem Herzog von Otranto aus und wurden von ihm an den Polizeipräfecten überschickt. Herr Decazes war glücklicher als Herr Real; es gelang ihm eine bedeutende Milderung der fatalen Liste durchzusetzen, und wenn er es nicht so weit brachte, daß Reals Name gestrichen wurde, so hatte dieser die feste Ueberzeugung, daß es ihm schlechterdings unmöglich gewesen sei. Mit besserem Erfolg verwendete er sich für Herrn Benjamin Constant, der auf der ersten Liste stand, welche den Verbannten in der Mitte Juli im Manuscript mitgetheilt und erst am 24. mit nur noch 38 Namen in eine Ordonnanz verwandelt wurde. Herr Decazes übernahm es die Sache des Publicisten zu verfechten und machte Ludwig XVIII Mittheilungen über ihn, die dem geistreichen Monarchen dermaßen gefielen, daß er Benjamin Constant mit eigener Hand von der Liste strich."

Man darf glauben, daß alle diese Mittheilungen vollkommen wahr sind; ich zweifle nicht an der Existenz des kaiserlichen Decrets vom Mai 1815, wodurch über eine gewisse Anzahl bedeutender Personen und namentlich über den Abbé von Pradt und den Oberpräsidenten Séguier die Verbannung verhängt war. Ich muß indeß sagen, daß dieses Decret sich weder im Bulletin des Lois noch in

den Sammlungen vorfindet, während man das vom 12. März darin findet, kraft dessen der Kaiser vollständige *) Amnestie gewährte, mit Ausnahme von 13 Personen, welche vor die Gerichte gestellt werden und im Fall der Verurtheilung die im Strafcodex vorgesehenen Strafen erleiden sollten. Man weiß jetzt, daß dieses Decret vom 12. März, welches das Datum von Lyon trägt, zurückdatirt war. Es wurde erst am 9. April in Paris erlassen. Der Kaiser verlangte von dem General Bertrand, daß er das Decret contrasigniren solle, aber der General weigerte sich.

Zur Bestätigung der zweiten Bestimmung der Ordonnanz vom 24. Juli will ich einige Zeilen aus den Memoiren Barrères anführen, welcher unter den Verbannten mitbegriffen war.

„Ich erfuhr, daß die neuen Gewalträuber in ihren Forderungen immer weiter giengen, und daß sie von nichts als Proscriptionen, Verbannungen, Füsilladen und allen möglichen Maßregeln der Strenge gegen die Männer der Revolution und des Kaiserreichs sprachen. Um meine Zweifel aufzuklären und zu erfahren, woher diese barbarischen Anordnungen kamen, begab ich mich am 15. Juli zu

*) Die dreizehn durch das Decret vom 12. März betroffenen Personen sind: die Herren Lynch, de Larochejaquelein, Vitrolles, Alexis von Noailles, Herzog von Ragusa, Sosthène de Larochefoucault, Bourrienne, Bellart, Fürst von Benevent, Graf von Beurnonville, Graf von Jaucourt, Herzog von Dalberg, Abbé von Montesquiou. Weder Herr von Pradt, noch Herr Séguier, noch Herr Decazes figuriren auf dieser Liste.

dem Polizeiminister Fouché, welchen Ludwig XVIII kaum erst zu diesen unter solchen Umständen wichtigen Funktionen berufen hatte, obschon er einer der ungestümsten Revolutionäre gewesen war und im Convent für den Tod Ludwigs XVI gestimmt hatte. Fouché gestand mir, es sei davon die Rede gewesen eine gewisse Anzahl von Personen, die theils von der Emigrationspartei, theils von dem diplomatischen Corps der Alliirten den Tuilerien bezeichnet worden seien, aus Frankreich zu verbannen, aber er hoffe, diese Proscriptionsentwürfe würden verschwinden gegenüber dem dringenden Bedürfniß die Gemüther zu versöhnen, statt sie zu verbittern.

. . . .

„Am 25. Juli ging ich Morgens auf dem Boulevard des Italiens spazieren, als die öffentlichen Ausrufer sich durch die Straßen verbreiteten mit dem Geschrei: Große königliche Ordonnanz welche die Generale und Deputirten verbannt! Ich kaufte ein Exemplar dieser Ordonnanz. Wie groß war mein Erstaunen, als ich mich auf der Liste der 38 erblickte, nachdem mir Fouché so lange vorgeredet hatte, wie nutzlos die Bemühungen und Ränke der fremden Gesandten seien. Ich ersah aus dieser Ordonnanz, daß ich nur noch drei Tage hatte, um Paris zu verlassen; mein erster Gedanke war zu Fouché zu gehen und ihn um Rath zu fragen . . . Fouché sah ohne Zweifel voraus, daß ich ihm wegen des falschen Vertrauens, das er mir eingeflößt, und wegen seiner Unterschrift auf der Proscriptionsliste, welche man die Liste der 38 nannte, Vorwürfe machen würde. Er schickte meinen alten Collegen aus der Deputirtenkammer

Manuel, der seit 1814 auf dem vertrautesten Fuß mit ihm lebte, zu mir. Manuel kam vom Cabinet des Ministers her zu mir und sagte: Fouché kann Sie heute nicht empfangen, er hat allzuviel Geschäfte; aber er thut Ihnen zu wissen, daß Sie sich nicht beunruhigen sollen: Alles das wird bald endigen, es handelt sich nur darum einige Tage zu warten."

Als ich Barrères Memoiren zum erstenmal las, fühlte ich mich, ich gestehe es, bei der Stelle, die ich so eben angeführt habe, schmerzlich ergriffen. Manuel war seit mehreren Jahren todt, und sein Name erweckte noch immer in meinem Geist die Erinnerung an seinen patriotischen Eifer und seine Freiheitsliebe: ich hatte seine beredten Aufwallungen in der letzten Sitzung der Deputirtenkammer nicht vergessen, ich hatte nicht vergessen, daß er im Jahre 1823 aus der Deputirtenkammer gestoßen worden war, weil er auf der Rednerbühne die historisch gewordenen Worte gesprochen: Frankreich hat im Jahr 1814 die Rückkehr der Bourbonen mit Widerwillen gesehen.

Man denke sich mein Staunen, als ich Manuel, vierzehn Tage nach Auflösung der Versammlung, deren Mitglied er war, im Cabinet Fouchés, des Polizeiministers Ludwigs XVIII, und zwar als Vertrauensmann des Verfassers der Ordonnanz vom 24. Juli wiederfinden mußte. Diese beiden Männer lebten seit 1814, d. h. seit Fouché ein Agent des Grafen von Artois geworden war, in engem Freundschaftsbund. Barrères Aussage allein würde mich noch nicht bestimmt haben, den Götzen des liberalen Cultus meiner Jugend zu zertrümmern, wenn sie nicht durch das

Zeugniß der beiden Herausgeber dieser Memoiren bekräftigt wäre, deren rechtschaffenen und unpartheiischen Charakter man nicht bestreiten kann; ganz gewiß haben die Herrn Hippolyt Carnot und David von Angers das von Barrère erzählte Factum nicht stehen lassen, ohne zuvor seine Wahrhaftigkeit aufs Genaueste ausgemittelt zu haben.

Jedermann kennt die unseligen Folgen der ersten Verfügung der Ordonnanz vom 24. Juli: der Marschall Ney, der Oberst Labédoyère, Herr von Lavalette und der General Mouton-Duvernet wurden verhaftet, vor Gericht gestellt und zum Tod verurtheilt. Drouot und Cambronne wurden freigesprochen: die Andern entzogen sich dem Schicksal, das sie erwartete, durch die Flucht. Ney und Labédoyère wurden in Paris, Mouton-Duvernet in Lyon hingerichtet; Lavalette konnte noch am Vorabend der Hinrichtung entfliehen. Man gieng noch weiter; Generale, welche man nicht auf die Ordonnanz gesetzt hatte, wurden in den Departements verfolgt und vor Kriegsgerichte gestellt. Der General Chartran wurde in Lille verurtheilt und hingerichtet; die zwei Brüder Faucher, Generalmajore, wurden in Bordeaux verurtheilt und erschossen. Traurige, peinliche Erinnerungen, deren Zurückrufung im höchsten Grade schmerzlich ist! Ohne allen Zweifel muß man die Verantwortung für alle diese Hinrichtungen auf die Leidenschaftlichkeit der Parteien schieben, welche damals einen beklagenswerthen und unwiderstehlichen Einfluß auf die Regierung ausübten. Fouché war nur unter der Bedingung, daß er sich zum Werkzeug dieser Parteien machte, zum Minister ernannt worden. Seine Nach-

giebigkeit oder Mitschuld war der Preis der Verzeihung, welche er erlangt zu haben glaubte.

Wenn man heute nach 40 Jahren daran denkt, aus welchen Männern das damalige Ministerium zusammengesetzt war, so staunt man, daß sie sich nicht empörten bei den Uebergriffen dieser Politik, welche ihrem Charakter, ihren Gewohnheiten, ihren Sitten so gänzlich widersprach; beklagenswerthen Uebergriffen, die von ihrem guten Verstand, ihrer Intelligenz wie von ihrem Herzen ganz gewiß verworfen wurden. Unerklärlich bleiben das Schweigen und die Schwachheit, ich will nicht sagen des Herrn von Talleyrand, aber doch der Herren von Jaucourt, Pasquier, des Barons Louis und des Marschalls Gouvion-Saint-Cyr. Aber man weiß nicht, daß sie unaufhörlich genöthigt waren gegen die Wuthausbrüche der Reaction zu kämpfen, welche sie selbst des Verraths und der Mitschuld mit den Urhebern der Verschwörung vom 20. März anklagte. Ludwig XVIII selbst hatte große Mühe seine Minister aufrecht zu halten, die oft in seiner Gegenwart verzweifelt den Muth sinken ließen: „Verlassen Sie mich nicht, sagte er zu ihnen, denn wenn Sie mich verlassen, so kann ich Sie blos durch die Häupter der Partei ersetzen, welche Sie angreift, und dann wird die Zahl der Opfer noch hundertmal größer sein.“ Und so ließen sich diese ehrenwerthe Männer durch die Bitten des Königs bestimmen und ergaben sich in die Uebel, welche sie nicht verhindern konnten.

Die Reactionspartei beschränkte sich nicht darauf, gerichtliche Verfolgungen gegen die Opfer zu verlangen, welche sie bezeichnet hatte; die Männer dieser Partei fanden

die Formen der Justiz zu langsam und gingen zuweilen ihren Feinden mit eigener Hand zu Leibe: dieß geschah in Avignon, wo der Marschall Brune erwürgt wurde; in Nimes, wo der commandirende General verfolgt und schwer verwundet wurde, weil er sich blutigen Mordgelüsten des Volks hatte widersetzen wollen; in Toulouse, wo der General Ramel gleichfalls durch wahnsinnige Banden massacrirt wurde, und zwar beinahe unter den Augen des Herzogs von Angoulême, und ohne daß der Maire Herr von Villèle dieses Verbrechen verhindern konnte, dessen Details Schauder und Grauen erregen. Die Parteien waren also die Herren der Regierung in den Departements sowohl als in Paris, und dieser reactionäre Druck muß sehr gewaltig gewesen sein, da er von dem damaligen Kriegsminister Marschall Gouvion-Saint-Cyr eine Ordonnanz auswirkte, welche die Absetzung des Marschalls Moncey und seine Verurtheilung zu dreimonatlichem Gefängniß verfügte, weil er sich geweigert hatte bei dem Kriegsgericht zu präsidiren, das über den Marschall Ney aburtheilen sollte. Moncey entschuldigte sich in einem Schreiben an den König mit den Worten, „daß er sich nicht entschließen könne, einen Mann in den Tod zu schicken, welchem so viele Franzosen das Leben, so viele Familien ihre Gatten, ihre Söhne und ihre Verwandten verdankten. Ha, vielleicht wenn der unglückliche Ney bei Waterloo gethan hätte, was er anderwärts so oft gethan hatte, vielleicht würde er jetzt nicht vor eine Militär-Commission geschleppt werden, vielleicht würden diejenigen, die heute seinen Tod verlangen, ihn um seinen Schutz anflehen." Der Marschall Moncey war überdieß der Ansicht, daß das Kriegsgericht

incompetent sei, daß Ney theils wegen seiner Würde, theils wegen der Natur der Anklage von der Pairskammer gerichtet werden müsse.

Herr Decazes als Polizeipräfect hatte, soweit die Sache ihn betraf, die zweite Bestimmung der Ordonnanz vom 24. Juli blos vollstrecken zu lassen.

Ich bin hier in Widerspruch mit Herrn von Chateaubriand, der in seinen nachgelassenen Memoiren die Verantwortlichkeit für die Verhaftung des Marschalls Ney auf Herrn Decazes wirft. Der berühmte Schriftsteller fügt hinzu, Herr Decazes habe, indem er den Marschall in Aurillac (Departement Cantal) verhaften ließ, den König besser bedient, als er bedient zu sein wünschte. Es ist wahrscheinlich, ich sage noch mehr, es ist gewiß, daß Ludwig XVIII, welcher weder strenge Maßregeln noch Verlegenheiten noch Schwierigkeiten liebte, selbst den Wunsch hegte, der Marschall Ney möchte sich der gegen ihn verhängten gerichtlichen Verfolgung entziehen können; dieß war auch der Wunsch und die Hoffnung seiner Minister und selbst Fouché's, der am allerliebsten gesehen hätte, wenn die Ordonnanz vom 24. Juli, nachdem sie einmal erlassen worden, unvollzogen geblieben wäre. In diesem Punkt bin ich mit Herrn von Chateaubriand einig, aber der erlauchte Schriftsteller täuscht sich in Betreff des Herrn Decazes, der abgesehen von seinen Meinungen und persönlichen Neigungen recht wohl wußte, daß er, um sich in der Gunst des Königs festzusetzen, ihm gerade diese Beängstigungen und Verlegenheiten ersparen mußte.

Der Marschall Ney wurde durch die königlichen Frei-

willigen von Aurillac verhaftet, welche ihren Eifer und ihre Treue zu beweisen glaubten, indem sie an einen der berühmtesten Marschälle des Kaiserreichs, der als Verräther am König bezeichnet wurde, Hand anlegten. Der Polizeipräfect wußte nichts von dieser Verhaftung, die am 5. August 1815 mitten in der Auvergne, auf dem Schloß Bessonnis, in einer kleinen Entfernung von Aurillac vorgenommen wurde. Dieses Schloß gehörte Herrn von Cantaloubre, einem Verwandten des Marschalls. Ney wurde hier durch seine eigene Unvorsichtigkeit entdeckt. Der Marschall hatte, als er Paris verließ, um sich den Nachforschungen der reactionären Partei zu entziehen, einen durch seine Form und seine Kostbarkeit merkwürdigen Säbel mitgenommen, welchen der Kaiser in Aegypten getragen und ihm zum Geschenke gemacht hatte. Dieser Säbel hatte die Aufmerksamkeit des Herrn von Cantaloubre und seiner Freunde auf sich gezogen; er blieb sogar einen ganzen Tag auf dem Canapee im Salon liegen. Man sprach in Aurillac viel von dieser merkwürdigen Waffe, welche dem Kaiser gehört hatte; bald vermuthete man, der vor kurzem auf Bessonnis angelangte Gast sei ein flüchtiger Bonapartist, und der Umstand, daß der Marschall und der Eigenthümer des Schlosses miteinander verwandt waren, führte bald zu dem Gerede, der Unbekannte könnte vielleicht der Marschall Ney sein. Die Köpfe wurden warm und die königlichen Freiwilligen versammelten sich auf eigenen Antrieb, um nach Bessonnis zu ziehen und sich dieses Mannes zu bemächtigen, welcher nur der Geächtete vom 24. Juli sein könne. Alles das geschah ohne die Einschreitung der Behörde, die keinen Befehl

ertheilte. Ein Bruder des Herrn von Cantaloubre, der Postdirektor in Aurillac war, erfuhr von der Absicht der königlichen Freiwilligen und reiste augenblicklich ab, um seinen Bruder und den Marschall zu warnen. Da der geringste Aufschub verderblich werden konnte, so eilte er trotz der Dunkelheit der Nacht querfeldein, um desto schneller anzukommen; aber unglücklicher Weise fiel er in einen breiten und tiefen Graben und brach ein Bein, so daß er nicht blos seinen Weg nicht fortsetzen, sondern sogar nicht einmal wieder aufstehen konnte. Der Marschall konnte also nicht gewarnt werden. Aber er hatte noch ein Auskunftsmittel: die königlichen Freiwilligen kannten ihn nicht, und als sie bei Tagesanbruch in Bessonnis ankamen, wandten sie sich an ihn selbst, um nach dem Marschall Ney zu fragen. Die Flucht war also noch möglich. „Sie fragen nach dem Marschall Ney," sagt er zu ihnen; „ich will ihn Ihnen zeigen." Als er mit ihnen auf sein Zimmer kam, sagte er: „Ich bin der Marschall." Er überlieferte sich ohne einen Widerstand zu versuchen. Die königlichen Freiwilligen führten ihn nach Aurillac. Von da wurde er nach Paris gebracht, wo er am 19. August 1815 ankam.

Auf dem Weg von Aurillac nach Paris hatten der Marschall und die Gendarmen, die ihn bewachten, einen Augenblick in einem Wirthshaus angehalten, als etwa 40 alte Soldaten vorbeikamen, die man in ihre Heimath schickte. Sie erkannten den Marschall und gaben ihm durch bedeutungsvolle Blicke zu verstehen, daß sie ihn befreien könnten. Die Gendarmen selbst schienen geneigt, sich Gewalt anthun zu lassen und vor der Ueberzahl zu weichen.

Eine Geberde vom Marschall würde genügt haben; aber er zweifelte nicht an seiner Freisprechung.

Die Pairskammer war beinahe vollzählig, als sie über das Schicksal des Angeklagten entschied: es waren 161 Abstimmende. Der Marschall wurde einstimmig als schuldig erklärt; in Betreff der Strafanwendung war man nicht einig; 139 Stimmen erklärten sich für den Tod, 22 für die Deportation. Ich könnte hier die Namen beider Listen geben, aber ich will in dieser Beziehung nur an eine einzige Thatsache erinnern, nämlich daß der Herzog von Broglie, der kaum erst sein dreißigstes Jahr, das von der Charte verlangte Alter, um an den Verhandlungen der Pairskammer Theil zu nehmen, erreicht hatte, nicht für den Tod des Marschalls stimmte.

Am Tag, wo Ney in Paris ankam, wurde der Oberst Labédoyère erschossen. Auch er hatte seine Verhaftung nur seiner eigenen wahrhaftig kaum begreiflichen Unvorsichtigkeit zuzuschreiben. Man hatte ihn gewarnt, und er war nach dem Departement Puy de Dôme in die Gegend von Clermont abgereist. Seine Flucht war durch Pässe geschützt worden, welche Fouché in blanco ausgestellt hattte, obschon er wußte, daß sie für ihn bestimmt waren. Man dachte, er habe den sehr vernünftigen Plan sich in die Schweiz und von da nach England zu begeben. Die Reise von Clermont bis an die Schweizergrenze war leicht und ungefährlich; aber der Oberst setzte sich die bis jetzt unerklärte Idee in den Kopf, nach Paris zu kommen; er nahm ganz einfach einen Platz in dem Wagen der Messageries Royales, und hier wurde er von einem Gendarmerie-Offizier erkannt,

der nach der Hauptstadt reiste. Als der Wagen an der Barriere von Fontainebleau ankam und während die Zollbeamten ihre Untersuchungen anstellten, nahm der Gendarmerie-Offizier ein Cabriolet und fuhr in größter Eile nach der Polizeipräfectur. Der Präfect war abwesend: der Offizier wandte sich an den dienstthuenden Polizei-Commissär und vertraute ihm das Geheimniß der Ankunft des Obersten an. Der Polizei-Commissär begab sich mit seinen Agenten nach dem Hotel der Messagerien. Der Wagen war seit einigen Augenblicken angekommen: der Oberst war bereits abgefahren und zwar hatte er ein Cabriolet vom Platz genommen, dessen Nummer man den Agenten gab. Mit diesem Ausweis versehen erfuhren diese bald, daß Labédoyère sich in ein Haus der Vorstadt Poissonnière hatte führen lassen; man verfolgte seine Spur; der Portier, den man fragte, was aus einem Reisenden geworden, der vor einer Stunde angekommen sei, antwortete, er sei zu einem Bewohner des Entresol hinaufgegangen und befinde sich noch da. Hier wurde er ergriffen und verhaftet; Alles war geschehen, als der Polizeipräfect in sein Hotel zurückkam; man hatte sich beeilt. Die Agenten waren voll von Eifer und gutem Willen.

An diesem Tag gab Fouché ein großes Fest aus Veranlassung seiner Vermählung mit dem Fräulein von Castellane. Er hatte alle seine Freunde aus der Vorstadt Saint-Germain eingeladen, und diese hatten sich beeifert im Hotel des Polizeiministeriums zu erscheinen. Während dieses Festes mitten unter den Tänzen erfuhr Fouché die Verhaftung Labédoyères und betrübte sich sehr darüber. Man

hatte soeben ein neues Complott entdeckt: man schloß daraus, der Oberst sei gekommen, sich dabei zu betheiligen, und dieser Verdacht trug bedeutend dazu bei, seine Lage zu erschweren. Nach seiner Verhaftung wurde Labédoyère in das militärische Gefängniß in den Abbaye geführt. Man fand bei ihm die von Fouché ausgestellten Pässe.

Labédoyère war kaum 30 Jahre alt. Er war ein schöner junger Mann, ein glänzender Offizier, der sich die herrlichste Zukunft versprechen konnte. Als er sich Napoleon anschloß, war er mehr von seinem Regiment hingerissen worden, als daß er selbst sein Regiment hingerissen hätte. Er hatte also mildernde Umstände für sich, aber wegen des unglücklichen Zusammentreffens mit dem Tags zuvor entdeckten Complott ließ man sie nicht gelten. Labédoyère zählte Freunde in allen Parteien: die meisten Mitglieder seiner Familie waren Royalisten Alle die ihn kannten, liebten ihn und interessirten sich für ihn. Da man ihn nicht hatte verhindern können sich verhaften zu lassen, so beschloß man ihn zu befreien. Eine hartnäckige Fatalität machte diesen Plan, der vom Kerkermeister begünstigt wurde, scheitern; Alles war bereit, selbst eine Summe von 30,000 Franken, welche nöthig war, um alle Hindernisse im letzten Augenblick zu beseitigen. Die Person, welche den Plan zur Flucht leitete (ein Frauenzimmer), wandte sich an einen Friedensrichter, den sie ins Geheimniß eingeweiht glaubte und der es nicht war. Dieser machte Lärm; die Unglückliche wurde verhaftet und auf die Polizeipräfectur gebracht. In dem Verhör, das man augenblicklich mit ihr anstellte,

gestand sie Alles, und die Freimüthigkeit ihrer Antworten, sowie die Wärme ihrer Ergebenheit gereichte ihr zu großer Ehre. Der Polizeipräfect ließ sie am Tag nach der Hinrichtung in Freiheit setzen. Labédoyère fand in Benjamin Constant, einem Freund seiner Familie, einen gewandten und muthvollen Vertheidiger. Dieser verfaßte in Briefform eine Denkschrift, welche er unterzeichnete und Ludwig XVIII zustellen ließ. Diese Denkschrift führt das Datum vom 15. August 1815.

Man wird nicht ohne Rührung die Stellen lesen, die ich daraus anführen will: sie ehren den Vertheidiger und verbreiten das rührendste Interesse über das Andenken des Opfers.

„Ich habe Herrn von Labédoyère besucht und bin tiefbewegt von ihm geschieden. So viel Muth, ein so wahres Gefühl seiner politischen Irrthümer, ein so inniger Schmerz über den Kummer, den er einer engelgleichen Frau bereitet, eine kaum erst begonnene so glänzende und so bald vollendete Laufbahn, all diese Dinge haben mich auf eine Art gerührt, wovon dieser Brief das Gepräge tragen wird. Gleichwohl ist Herr von Labédoyère nicht eigentlich der Gegenstand, worüber ich an Sie zu schreiben mir die Freiheit nehme. Ich thue es um Ihnen allgemeine Ideen vorzulegen, zu welchen er Veranlassung gegeben hat und wovon das Interesse Frankreichs und des Königs Nutzen ziehen können.

„Wäre es nicht möglich die Vertheidigung des Herrn Labédoyère in einem Sinn zu leiten, der zwar die Quellen der Unzufriedenheit, welche die unselige Rückkehr Bonaparte's

erleichtert hat, erklären, aber zu gleicher Zeit auch beweisen würde, daß diese Quellen versiegt sind, und daß diese Unzufriedenheit nicht neu erstehen kann? Herr von Labédoyère hat eine große Schuld auf sich; aber dieß ist durch die Partei geschehen, die seit 15 Monaten alle Absichten des Königs vereitelt und unser Land im Zustand einer fortwährenden Krisis erhält. Diese Partei, die von der Regierung selbst bekämpft wird, da sie streng gegen die Journalisten verfährt, welche die Käufer der Nationalgüter und alle Männer der Revolution angreifen, da sie die royalistisch jacobinischen Richtersprüche des Herrn von Fitz-James kassirt und die Mörder des Marschalls Brune verfolgen läßt, diese Partei hat alle Keime der Unruhen geschaffen, vorbereitet, genährt. Während der König wohlwollend gegen die Armee sein wollte, hat da nicht diese Partei schon im Jahre 1814 die Armee auf eine Art beschimpft, welche sie empören mußte? Als der König Nachsicht und Vergessenheit versprach, hat da nicht diese Partei die bittersten Erinnerungen hervorgesucht und auf alle Arten Unruhe verbreitet? Während der König das Eigenthum befestigte, hat nicht diese Partei es erschüttert? Dieß ist die wahre Ursache der Fehler, die begangen worden sind, und der Irrthümer, die stattgefunden haben. Als der König im vorigen Jahre zurückkam, gehörten alle Herzen ihm; selbst die Armee war leicht wieder zu erobern. Der König würde es gethan haben; aber um ihn her erscholl Rachegeschrei; um ihn her griffen Umsturzpläne Platz. Man hat diese Pläne als die geheime Absicht des Königs gedeutet, und als ein Mensch zum Vorschein kam, hat man

einen Schutz gegen die Verfolgungen und eine Bürgschaft für die Interessen gesehen. Dieses System, das so viel Unheil gestiftet hat, wird noch immer verfolgt. Den Beweis dafür haben Sie in dem so ermüdenden und so ungleichen Kampf, welchen Sie gegen die Journale bestehen, sowie in den Proclamationen und Acten dieser übertriebenen Leute, die auf Augenblicke mit der Gewalt bekleidet sind und sie zuweilen ohne alles Recht an sich reißen, endlich in diesen Mördereien, welche die Freunde des Königs weit mehr betrüben müssen als die feindliche Partei, und die dem Ausland einen Vorwand leihen um unser Gebiet zu überschwemmen, zu verwüsten und zu plündern.

. . . .

„Aber die Strenge, die in einer gewöhnlichen Zeit Gerechtigkeit wäre, ist sie dieß auch, wenn die Regierung anerkennt, daß in ihrem Namen (ich sage nicht von ihr) Fehler begangen und Beängstigungen verursacht worden sind? Daß diese Verläumdungen chimärisch seien, habe ich immer geglaubt und immer gesagt, aber gerade in der Thatsache, daß sie existirten, hat man Unrecht gehabt, und das beste, das einzige Mittel sie zu zerstreuen besteht darin, daß man gegen diejenigen, welche das Unglück hatten sie für wahr zu halten und sich von ihnen hinreißen zu lassen, die Strenge der allgemeinen Gesetze mildert. — Ich weiß daß man diese Gesetze mit lautem Geschrei empfiehlt. Man behauptet, die königliche Regierung sei schon einmal durch allzugroße Nachsicht und Schwäche gestürzt worden. Nein, die königliche Regierung ist in dem Sinn, wie man es behauptet, nicht schwach gewesen.“

Benjamin Constant belegt diesen Satz mit einer Reihenfolge von Beweisen und fährt also fort:

„Jedem Menschen ist eine richtige Anschauung gegeben, welche dem was ist unwillkürlich Gerechtigkeit widerfahren läßt. Nun unterscheidet diese richtige Anschauung den König von seiner Umgebung. Sie unterscheidet ihn sowohl von den Fremden, welche die Franzosen zur Empörung treiben wollen, um sie vollends verderben zu können, als auch von denjenigen, die durch 25jährige Abwesenheit und verbitterte Leidenschaften Frankreich noch fremder gemacht worden sind. Generale an der Spitze ihrer Corps werden in Anklagestand versetzt. Eine Armee, die noch nicht aufgelöst ist, wird in den Journalen mit Beschimpfungen überhäuft. Die Protestanten werden erwürgt. Alles was den Namen Patriot führt, ist in Gefahr, und gleichwohl gibt es keinen Bürgerkrieg, weil die Güte des Königs noch die Hoffnung Aller ist. Seine Güte ist in diesem Augenblick der Schutzengel Frankreichs.

„Zwischen dem Bürgerkrieg und uns steht nur der König. Aendert die Person des Königs, ich sage es offen, so wird die Besorgniß den höchsten Grad erreichen und aus dem Entsetzen wird die Wuth hervorgehen. Ich behaupte also, daß diese Strenge, die man so sehr anpreist, weil man durch Opferung dessen, was nicht das eigene Ich ist, seine Treue zu beweisen glaubt, diese Strenge, die niemals eine Regierung gerettet hat, (denn wenn ihr die Geschichte leset, so werdet ihr sehen, daß durch Maßregeln der Strenge die Regierungen, die sich zu retten glaubten, immer mehr als je in Gefahr gestürzt worden sind), ich behaupte, daß diese

Strenge nicht das Mittel des Heils ist, das die Umstände erheischen; daß man, wenn man streng sein will, nur einen einzigen Kopf treffen muß, und daß Herr von Labédoyère, so schwer sein Verschulden sein mag, nicht der Kopf ist, den man treffen muß, wenn man einen solchen will.

„Ich würde es mir, der ich diesen unseligen Beruf nicht habe, nicht verzeihen, wenn ich ein Opfer bezeichnete, und ich weiß, daß ich die Worte nicht schreiben kann, welche es anzeigen würden. Aber Herr von Labédoyère kann den Ungestüm, den Mangel an Vorbedacht, die frische Offenheit, die Jugend für sich anführen . . . Ich halte ein, denn meine Hand zittert bei dem Gedanken, daß diese Insinuation bereits zu klar ist, und ich darf, indem ich für das Leben des Einen spreche, nicht den Tod des Andern empfehlen. Ich komme auf Herrn von Labédoyère zurück.

„Die That läßt keine Entschuldigung zu. Herr von Labédoyère kann nur verurtheilt werden. Er hat mit mir über seine Vertheidigung gesprochen. Es gab zwei Wege einzuschlagen: der eine war, daß man einen Versuch machte seine Handlungsweise durch die Verletzung gewisser Verträge und so weiter zu rechtfertigen; der andere, daß man das Vergehen eingestand und die Ursachen auseinandersetzte, die dem Könige selbst fremd, aus den angekündigten Plänen, Insinuationen und Drohungen hervorgingen, welche unüberlegte Menschen nur allzulaut um uns her vernehmen ließen. Ich habe ihm gerathen seine Vertheidigung in diesem Sinne zu führen, ich habe den traurigen Muth gehabt zu erklären, daß ich ihn lieber sterben sehen, als sich auf eine Art rechtfertigen hören würde, welche unselige

Fragen wieder hervorrufen müßte. Ich denke, daß er dieses Vertheidigungssystem annehmen wird, und ich muß hinzufügen, daß er vor unserer Besprechung geneigt war Nichts zu sagen, was der tiefsten Verehrung für die Absichten des Königs widerspräche. Gesetzlich kann keine Vertheidigung ihn retten, aber ich glaube — und Gott ist mein Zeuge, daß ich von der Theilnahme absehe, die sein Unglück mir einflößt — ich glaube, sage ich, es liegt im Interesse des Königs, daß eine Milderung der Strafe, eine strenge Haft in einer Festung besser ist, als wenn das Blut dieses jungen Mannes in der Ebene von Grenelle vergossen wird. Ich glaube, daß dieser Act der Nachsicht eine Bürgschaft der Versöhnung mit unsrer unglücklichen Armee wäre. Ich glaube, daß diese Ebene von Grenelle, da sie während der drei Monate Bonapartes von keinem Menschenblut geröthet worden ist, besser auch unter dem König nicht von solchem geröthet würde. Ich glaube endlich, daß, wenn ein Opfer nöthig ist, dieses nicht das nöthige ist.

„Jetzt während ich schreibe, bedaure ich, daß reine Absichten, bei denen ich aber falsch gesehen, mich veranlaßt haben unter Bonaparte Functionen anzunehmen. Ach wenn ich noch den Vortheil besäße, den ich 15 Jahre lang bewahrt, daß ich mich ihm nie genähert, ihm nie gedient hätte, mit welcher Kraft würde ich dann sprechen! welches Gewicht würde meine innige Ueberzeugung mir verleihen! Wie überzeugungskräftig würde mein Gewissen sein! Doch ich thue was ich kann. Ich verehre den König, ich wünsche ihm alles Gute, ich bin erkenntlich für einen Act der Güte

gegen mich. *) Ich kann ihm nur dadurch dienen, daß ich Ihnen vorlege, was ich denke, was ich mit unaussprechlicher Kraft fühle . . . Ich lege also diese Vorstellungen zu Gunsten eines Mannes nieder, dessen Tod ein Act der Ungerechtigkeit, dessen Leben aber heilsam sein wird . . . Ich weiß, daß der König großer Kraft bedarf, um den Vorwürfen der Schwäche zu widerstehen; aber auch die Güte ist eine Kraft. Sie ist die Kraft der Gottheit: sie muß die Kraft des Königs sein."

Diese Rathschläge wurden nicht gehört; der Oberst Labédoyère starb mit dem größten Muthe.

Herr von Lavalette war, Dank der aufopfernden Ergebenheit seiner Gattin glücklicher als Ney und als Labédoyère. Er war vor den Assisenhof gestellt und im November 1815 zum Tod verurtheilt worden. Er legte Kassation ein, sein Gesuch wurde verworfen und nun flehte man die Gnade des Königs an, der, wie ich erzählen werde, Nichts gewähren konnte. Die Hinrichtung wurde auf den 21. November festgesetzt. Ich kann auch hier über die ganze Geschichte Lavalettes neue Details geben, die ich aus denselben Quellen geschöpft habe wie die vorhergehenden.

Am 20. Abends ließ sich Frau von Lavalette in Begleitung ihrer 14jährigen Tochter und einer alten Gouvernante in einer Portchaise nach dem Gefängniß ihres Gatten tragen. Die beiden Eheleute dinirten zusammen in einem besondern Zimmer, darauf zog die Gräfin die Kleider ihres

---

*) Benjamin Constant war auf eine Verbannungsliste gesetzt, aber wieder gestrichen worden.

Gatten an und gab ihm die ihrigen. Als sollten die Schwierigkeiten der Flucht noch verwickelter werden, beging ein einfältiger Dienstbote die Unvorsichtigkeit zu den Trägern zu sagen, sie würden auf dem Rückweg mehr zu tragen haben, allein sie hätten auch nicht weit zu gehen; „Es gibt 25 Louisd'or zu verdienen," fügte er hinzu. — „Wir werden also Herrn von Lavalette zurücktragen," antwortete einer der Träger. Dieser Mann zog sich zurück, behielt aber das Geheimniß, das er geahnt hatte, für sich. Er wurde durch einen Kohlenträger ersetzt, der sich gerade zur Stelle fand. Bald erschienen wieder drei Damen und gingen zum zweiten Male über den Hof; eine von ihnen schien in den tiefsten Schmerz versunken, sie bedeckte ihr Gesicht mit ihrem Nastuch und schluchzte laut. Der Gefängnißwärter war gerührt und half ihr hinausgehen, ohne daß er ihren Schleier zu heben wagte. Er kehrte ins Zimmer des Gefangenen zurück und traf hier nur noch Frau von Lavalette: „Ach, Madame!" rief er, „ich bin verloren, Sie haben mich hintergangen." Auf die erste Nachricht, die Ludwig XVIII von der Flucht erhielt, sagte er: „Frau von Lavalette hat ihre Pflicht gethan." Als er Herrn Decazes sah, redete er ihn an: „Sie werden sehen, daß man sagen wird, wir hättens gethan." Herr von Lavalette blieb bis zum 21. Januar 1816 in Paris verborgen. Nach seiner Entweichung ereignete sich Folgendes.

Herr von Lavalette hatte in Dentschland Herrn Baudus kennen gelernt, mit dem er sich eng liirt und dem er sogar Dienste geleistet hatte, deren Andenken durch eine Meinungsverschiedenheit nicht hatte verwischt werden können.

Als Herr von Lavalette im Juli 1815 verhaftet und in die Conciergerie gebracht worden war, besuchte sein Freund ihn häufig im November. Nachdem das Todesurtheil gesprochen und alle Hoffnung auf Gnade erloschen war, flehte Frau von Lavalette Herrn Baudus an, er möchte ein sicheres Asyl ausfindig machen, wo man den Gefangenen verbergen könnte, auf dessen Flucht sie mit Muth und Vertrauen hinarbeitete. Nach langem Hin- und Hersinnen über die Art, wie er einer trostlosen Gattin zu Willen sein könnte, verlangte er zwei Stunden um ihr über das Gelingen eines Schrittes zu berichten, den er versuchen wollte. Man befand sich am Vorabend des zur Hinrichtung bestimmten Tages. Herr Baudus war auch mit Herrn Bresson, damals Abtheilungschef im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, eng befreundet. Letzterer war Conventsmitglied gewesen und hatte sich im Prozeß Ludwigs XVI durch eine sehr energische Abstimmung zu Gunsten dieses zum Voraus dem Märtyrerthum geweihten Fürsten der Wuth der ungestümsten Revolutionäre ausgesetzt. Bald darauf selbst geächtet und zur Flucht genöthigt, hatte Bresson seine Rettung der Hingebung eines ihm damals unbekannten Mannes verdankt, der ihn zwei Jahre lang mit großer eigener Gefahr in den Vogesen bei sich verborgen hielt. Madame Bresson hatte oft zu Herrn Baudus gesagt, daß sie in dieser furchtbaren Epoche ihres Lebens das Gelübde gethan habe einen politisch Geächteten zu retten, wenn ihr je der Himmel eine Gelegenheit dazu verschaffen würde. Er erinnerte sich dieses Umstandes, besuchte die Dame, erzählte ihr die Sachlage und sprach von den dringenden Bitten der Frau

von Lavalette. Die vortreffliche Frau schien hoch erfreut, daß sie endlich Gelegenheit erhalten sollte, die Verpflichtung zu erfüllen, welche ihr die Dankbarkeit diktirt hatte. Herr Baudus verlor keine Minute, um der Gattin des Verurtheilten den Erfolg der Unterhandlung anzukündigen. Alles wurde im Verlauf des Tages zwischen drei Personen verabredet, und am folgenden Abend holte Herr Baudus den Flüchtling in geringer Entfernung vom Justizpalast in seiner Portchaise ab und führte ihn zu einem Cabriolet, wo sich ein anderer Freund als Kutscher auf den Bock gesetzt hatte, der ihn in der größten Geschwindigkeit an die Ecke der Rue Plumet führte. Hier wurde Lavalette auf ein verabredetes Signal Herrn Bresson übergeben, der sich an einem bestimmten Platz eingefunden hatte, und Herr Bresson führte ihn bei einem schrecklichen Wetter und Abends 8 Uhr nach dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in der Rue du Bac, wo damals der Herzog von Richelieu residirte.

Die Namen Baudus und Bresson sind unzertrennlich von dem Namen der Frau von Lavalette, was ihren Antheil an der Flucht ihres Gatten betrifft, denn diese Herrn setzten sich noch größerer Gefahr aus als die Dame. Aber ohne das Verdienst der guten That im Mindesten zu schmälern, werde ich hier die Gesinnungen des Königs und seiner Minister darzuthun suchen.

Herr von Lavalette wurde in seiner Wohnung Rue de Grenelle Abends 6 Uhr verhaftet, als er sich eben mit seiner Frau zur Tafel setzen wollte. Er war mehreremale vor der drohenden Gefahr gewarnt worden, hatte aber nicht darauf geachtet, obschon er wohl wußte, welche Wuth die

Reaktionspartei gegen ihn schnaubte. Der Agent, der ihn am Morgen verhaften sollte, hatte erklärt, er würde Abends wieder vorsprechen. Nichts half. Der Agent kam pünktlich zur bezeichneten Stunde zurück und mußte nun wohl oder übel seine Pflicht thun. Herr von Lavalette war einer der ergebensten Diener des Kaisers Napoleon gewesen, der ihn mit Fräulein Emilie von Beauharnais, Tochter des Marquis von Beauharnais, ältesten Bruders des ersten Gatten der Kaiserin Josephine, vermählt hatte. Frau von Lavalette war also Geschwisterkind der Königin Hortensia, Mutter Napoleons III. Sie war ziemlich groß und sehr schlank, ihr Gatte dagegen war sehr kurz, sehr dick und untersetzt.

In Betreff des Gnadengesuchs habe ich in diesen nicht veröffentlichten Dokumenten, die mir mitgetheilt worden sind, und deren Ursprung das vollständigste Vertrauen verdient, Folgendes gelesen. Noch am Tage der Flucht hatte sich Frau von Lavalette dem König zu Füßen geworfen, im Augenblick wo er durch den Saal der Marschälle ging, um sich nach der Messe zu verfügen. Diese Scene war folgendermaßen vorbereitet worden und lief ab, wie ich jetzt erzählen werde: Herr von Lavalette flößte große Theilnahme ein: er war ein wohlwollender, harmloser, dienstfertiger Mann und hatte zahlreiche warme Freunde. Der Umstand, um dessen Willen man ihm zu Leibe ging, hatte keine besondere Wichtigkeit. Aber die in der Kammer herrschende Partei bestand nichtsdestoweniger grausam darauf, daß er geopfert werden solle. Der König, der stets zur Nachsicht geneigt war, wendete indeß ein, daß er sich im Angesicht dieser Wuth nicht stark genug fühle, um den Eingebungen seines Herzens

Gehör zu schenken; er sagte auch, wenn das Blut des Herrn von Lavalette geschont würde, so würden Ströme andern Blutes vergossen werden. Seine Begnadigung würde eine Explosion hervorrufen, welche das Ministerium stürzen und durch Männer aus der Kammermajorität ersetzen würde, wahrscheinlich durch die Urheber der Kategorien, welche verlangten, man solle die Kriegskosten von denjenigen bezahlen lassen, die sie beliebig darin einbegriffen.

Der Polizeiminister Decazes kam jetzt auf den Gedanken die Frau Herzogin von Angoulême dafür zu interessiren und sie zu bestimmen, daß sie die Begnadigung des Herrn von Lavalette nachsuchen möchte; dieß war ein Mittel um die Besorgnisse des Königs zu zerstreuen. Der König billigte die Idee, die ihm vortrefflich schien; aber sie mußte Madame durch einen befreundeten Mund mitgetheilt werden, auf welchen sie Vertrauen setzte. Man ersuchte den Herzog von Richelieu darum und er nahm sehr bereitwillig den Auftrag an; er sprach mit wahrer Leidenschaft zu Madame und erweichte sie endlich. Zu Thränen gerührt versprach sie ihre Verwendung, behielt sich jedoch eine Berathung mit ihren Freunden vor. Die Art der Ausführung war zwischen Herrn Decazes und dem Marschall Marmont, einem ergebenen Freund des Herrn von Lavalette, verabredet worden. Man hatte beschlossen, daß Frau von Lavalette dem König zu Füßen fallen und zu gleicher Zeit das Mitleid von Madame anrufen sollte. Madame sollte dann ihre Bitten mit denen der Flehenden vereinigen, und so sollte der König nachgeben. Der Herzog von Richelieu war von Ludwig XVIII ermächtigt worden, Madame dieß zu

sagen. Aber die Freunde, welche Madame zu Rathe zog, waren Herrn von Lavalette entgegen, und am folgenden Tag, welchen Herr Decazes und der Marschall Marmont für die Ausführung festgesetzt hatten, wurde den Wachen aufs strengste eingeschärft, daß der Zutritt zu dem Saal der Marschälle für Frauen verboten sei.

Als Marmont, der dieß nicht wußte, mit Frau von Lavalette am Arm ankam, sagte der diensthuende Gardist: „Madame, mein Befehl verbietet mir Damen hereinzulassen.“ — „Haben Sie auch Befehl mich nicht hereinzulassen?“ sagte der Marschall. — „Nein, Herr Marschall.“ — „Nun wohl, ich trete ein.“ Und er erzwingt sich den Durchgang, indem er Frau von Lavalette mit sich zieht. Beim Anblick dieser Dame fühlte sich die Herzogin von Angoulême sehr aufgeregt. Ihr Gesicht drückte ein lebhaftes Interesse aus, aber ihre Augen begegneten Blicken, welche den Schwung ihres Herzens lähmten; sie wagt es nicht sich ihrer natürlichen Großmuth hinzugeben. Sie hat es später oft bereut. Der König, der sich nicht unterstützt fühlte, empfing die Bittschrift und gab eine ausweichende Antwort.

Ich wiederhole es, ich habe diese Erzählung aus einer authentischen Quelle geschöpft. Man sieht also, daß die Reaktionspartei Niemand schonte, nicht einmal die Tochter Ludwigs XVI und Marie Antoinettes. Wer waren die Freunde, welche Madame hatte um Rath fragen wollen? Es wäre mir ein Leichtes ihrer mehrere zu nennen; damals hieß es, Herr von Chateaubriand habe dazu beigetragen, Madame von ihrer Neigung zum Mitleid abzulenken, aber ich habe hiefür keine Beweise gefunden. Sobald Lavalettes

Flucht bekannt wurde, zeigte sich die Kammer, wie dieß der König vorhergesehen hatte, sehr erbittert. Die Rechte griff das Ministerium deßhalb an; Herr Humbert von Sesmaisons, Deputirter der untern Loire, beantragte sogar eine Anklage und bezüchtigte förmlich den Polizeiminister Decazes, sowie den Justizminister Herrn von Barbé-Marbois; der Antrag wurde in Erwägung gezogen, eine Commission ernannt, der Berichterstatter gewählt. Der Bericht sollte eine Adresse an den König verlangen, worin die Kammer erklären würde, daß diese beiden Minister das Vertrauen der Nation verloren haben. Als Ludwig XVIII von diesem Plane erfuhr, ließ er der Commission sagen, seine Antwort auf die Adresse wäre die: „Sie sprechen vom Vertrauen der Nation! Nun wohl ich werde sie befragen.“ Diese Drohung mit Auflösung machte den kläglichen Versuch augenblicklich scheitern.

Ich habe gesagt, daß auch in Bordeaux und in Lille politische Hinrichtungen stattgefunden hatten. In Bordeaux verurtheilte ein Kriegsgericht die zwei Brüder Faucher, Generalmajore. Sie wurden am 27. September erschossen. Noch am Tage ihrer Hinrichtung schrieben sie an Fouché folgenden Brief, dessen Autograph sich in meinen Händen befindet:

„Herr Herzog!

„Wir stehen auf dem Punkte erschossen zu werden. In einer Stunde werden wir nicht mehr sein; Sie liebten uns. Uebertragen Sie diese Theilnahme auf die jungen Fauchers, unsere Erben und Adoptivsöhne, welche von uns schätzen gelernt haben, was wir Ihnen verdanken und

was sie von Ihrer Güte hoffen dürfen. Sie erben von uns alle unsere Gesinnungen und die Gefühle, die uns an Sie knüpfen, werden unser letzter Gedanke sein.

„Wir sind mit tiefster Hochachtung, Herr Herzog, Ihre ergebensten und gehorsamsten Diener

„Constantin von Faucher.

„Cäsar von Faucher.

„Bordeaux, 27. September 1815.“

Nichts ist rührender als die Geschichte dieser beiden Brüder. Sie waren am gleichen Tage geboren, sie haben stets Freud und Leid mit einander getheilt, sie sind miteinander gestorben. Sie waren sich mit der zärtlichsten Freundschaft zugethan; sie wollten sich nicht verheirathen, damit diese Freundschaft durch Nichts gestört werden könnte; ihre Aehnlichkeit war so groß, daß sie sich gewöhnlich durch ein äußeres Zeichen, ein Bändchen oder eine Blume, erkenntlich machten; sie hatten vom Tage ihrer Geburt bis zu ihrem Todestage dasselbe Schicksal; sie würden nie begriffen haben, daß einer von ihnen ohne den andern leben könnte.

Die Anklage gründete sich hauptsächlich auf einen Brief an den General Clausel, worin sie ihn um seine Mitwirkung bei dem Widerstande ersuchten, welchen sie der Vollstreckung der Befehle der königlichen Regierung nach ihrer Wiedereinführung entgegensetzten. Der Brief trug die Unterschriften beider Brüder, aber er war von Cäsar geschrieben worden. Der Präsident des Kriegsgerichts hob diesen Umstand hervor und machte ihn im Interesse Constantins geltend; dieser aber unterbrach den Präsidenten und sagte zu ihm: „Sie

täuschen sich, mein Herr, dieser Brief klagt uns auf gleiche Weise an: Cäsar hat ihn geschrieben und Constantin hat ihn diktirt.“ Im Augenblick, wo ihnen das Urtheil verkündet wurde, stürzten sie einander in die Arme und wünschten sich Glück dazu, daß sie zusammen sterben durften.

Sie fanden im ganzen Advokatenstande zu Bordeaux keinen Vertheidiger.

Indem ich hier alle diese Details über die Ordonnanz vom 24. Juli und ihre unseligen Folgen gab, wollte ich ihren Ursprung darthun und die Verantwortlichkeit dafür auf diejenigen zurückwälzen, welche sie zuerst dem König abnöthigten und dann selbst ihre Vollstreckung überwachten.

Im Augenblick, wo diese Ordonnanz erlassen wurde, war die königliche Familie zerstreut: der König war nur mit seinem Bruder und seinem Neffen, dem Herzog von Berry, nach Paris zurückgekehrt. Der Herzog von Angoulême hatte sich direkt nach Toulouse begeben, wo er mit dem Titel als Generalgouverneur der 7., 8., 9., 10. und 11. Militärdivision residirte. Die Herzogin von Angoulême war, wie auch der Herzog und die Herzogin von Orleans und ihre Kinder, in London geblieben; der Herzog von Bourbon residirte in Spanien. Gegen Ende Juli war die ganze Familie wieder um den König versammelt mit Ausnahme des Herzogs von Angoulême, den seine Funktionen im Süden zurückhielten. Ich habe gesagt, wie Ludwig XVIII dachte und wie Monsieur die Sache ansah. Jetzt habe ich von seinen zwei Söhnen und von der Frau Herzogin von Angoulême zu sprechen.

Der älteste Sohn des Grafen von Artois, der Herzog von Angoulême, theilte die Anschauungsweise seines Vaters nicht, sondern näherte sich den Ideen des Königs. Ich kann noch mehr sagen, der Herzog von Angoulême zeigte eine solche Verehrung und Ehrerbietung für den König, daß Ludwig XVIII ihn zärtlich liebte und auf ihn, auf seinen guten Geist, sein Urtheil, die Mäßigung seines Charakters große Stücke hielt. Der Herzog von Angoulême hegte keine größere Zärtlichkeit für seinen Vater als für den König. Er war ein Prinz von gediegener Tugend. Er hatte nichts Glänzendes, er war kein Mann von Geist in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes und auch kein großer Geist; aber er war ein Biedermann, der seine Zeit begriff, der die Pflichten kannte, welche sein Rang und seine Stellung ihm auferlegte, und sie genau und ehrenhaft erfüllte. Der König schätzte die guten Eigenschaften seines Neffen, und während er in Betreff des Grafen von Artois wie auch des Herzogs von Berry nicht ohne Besorgnisse war, rechnete er auf den Herzog von Angoulême und beruhigte sich, wenn er an ihn dachte. Ich habe viele Briefe gelesen, die Ludwig XVIII seit seiner zweiten Rückkehr nach Frankreich bis ans Ende seines Lebens geschrieben hatte: es ist darin oft vom Herzog von Angoulême die Rede, den er seine Hoffnung, spes unica, nennt. Wenn der Herzog von Angoulême nicht in Paris wohnte, schrieb er seinem Oheim häufig und dieser antwortete ihm regelmäßig. Diese Correspondenz ist voll von Zärtlichkeit. Man mag sie nach den Auszügen beurtheilen, die ich anführen kann.

Der Herzog von Angoulême an den König.

Rennes den 1. Nov. 1817.

Mein sehr theurer Oheim!

Ich habe die Ehre gehabt vorgestern in Saint-Malo durch Herrn von La Villegontier und gestern bei meiner Ankunft hier die zwei Briefe Ew. Majestät vom 20. und vom 29. October zu empfangen. Ich bin durchdrungen von der Güte, womit Sie mich überhäufen, und es fehlt mir an Ausdrücken um Ihnen meine ganze Erkenntlichkeit zu zeigen. Da mein Oheim nicht über mein Benehmen entscheiden will, sondern wünscht, daß ich selbst meinen Entschluß fasse, so werde ich nicht nach La Rochelle und Rochefort gehen; ich sehe darin zu viele Unannehmlichkeiten sowohl für mich als für die Regierung Ew. Majestät und ganz und gar keine Vortheile . . . Ew. Majestät werden mit Vergnügen vernehmen, daß man die Sache nicht übertrieben hat, und daß in den Departements, die ich so eben durchreist habe, Alles weit mehr nach Einigkeit strebt, als man in Paris zu glauben scheint; es herrscht darüber bei allen denen, die ich um Rath gefragt habe, nur eine einzige Stimme.

Angers den 8. Nov. 1815.

Mein theurer Oheim!

Ich beeifere mich Ew. Majestät die Huldigung der Dankbarkeit für den Brief zu Füßen zu legen, welchen Sie gestern an mich zu schreiben die Gnade hatten, wie auch dafür, daß Sie in Ihrer Rede in der Kammer meiner auf

eine so liebenswürdige und schmeichelhafte Art zu erwähnen geruhten. Diese Rede ist so edel, so hervorragend französisch, daß sie mich noch stolzer darauf macht Franzose zu sein. Ich hege die innigste Ueberzeugung, daß dieses Gefühl, das ich in meinem Herzen empfinde, beinahe von der ganzen Nation getheilt werden wird.

Der König an den Herzog von Angoulême.

Paris den 14. Nov. 1818.

Da siehst Du, was der Telegraph ist, mein liebes Kind, Du hast gestern in Straßburg einen Brief von mir erhalten müssen, der Dich seit vorgestern erwartete, als Antwort auf einen Brief, den Du mir vorgestern geschrieben hast; während ich, ohne mich über die Post beklagen zu können, den Deinigen vom Mittwoch soeben erst erhalten habe. Er hat mir sehr großes Vergnügen gemacht; besonders freut es mich zu sehen, daß der Kaiser von Rußland gegen Dich dieselbe Sprache geführt hat, wie gegen mich: Du wirst Dich seines weitern Auftrags mit der Zeit entledigen. Indeß hast Du vergessen mir von dem persönlichen Erfolg zu erzählen, den Du in Aachen hattest. Glücklicherweise hat der Herzog von Choiseul diese Lücke ergänzt. Mein Herz war darüber hocherfreut. Es ist da nichts zu sagen, aber ich klage mich an, daß ich eine Regung von Stolz in mir empfunden habe. Du weißt zwei Sachen gewiß: die eine ist der Plan, den man gegen den Kaiser Alexander geschmiedet haben soll; dieß ist ein offenkundiger Tollhäuslerstreich; aber nicht alles Abgeschmackte ist Roman:

experto crede Ruperto. *) Die andere ist die Nachricht, die aus St. Helena gekommen: die Details sind noch nicht genau bekannt, aber ich weiß genug, um mit Joas sagen zu können: „Ich sehe, daß man die Thüre des heiligen Tempels geschlossen hat, Alles ist in Sicherheit."

Was Neuigkeiten betrifft, so melde ich Dir eine, welche Du zuerst vernimmst, denn ich habe noch mit Niemand darüber gesprochen: ich habe dem Herzog von Richelieu den Orden des heiligen Geistes geschickt.

Mein Sohn, mein theurer Sohn, ich danke Dir von ganzem Herzen, daß Du meinen Auftrag an den König von Preußen ausgerichtet hast.

Heute in vier Wochen haben wir den 12. December. Inzwischen umarme ich Dich eben so zärtlich als ich Dich liebe.

Von dem Herzog von Angoulême.

Colmar den 18. Nov. 1818.

Mein sehr theurer Oheim!

Ich habe die Ehre gehabt gestern bei meiner Ankunft dahier den Brief Ew. Majestät vom 14. zu empfangen: es ist mir unmöglich die Wirkung zu schildern, welche Ihre väterliche Güte darin auf mein Herz gemacht hat. Ich hoffe, daß ich durch Thaten besser als durch Worte die ganze Erkenntlichkeit beweisen werde, wovon meine Seele erfüllt ist.

---

*) Anspielung auf ein kurz zuvor in Brüssel entdecktes Complott, das die Ermordung des Kaisers Alexanders zum Zweck hatte.

Ich hatte von dem Plan gegen den Kaiser Alexander nur so flüchtig sprechen gehört, daß ich weiter nicht darauf achtete. Die Ausführung eines solchen Plans wäre einer der größten Unglücksfälle, die uns zustoßen könnten. Die Nachricht von St. Helena habe ich erst durch den Brief von Ew. Majestät vernommen.

Ich danke meinem Oheim dafür, daß Sie mich gütigst von der Gnade in Kenntniß setzten, welche Sie so eben dem Herzog von Richelieu erwiesen haben. Diese Gnade könnte glaube ich, nicht wohl besser angelegt sein.

Ich durchreise in diesem Augenblick ein sehr gutes Land: die Liebe dieser Leute für Ew. Majestät wird mit jedem Tage noch zunehmen; ich bin überzeugt, daß Sie stets Ursache haben werden mit den Elsäßern zufrieden zu sein.

Von dem König.

Paris den 22. Nov. 1818.

Ich habe, mein liebes Kind, vor acht Tagen Deine telegraphische Antwort auf meinen in gleicher Weise übersandten Brief vom 12. erhalten. Ich habe wahrhaftig noch nicht darauf geantwortet. Heute habe ich Deinen Brief vom 18. erhalten. Ich sehe mit Vergnügen, daß Du mein Geschenk an den Herzog von Richelieu gutheißest. Er denkt nicht wie Du, denn er ist ganz erstaunt. . . .

Du siehst, daß ich ganz wohlgemuth bin, und ich habe auch alle Ursache dazu. Gestern habe ich einen Brief aus Straßburg gelesen, worin man von einer Reise, welche ein Mädchen, das ich von ganzer Seele liebe, in diesem Lande

gemacht hat, auf eine Art spricht, die mein väterliches Herz dermaßen bewegt hat, daß ich meines Schnupftuches bedurfte um den Brief zu Ende zu lesen.

Inzwischen, mein lieber Herr Sohn, umarme ich Dich ebenso zärtlich wie ich Dich liebe.

Von dem Herzog von Angoulême.

Metz den 24. Nov. 1818.

Mein sehr theurer Oheim!

Heute früh habe ich die Ehre gehabt den so gütigen und liebenswürdigen Brief Ew. Majestät vom 22. zu empfangen. Zu meinem großen Vergnügen ersehe ich daraus, daß ich Ihren Auftrag gut erfüllt habe. Ich kann meinen Oheim versichern, daß ich überall Unterthanen gefunden habe, die ihm treu ergeben, sehr anhänglich und für die Regierung, welche er ihnen gegeben hat, dankbar sind.

Ich habe heute früh im Namen Ew. Majestät und an der Spitze der Oberrheinlegion von der Festung Thionville Besitz genommen. Ich bin mit Begeisterung da empfangen worden. Alle Bewohner segnen die Weisheit der Regierung Ew. Majestät, welcher man die Befreiung unsers Gebietes verdankt.

Herr Lainé meldet mir, man scheine zu fürchten, daß ich den Bischof von Cambrai schlecht behandeln werde; ich werde ihn behandeln, wie ich alle andern Bischöfe behandle, wenn ich nicht anders von Ew. Majestät entgegengesetzte Befehle erhalte. Ich ersuche Sie dringend mich Ihre Absichten in dieser Beziehung wissen zu lassen.

Mit lebhafter Ungeduld erwarte ich den 12. December,

um mich wieder bei Ew. Majestät einfinden, Ihnen für Ihre Güte danken und mündlich die Huldigung des tiefen Respectes, der unbegrenzten Ergebenheit und wenn Sie mir erlauben dieß hinzuzufügen, der zärtlichen Anhänglichkeit erneuern zu können, womit ich bin u. s. w.

Vom König.

Paris.

Bravo, mein liebes Kind. Bilde Dir inzwischen nicht ein, daß mein Bravo sich auf Deine persönlichen Erfolge oder das vollkommen gute (im Superlativ des Superlativs gute) Verhalten beziehe, welches Dir dieselben einträgt.

Du hast mich dermaßen an alle diese Bagatellen da gewöhnt, daß ich darin nur noch eine Thätigkeit Deines Geistes erblicke, wie das Denken oder Schlafen. Ich will von dem Aussehen der Länder sprechen, die Du besucht hast und womit ich sehr zufrieden bin. Ich glaube fest daran, weil Du zu sehen und zu urtheilen verstehst und weil niemals eine Lüge über Deine Lippen oder aus Deiner Feder gekommen ist.

Der Bischof von Cambrai ist mehr der Nachfolger der Herren von Saint-Al... von Ch... und von R..., als (ich bitte gewisse Personen um Entschuldigung) der Nachfolger Fénélons; aber er ist Bischof. Ich bin im J. 1815 streng gegen ihn gewesen, aber seine Sünde war damals noch neu. Jetzt sind drei Jahre verflossen, und ich habe gegen Andere, die nicht besser waren als er, Nachsicht geübt.

Du wirst wohl thun ihn so zu behandeln, wie alle andern Bischöfe. *)

Ich vergleiche einen unangenehmen Zeitraum mit einem Berg, den man übersteigen muß. Ich habe am 2. zu klettern angefangen und es hat mich verteufelt Mühe gekostet. Seit Sonntag steige ich wieder herab und beginne jetzt mich leichter zu fühlen.

Lebe wohl, mein theurer Sohn. Ich liebe Dich von ganzem Herzen und küsse Dich aufs Zärtlichste.

Vom Herzog von Angoulême.

Lille den 4. December 1818.

Mein sehr theurer Oheim!

Ich benütze voll Eifer einen freien Augenblick um mich Ew. Majestät zu Füßen zu werfen. Es ist mir auch Be-

---

*) Der Bischof von Cambrai war damals der Baron von Belmas, der, glaube ich, in der Mitte des Jahres 1841 gestorben ist. Er war ein durch seine Tugenden und seine wissenschaftliche Bildung ausgezeichneter Mann; er besaß viel Geist und war in der Unterhaltung im höchsten Grad angenehm; aber er hatte den bürgerlichen Eid geleistet und die Rückkehr von Elba günstig aufgenommen, und dieß war die Ursache der Erbitterung, die man gegen ihn hegte. Sie war so groß, daß man sich seinetwegen der Wiedereinführung des Titels Erzbisthum für den Sitz von Cambrai widersetzte, als der Pabst dieß thun wollte, wie er im Jahr 1817 mit noch vielen andern that. Man wollte nicht, daß Hr. von Belmas Erzbischof werden sollte. Einige Monate nach seinem Tod wurde das Bisthum Cambrai wieder zum Erzbisthum erhoben. Der Abbé von Belmas war der letzte constitutionelle Bischof und der älteste der französischen Bischöfe. Seit 1814 oder 1815 hatte man von ihm verlangt, daß er seinen Sitz aufgeben solle, aber er hatte sich nie dazu verstehen wollen.

dürfniß Ihnen zu sagen, mit welcher Begeisterung ich hier empfangen worden bin, wie gut die Liller sind und wie treu sie Ew. Majestät Regierung anhängen. Ich schulde Ihnen großen Dank, mein Oheim, daß Sie mich beauftragt haben in Ihrem Namen eine so gute Stadt und zwar zu einer so wichtigen und glücklichen Epoche zu besuchen. Es war dieß ein sehr angenehmes Geschäft für mich. Trotz der wahren Genüsse, die ich auf meiner Reise gehabt habe, sehe ich nichtsdestoweniger mit großem Vergnügen den Augenblick herannahen, wo ich Ihnen mündlich die Huldigung der tiefen Ehrfurcht, der unbegrenzten Verehrung und der unveränderlichen Ergebenheit werde erneuern können, womit ich bin u. s. w.

Vom König.

Paris den 7. December 1818.

Ich hatte einen großen Fluch gethan. Aber eben jetzt zieht eine Staffette ihre Stiefel an, um Dir zu melden, daß ich, da der arme Corvetto wegen seiner Gesundheitsumstände die Reise nicht mitmachen kann, diesen Morgen Herrn Roy von der Deputirtenkammer an seine Stelle ernannt habe. Ich bin überzeugt, daß diese Wahl Dir gefallen wird. Er ist ein anständiger Mann und steht vollkommen auf der rechten Linie, nicht zu weit rechts und nicht zu weit links. Du siehst, daß die Versuchung unwiderstehlich ist, ich gebe also nach.

Auch muß ich Dir ein für allemal sagen, daß, wenn Deine Briefe mich hoch erfreut haben durch die kindliche Zärtlichkeit, welche Du mir darin zeigst, und die ich in der

That vermöge meiner väterlichen Liebe ein wenig verdiene, wie auch durch den gesunden Sinn, der nach Deiner Gewohnheit darin vorherrscht, durch die sehr angenehmen Berichte, die Du mir abstattest, der letzte, der alle diese Eigenschaften vereinigte, überdieß noch das Verdienst hat von meinen guten Lillern zu erzählen, die dem barmherzigen Samariter gleichen, nur mit dem Unterschied, daß die Räuber schon fort waren, als der Samariter den Reisenden traf, während meine Tröster unter den Augen einer schlechtgestimmten Garnison und sozusagen den Räuberhauptmann vor ihren Thoren erblickend, Oel und Wein auf meine Wunden gegossen haben. *)

Am Samstag, mein lieber Sohn, denk Dir mein Glück bei dem Gedanken, daß kein Samstag und kein Sonntag, bald sogar kein Montag mehr vergehen wird, bevor ich Dich persönlich umarmen kann eben so zärtlich als ich Dich liebe.

Der Herzog von Berry war ganz das Gegentheil von seinem Bruder gutmüthig aber heftig, gefällig und dienstfertig, aber barsch und aufbrausend; er hatte ein vortreffliches Herz, aber die Vorzüge des Herzens waren häufig durch die Fehler des Charakters verdeckt; ihm begegnete es, daß man über seinem rauhen Benehmen oder seinen unverbindlichen Worten die Dienste vergaß, die er geleistet hatte. In der Politik neigte er sich auf die Seite seines

---

*) Anspielung auf den Aufenthalt, welchen Ludwig XVIII in Lille machte, ehe er sich im März 1815 nach Gent begab.

Vaters; sein Temperament und seine Gewohnheiten entfernten ihn von dem versöhnlichen und gemäßigten Gemüth Ludwigs XVIII. Es ist wahrscheinlich, daß er über die Schwierigkeiten der Lage nur wenig nachgedacht hatte: er ließ sich weit mehr von dem Ungestüm seiner Natur, als von wohlmotivirten Meinungen leiten. Bei all dem war der Herzog von Berry ein guter Kamerad und ein aufrichtiger Freund; mit den öffentlichen Angelegenheiten befaßte er sich sehr wenig.

Nach der ersten Restauration zeigte sich der Herzog von Berry häufig höchst abstoßend gegen Leute, die er hätte schonen müssen, und erweckte einen tiefen Groll gegen sich, der bis nach der zweiten Restauration andauerte. Er that nichts um die Wunden zu verbinden, die noch bluteten. Viel persönlicher Haß hatte sich, selbst in den Reihen der Armee, unter den Soldaten und durch die Soldaten in den arbeitenden Klassen gegen den unglücklichen Prinzen angehäuft. Nach der zweiten Restauration zeigten die Polizeiberichte feindselige Gesinnungen gegen den Herzog von Berry an; mehrere Complotte gegen sein Leben wurden entdeckt und vereitelt. Die Regierung beunruhigte sich darüber um so mehr, als der Prinz unerschrocken und unbesonnen alle Vorsichtsmaßregeln vernachläßigte. Der Polizeiminister und der Polizeipräfect hatten den König, Monsieur, den Herzog und die Herzogin von Angoulême und später sogar die Herzogin von Berry gewarnt. Der Prinz schlug diese Warnungen in den Wind, zeigte sich belästigt durch die Maßregeln, die man zu seiner persönlichen Sicherheit ergriff, beklagte sich sogar einmal bei dem Herzog von

Angoulême darüber und ersuchte ihn um seine Vermittlung, damit das um ihn her organisirte Ueberwachungssystem aufhöre. Der Herzog von Angoulême sprach am betreffenden Ort davon, erhielt aber zur Antwort, diese Ueberwachung sei durchaus nothwendig. „Jedermann weiß, sagte der Minister, daß der Herr Herzog von Berry jede Nacht in einem Cabriolet mit einem kleinen Groom ausfährt, und der elendeste Mörder kann ihn überfallen und tödten; wir dürfen von großem Glück sagen, wenn es uns mit allen unsern Vorsichtsmaßregeln gelingt einem Unglück vorzubeugen." Als der Herzog von Angoulême seinem Bruder diese Antwort brachte, versetzte dieser: „Ich weiß das Alles, und wenn ich ausgehe, habe ich immer Pistolen an meiner Seite; ich würde den Ersten, der mir zu nahe käme, über den Haufen schießen." Der Herzog von Berry hatte oft gar wunderliche Anwandlungen und man wußte niemals, wie er eine Maßregel der Regierung beurtheilen würde; er tadelte laut den Pairsschub, welchen der König am 5. März 1819 vornahm; er fuhr mit bittern Redensarten gegen das Ministerium auf und scheute sich nicht die ernannten Pairs förmlich zu beleidigen; er sagte zu einem von ihnen: „Dieß ist ohne Zweifel die Belohnung für Ihr infames Benehmen in den hundert Tagen." Etwas später unterzeichnete der König eine Ergänzungsliste; diese gefiel dem Herzog und er sagte zu allen, die darauf figurirten: „Ich mache Ihnen mein Compliment, daß Sie auf dieser aparten Liste stehen, die andere war ganz hundsföttisch."

All diese Charakterfehler wurden verwischt durch das

christlich gefaßte und edelmüthige Benehmen, das der unglückliche Prinz auf seinem Todtenbett zeigte.

Das Gesicht der Frau Herzogin von Angoulême flößte Jedermann einen geheimen Respect ein. Ihr Gatte liebte sie leidenschaftlich, sein Vater beugte sich vor ihr; in ihrer Gegenwart nahm sich der Herzog von Berry zusammen und schwieg. Der König liebte sie wie seine eigene Tochter; er betrachtete sie als ein dem Märtyrerthum entgangenes Opfer, das noch die Spuren vom Eisen seiner Henker trug. Die Tochter Ludwigs XVIII und Marie Antoinettes nahm gewissermaßen den ersten Rang ein inmitten der Ihrigen; sie besaß hiezu noch andere Anrechte als ihre Geburt und ihr Unglück. Diese Prinzessin, die eine lange Reihenfolge von Unglücksfällen, welche Alles überstiegen, was die Einbildungskraft der Poeten je zu ersinnen vermocht, über ihrem Haupt aufgehäuft gesehen hatte, besaß große Energie und einen unüberwindlichen Muth. Hätte sie in denselben Zeiten und unter denselben Verhältnissen gelebt, wie die Kaiserin Maria Theresia, ihre Großmutter, sie würde denselben Heldensinn gezeigt haben. In Bordeaux bewies sie im März 1815 Kaltblütigkeit und Entschlossenheit; aber sie begriff, daß die Frage sich anderwärts entscheiden mußte, und sie seufzte über die Gedankenlosigkeit und Saumseligkeit der Regierung. Am 20. März 1815 schrieb sie von Bordeaux aus folgenden Brief an Monsieur.

„Mein lieber Papa!

„Ich habe Samstag Abend Ihren Brief vom 16. durch meinen Sekretär erhalten, der das Glück gehabt hat Sie zu sehen: ich beneide ihn um dieses Vergnügen. Sie mel-

den mir, daß trotz aller Bekümmernisse Ihre Gesundheit gut ist, und ich erfreue mich dieses Glaubens. Alles hängt von den ersten Flintenschüssen ab; denn es sind ja noch immer keine gewechselt worden. Ich erwarte Alles von Ney, weil er der Einzige ist, welcher diesen Mann bekämpfen wird. Mein lieber Papa! ich habe vielleicht Unrecht, aber ich kann es Ihnen nicht verhehlen und nicht oft genug wiederholen, mit welcher Betrübniß mein Herz Sie in Paris sieht.

„Was helfen diese Revüen? All das Pack ist für sein Schreien bezahlt, es hat begeistert dem Wickelkind von Rom Treue geschworen; zwei Tage nachher hat man es im Stich gelassen.

„Sie haben sich in Lyon mit Ruhm bedeckt. Man hat da Ihre Festigkeit bewundert; sie wird Ihnen nie fehlen und eben so wenig Ihr Muth. Aber verlieren Sie Ihre Zeit nicht mit diesem garstigen Paris. Mein Schwager genügt, um es im Zaum zu halten. Aber Sie, warum sind Sie nicht bei Oudinot oder Ney? Sie würden alle Geister, die vielleicht schwankend geworden sind, da wieder um sich sammeln. Wenn man sich schlägt, wenn dieser Mensch geschlagen wird, wie ich es hoffe, so wird nicht ein einziger Prinz gegen ihn gestanden haben.

„Mein Gatte ist zu entfernt, er kann ihn nicht erreichen; er hat keine Truppen, während Sie welche haben. Vielleicht ist es schon zu spät. Alles wird vorüber sein, und Sie werden sich bei den interessantesten Augenblicken nicht auf dem Platz eingefunden haben. Ihre Rückkehr nach Paris hat mir den lebhaftesten Kummer verursacht, als ich sie er-

fuhr; Sie konnten gute Gründe dazu haben und dennoch blos 24 Stunden bleiben; jetzt sind Sie bereits seit einer Woche da, Sie sind erdrückt von Anstrengungen, von kleinen Geschäften, und gleichwohl gehen die wichtigen Geschäfte nicht vorwärts, Ihr Ruhm leidet darunter. Verzeihen Sie, lieber Papa, meine Zärtlichkeit für Sie macht, daß ich meine Empfindungen vielleicht allzu lebhaft ausdrücke. Sie werden mir dieß meiner Motive wegen zu gut halten, und ich sehe mit Schmerz, daß viele Personen eben so denken. Um Gotteswillen, verlassen Sie Paris, der König bedarf Ihrer nicht.

„Die Nationalgarde hat den General Dessolles, und Ihre Pflicht ruft Sie zur Armee, nicht in den Staatsrath, wo man nichts als Dummheiten macht.

„Ich habe seit länger als 8 Tagen keine Nachrichten von meinem Gatten. Vermuthlich hat er mir nach Paris geschrieben und ich bedaure sehr, daß ich gegenwärtig nicht dort bin. Meine Anwesenheit dahier ist nicht mehr nöthig: man hat alle Befehle sowohl vom Ministerium als vom Generalgouverneur des Südens erhalten; Alles läßt sich einreihen, Alles marschirt mit einem vortrefflichen Geist. Ich habe auf dem Weg der Oeffentlichkeit erfahren, daß mein Gatte Befehl hatte sich in Toulouse einzurichten. Wenn ich bestimmt wüßte, daß man mich in der nächsten Woche noch nicht nach Paris zurückkehren läßt, so würde ich auf drei oder vier Tage einen kleinen Abstecher nach Toulouse machen. Könnte ich dann doch auf zweimal 24 Stunden hieher zurückkommen und sofort nach Paris zurückreisen auf dem Weg, den ich mir vorgenommen habe; er ist gegen-

wärtig gut. Sie können sich vorstellen, mit welcher Ungeduld ich Tag und Nacht auf Nachrichten harre. Wie würde ich mich freuen, wenn ich vernähme, daß dieser Mensch geschlagen wäre, und zwar von Ihnen, wie ich es hoffte, als Sie nach Lyon abreisten! Man darf den Muth nicht verlieren, ich hoffe, daß dieß geschehen wird; aber wenn ich vernehme, daß Ney ihn ohne Sie geschlagen hat, so wird mir das einen Theil meines Vergnügens rauben. Sie sind, schreibt man mir, in der öffentlichen Sitzung sublim gewesen, lieber Papa, als Sie dem König im Namen der Nation den Eid der Treue leisteten; noch jetzt kommen mir darüber die Thränen in die Augen, ich glaube Sie zu sehen. Ich habe es auf mich genommen, dem Vetter Chouchou*), der im Westen commandirt, einen langen Brief zu schreiben und ihn aufzufordern, daß er mit meinem Gatten eine Correspondenz unterhalte und dieß auf irgend eine Art möglich mache. Da der Westen und der Süden gut gestimmt sind, so müssen sie sich mit einander verständigen, um nach einem gemeinschaftlichen Plane zu handeln, was durchaus nothwendig ist, wenn sie das Rechte zu Stande bringen wollen, und da er auf seinem Platze neu ist, so habe ich ihm die Leute in seinem Gouvernement bezeichnet, die ich als gut oder schlecht kenne. Ich ersuche ihn aufs Dringendste, den Präfecten von Poitiers zu beseitigen, der

---

*) Die Mitglieder der königlichen Familie gefielen sich darin einander Zunamen zu geben; der Herzog von Bourbon wurde Chouchou genannt.

ganz abscheulich ist. Ich lasse ihm mein Schreiben durch irgend eine zuverlässige Person bringen. Bei der Ankunft der schlimmen Nachrichten habe ich die Präfecten der Umgegend aufgefordert, mir alle Neuigkeiten aus ihren Departements zukommen zu lassen; sie thun es pünktlich und ihre Mittheilungen sind befriedigend. Die zwei Regimenter, die hier in Garnison stehen, sind abscheulich. Ich bemühe mich vergebens, sie zu gewinnen, aber der General, welcher gut ist, will ihnen nicht Trotz bieten.

„Ich wollte nach Blaye gehen; der Commandant ist schlecht, er hat weder eine Unterwerfung noch eine Adresse eingereicht, und man mißtraut ihm sehr. Die Stadt hat mir hierüber alle möglichen Vorstellungen gemacht, wodurch ich mich jedoch nicht aufhalten ließ. Sodann wollte die ganze Stadt mich begleiten; da ich Skandal fürchtete, so verzichtete ich auf meinen Plan, habe aber den General gezwungen, den Commandanten kommen zu lassen, damit er über sein Benehmen und den Zustand der Festung Rechenschaft ertheile. Er hat soeben fortgeschickt, um ihn holen zu lassen.

Ich habe soeben die Staffette vom 17. erhalten. Ich bedaure immer mehr, lieber Papa, daß Sie nicht bei einer Armee sind, dieß würde den besten Eindruck zu Ihren Gunsten machen und glaube ich den Insurrectionen und Ausreißereien Einhalt thun. Man ist noch sehr aufgeregt, das begreife ich wohl. Ich fürchte um Paris; so lange die Regierung nicht mehr Kraft entwickelt, wird es nicht besser gehen. Möchten wenigstens die Truppen sich gut halten und uns retten!

„Es ist sehr sonderbar, daß man in den Pariser Zeitun-

gen nichts von meinem Gemahl sagt, daß man glaubt, er sei noch immer ruhig hier in Bordeaux bei mir oder er befinde sich unterwegs um nach Paris zu reisen.

„Leben Sie wohl, lieber Papa, entschuldigen Sie mich, ich habe meinen Kopf nicht recht beisammen und werde oft unterbrochen.

„Empfangen Sie die Versicherung meiner zärtlichsten Anhänglichkeit."

Von Bordeaux aus begab sich die Herzogin vom Angoulême nach London, wo sie das Ende der Krisis abwartete; sie kehrte erst am 27. Juli nach Paris zurück. Ich habe eine Notiz aus der Feder eines Mannes, der in die geheimsten Gedanken der Herzogin eingeweiht war, vor mir liegen. „Als Madame Bordeaux verließ," sagt dieser Schriftsteller, „konnte Jedermann glauben, sie habe wenigstens ihre Hoffnungen mitgenommen; aber sie hatte nur ihren Schmerz mitgenommen, und als sie nach den 100 Tagen zurückkehrte, fand sie weder ihre Zuversicht noch ihre Heiterkeit wieder."

Inzwischen bereitete sich nach den hundert Tagen Alles zu den Wahlen vor; Jedermann begriff, daß das Ergebniß derselben einen entscheidenden Einfluß auf den Gang der Regierung und auf die Schicksale des Landes ausüben würde. Eine königliche Ordonnanz hatte die Präsidenten der Departemental-Collegien bezeichnet; man hatte auf dieser Liste den Grafen von Artois als Präsidenten des Collegiums des Seinedepartements, den Herzog von Angoulême als Präsidenten des Collegiums der Gironde und den Herzog von Berry als Präsidenten des Collegiums vom

Nord bemerkt. Die Oberleitung dieses großen Wahlgeschäftes war Fouché anvertraut worden, aber unter Aufsicht und Controle der Häupter der Reactionspartei. Fouché stand unter ihren Befehlen. Man muß sich wundern, daß eine so wichtige Angelegenheit wie die Wahlen, ein Geschäft, das so eng mit allen Attributen des Ministers des Innern verknüpft war, Fouché, dem Polizeiminister, überliefert worden ist. Ist dieß nicht ein Beweis für die Einflüsse, welche auf der Regierung des Königs lasteten, und in deren Folge Fouché mehr Vertrauen besaß als der interimistische Minister des Innern, Herr Pasquier?

Herr von Bourrienne war zum Präsidenten des Collegiums der Yonne ernannt worden.

„Sobald ich meine Ernennung erfuhr, sagt er in seinen Memoiren, begab ich mich zu Herrn von Talleyrand, um mir Instructionen zu erbitten. Aber er erklärte mir, daß ich den Absichten des Königs gemäß zum Polizeiminister gehen müsse, um seine Befehle einzuholen. Ich sagte zu Herrn von Talleyrand, ich wolle durchaus nicht zu Fouché gehen wegen meiner früheren Stellung zu ihm. — „Gehen Sie immerhin zu ihm. Sie können überzeugt sein, daß Fouché nichts zu Ihnen sagen wird," sagte Talleyrand.

„Ich kann kaum schildern, mit welchem Widerwillen ich diesen Mann wieder sah; ich ging höchst ungern zu ihm. Ich hielt mich auf einen kalten und sehr rückhaltenden Empfang von seiner Seite gefaßt; was zwischen ihm und mir vorgefallen war, machte in der That eine Besprechung zwischen uns sehr delicat. Ich traf Fouché Morgens 9 Uhr in seinem Garten, wo er in vollständigstem Negligé spazie-

ren gieng. Er war allein und empfing mich wie einen Busenfreund, den man seit langer Zeit nicht gesehen hat. Ich that absichtlich, als ob ich mich über diesen Empfang von Seiten eines Manns, der seinen Haß so vollständig den Berechnungen seiner Stellung zu opfern wußte, ganz und gar nicht wunderte. Er sagte mir kein Wort von seiner Verhaftung und man kann sich wohl denken, daß ich meinerseits nicht das Gespräch auf dieses Kapitel zu bringen suchte. Ich fragte ihn, ob er mir über die Wahlen der Yonne einige Mittheilungen zu machen habe. — „Wahrhaftig nicht," sagte er, „lassen Sie sich ernennen, wenn Sie können. Suchen Sie nur den General Desfourneaux zu beseitigen, alles Uebrige gilt mir gleich. — „Was haben Sie denn gegen Desfourneaux?" — „Das Ministerium will ihn nicht haben."

Es war Fouché gleichwohl gelungen, eine kleine Anzahl Männer aus seiner vertrautesten Bekanntschaft, Leute auf die er sich verlassen konnte, auf die Liste der Collegial-Präsidenten zu schmuggeln.

Man hat soeben aus der Erzählung des Herrn von Bourrienne gesehen, daß Fouché sich in Betreff der Wahlen, welche die Collegien treffen würden, beinahe gleichgültig zeigte. Er der die Operationen leiten und vorbereiten sollte, leitete Nichts und bereitete Nichts vor. Dieser Mangel an Leitung hatte die unangenehmsten Folgen, die Wahlen wurden den Localeinflüssen preisgegeben, die sich durch leidenschaftliche Aufwallungen bestimmen ließen. In den Departements waren die Royalisten obenan; die Präfecten wurden von diesen Einflüssen beherrscht; sie waren sogar

oft unter den heftigsten und exclusivsten Reactionären gewählt worden: eine königliche Ordonnanz hatte ihnen das Recht verliehen, die Wahlcollegien dadurch zu ergänzen, daß sie eine gewisse Anzahl von Wählern, welche sie unter denjenigen Unterthanen erkoren, die dem Staat Dienste geleistet hatten, in dieselben einführten. In einem solchen Augenblick wußte man, was dieses heißen wollte, und die Collegien wurden von Eindringlingen beherrscht, welche durch die Leidenschaftlichkeit ihrer Sprache und durch Drohungen ihre Candidaten durchsetzten.

Wahlen, die unter solchen Umständen vorgenommen wurden, mußten nothwendig beinahe ausschließlich Leute von übertrieben reaktionären Ansichten, rachsüchtige Leute, Leute ohne alle Geschäftserfahrung, Leute die, wie man gesagt hat, zu Allem und zu Nichts fähig waren, in die Kammer führen. So geschah es auch. Die Kammer versammelte sich am 7. Oktober in Paris; der König eröffnete persönlich die Sitzung, die reich an Stürmen und Unglück werden sollte. Er sprach in seiner Thronrede mit Trauer und Schmerz von dem Vertrag, den er soeben mit den Mächten abgeschlossen und dem nur noch die letzte Form fehle; er sprach auch von der Achtung und Treue, die man der constitutionellen Charte schulde, welche er gleichwohl als mehrerer Vervollkommnungen bedürftig erklärte. Er forderte die Kammer auf nicht zu vergessen, daß neben dem Vortheil der Verbesserung die Gefahr der Neuerungen stehe. Er empfahl Achtung für die Religion, Sittenreinheit, Freiheit, Begründung eines dauernden Credits, die neue Zusammen-

setzung der Armee, mit einem Wort Alles, was dazu beitragen konnte, die Wunden wieder zu heilen, welche den Schoos des Vaterlandes zerrissen, ihm Ruhe im Innern und Macht gegen Außen zu sichern.

Dieses Programm war allerdings das Werk des Königs, aber es war auch das Werk seines Ministeriums, nicht desjenigen, das er am Tag seines Einzugs nach Paris ernannt hatte, sondern eines neuen Kabinets, das wenige Tage vor Eröffnung der Sitzung gebildet worden war. Es war folgendermaßen zusammengesetzt:

Der Herzog von Richelieu die auswärtigen Angelegenheiten und die Präsidentschaft des Rathes; der Herzog von Feltre den Krieg; Herr Dubouchage die Marine; Herr von Vaublanc das Innere; Herr von Corvetto die Finanzen; der Marquis von Barbé-Marbois die Justiz; Herr Decazes die Polizei.

Dieses neue Ministerium war am 24. und 26. November constituirt worden, nachdem das Ministerium Talleyrand-Fouché in Folge der Entlassung, die Herr von Talleyrand eingereicht, abgetreten war. Was waren die Gründe dieser Entlassung gewesen? Ich habe in authentischen Dokumenten, die mir mitgetheilt worden sind, folgende Auseinandersetzungen darüber erhalten.

Als der König bei seiner Rückkehr nach Frankreich das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten Herrn von Talleyrand anvertraut, hatte er diejenige Wahl getroffen, die man am allgemeinsten vorhergesehen. Der Fürst hatte dieses Departement vor den 100 Tagen inne gehabt; er

hatte Frankreich auf dem Wiener Congresse repräsentirt; er hatte daselbst sogar eine wichtige Rolle gespielt und vermöge seines Einflusses Bedingungen erhalten, die man kaum hoffte. Der König wußte überdieß nichts von der neuerdings eingetretenen Erbitterung des Kaisers von Rußland gegen Herrn von Talleyrand, aber die Folgen dieser Erbitterung machten sich bald fühlbar. Sobald die Unterhandlungen eröffnet wurden, um die Bedingungen zu regeln, welche die durch die Ereignisse von Neuem bis in den Schoos der Hauptstadt geführten feindlichen Armeen auferlegen konnten, wurde die Lage des Herrn von Talleyrand äußerst schwierig. Als es sich um Festsetzung der neuen Grenzen des Gebiets handelte, verlangte man die Abtretung der größeren Hälfte des Elsaßes, eines Theils der Franche-Comté, des Departements der Mosel und beinahe der ganzen Departements der Ardennen und des Nord. Als man auf die Kriegssteuer zu sprechen kam, verlangte man 800 Millionen. Endlich zeigte man sich nicht weniger anspruchsvoll in Allem, was sich auf den Aufenthalt und die Einquartierung der fremden Armeen in unsern Festungen bezog. Diese erniedrigenden Bedingungen waren nicht annehmbar; gleichwohl befand man sich zwischen zwei Extremen: entweder mußte man sich ihnen unterwerfen oder mußte man von Neuem einen verzweifelten Krieg beginnen. Herr von Talleyrand hatte alle Mittel seines diplomatischen Genies erschöpft; man discutirte nicht; man sprach ihm gegenüber nur von bereits gefaßten Beschlüssen. Die Beweismittel, welche alle auf dem Wiener Congresse versammelten Diplomaten hingerissen hatten, erwiesen sich in Paris

machtlos. Man hörte den Minister Ludwigs XVIII kaum an; er hatte allen Nimbus und alle Geltung verloren.

In die äußerste Noth getrieben ging Herr von Talleyrand zum Könige; der Herzog von Dalberg und der Marquis von Jaucourt begleiteten ihn. Er erklärte, er komme um den König zu ersuchen, daß er mit den fremden Souveränen direkt zu unterhandeln geruhe; der König weigerte sich, weil er seine Souveränswürde dadurch bloszustellen fürchtete. „Diese Unterhandlungen,“ sagte er, „sind Sache meiner Minister und nicht meine Sache.“ „In diesem Fall, Sire,“ versetzte Herr von Talleyrand, „werden wir genöthigt sein abzutreten.“ — „Nun wohl, ich werde es machen wie in England, ich werde irgend Jemand beauftragen ein neues Kabinet zu bilden.“ Sodann verabschiedete er diese Herrn mit einem Kopfnicken, welches er nur in wichtigen Fällen anwandte und dem Niemand je widerstanden hat. Herr von Talleyrand war sehr überrascht, er hatte diesen Entschluß von Seiten des Königs ganz und gar nicht erwartet; er beklagte sich über die Doppelzüngigkeit Ludwigs XVIII, er sagte, er sei verrathen, preisgegeben worden; man habe seiner Aufrichtigkeit und Ergebenheit eine Schlinge gelegt. Der König ließ augenblicklich den Herzog von Richelieu rufen. Dieß beleidigte Herrn von Talleyrand noch mehr und er ließ sich dießmal bis zum Zorn hinreißen; er erinnerte sich, daß der Herzog von Richelieu sich vor drei Monaten hartnäckig geweigert hatte, in sein Ministerium einzutreten, und er zweifelte nicht mehr daran, daß der König den Herzog habe in Reserve halten wollen, um ihn zu seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu machen, sobald die

Umstände es gestatten würden. Die Wahrheit war viel einfacher: schon seit langer Zeit fand der König das hochfahrende und beinahe unverschämte Benehmen des Herrn von Talleyrand beinahe unerträglich. Der Fürst sagte unaufhörlich zum König: „Sire, es muß sein, es ist durchaus nöthig und es wird geschehen.“ Der König betrachtete sich als unter die Vormundschaft des Fürsten gestellt und dieser Gedanke war ihm unausstehlich. Das Entlassungsanerbieten war ihm ganz unerwartet. Es überraschte Ludwig XVIII einen Augenblick; allein er faßte sich schnell wieder und begriff sogleich die Vortheile einer Aenderung. Aber so wesentlich diese Vortheile sein mochten, so war doch die Verlegenheit groß; Herr von Richelieu trug Bedenken. Der König schickte Herrn von Polignac zu ihm, dem es nicht gelang ihn zu bestimmen. Er schickte Herrn Decazes und dieser war glücklicher. Herr von Richelieu verstand sich endlich dazu die lästige Erbschaft des Herrn von Talleyrand zu übernehmen; jedoch unter der Bedingung, daß Herr von Decazes als Polizeiminister in sein Kabinet eintrete. Seit drei Monaten hatte Herr von Richelieu die Bekanntschaft des Herrn Decazes gemacht. Er hatte ihn oft auf der Polizeipräfektur besucht und viel über den Stand der Parteien, sowie über die Männer derselben von ihm vernommen. Kurz er war überzeugt, daß er sich von Herrn Decazes eine ebenso loyale als kräftige Mitwirkung versprechen dürfe, und er täuschte sich nicht. Herr von Richelieu und Herr Decazes sagten einander in allen Beziehungen zu und schlossen bald einen engen Freundschaftsbund, der nur mit dem Tod des Ersteren aufhörte.

Nachdem dieser erste Punkt ins Reine gebracht worden, war das Ministerium schnell fertig: inzwischen waren nicht alle Wahlen gleich glücklich; der neue Minister des Innern, Herr von Vaublanc besaß weder Personen- noch Sachkenntniß. Man hat ihn einen mit Wind angefüllten Schlauch genannt. Herr von Barbé-Marbois war ein Mann ohne Energie, demüthig gegen diejenigen, die er fürchtete, barsch gegen die andern. Sobald er das Justizministerium wieder eingenommen, das er schon im Jahr 1814 inne gehabt hatte, ließ er sich von den ungestümsten Deputirten der Rechten alles abzwingen und gab ihnen ohne allen Rückhalt die Stühle der Magistratur preis. Der Minister ging in seiner Schwäche und Kleinmüthigkeit soweit, daß er nach der Flucht des Herrn von Lavalette seine Gemahlin im Gefängniß zurückbehielt und sie sogar als Mitschuldige in Untersuchung ziehen wollte. Der neue Finanzminister hatte eine große Aufgabe und er wußte sie zu erfüllen; er studirte die finanziellen Fragen, für welche er ein wahres Talent besaß; er behauptete die Tribüne gut und fürchtete da keine Schwierigkeit. Herr von Corvetto wäre ein ganz ausgezeichneter Staatsmann gewesen, wenn er mehr Festigkeit besessen hätte; er opferte zum großen Nachtheil für den Dienst viele Agenten, die er hätte vertheidigen müssen und die er gerettet haben würde, wenn er sie vertheidigt hätte. Solcher Art war das neue Ministerium, welchem der Herzog von Richelieu seinen Namen gab. Sein Programm lautete: von den auswärtigen Souveränen die Concessionen zu erlangen, die Herrn von Talleyrand verweigert wurden (dieß war die Aufgabe des Herrn von Richelieu), und die

neue Deputirtenkammer einzuführen und in ihren Arbeiten zu lenken (dieß war die Aufgabe des Herrn Decazes, der selbst Deputirter und zwar in Paris im ersten Scrutinium gewählt worden war). Man kann nicht sagen, welche von beiden Aufgaben die mühseligere war, und ob es schwerer hielt mit den erbitterten und eifersüchtigen Siegern zu unterhandeln oder vorurtheilsvolle Menschen zu leiten, welche der Regierung ihre albernen Willensmeinungen aufzwingen wollten.

Herr von Richelieu mußte in Kaiser Alexander eine Stütze finden; er rechnete darauf und er hatte alles Recht dazu. Als er von seinem Ministerium Besitz nahm, mußte er sich aufs genaueste vom Stand der Unterhandlungen unterrichten und erschrak dermaßen darüber, daß er im Augenblick zum König gehen und sogleich seine Entlassung anbieten wollte. Herr Decazes richtete seinen Muth wieder auf. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten eilte dem Kaiser seinen Besuch abzustatten. Die Karte Frankreichs lag vor ihm ausgebreitet. Die neuen Grenzen des Gebiets, die man Frankreich auferlegen wollte, und die ihm so viele und so schöne Provinzen entrissen, waren darauf angezeichnet; diese Karte wars, deren Abänderung Herr von Talleyrand nicht hatte durchsetzen können; aber was Alexander dem Drängen des Letzteren verweigert hatte, bewilligte er ohne viele Umstände dem Herzog von Richelieu. Er übergab ihm eine Copie der fatalen Karte und sagte: „Sehen Sie, Herr Herzog, da haben Sie Frankreich, so wie meine Bundesgenossen es machen wollen; es fehlt nur noch meine Unterschrift, und ich verspreche Ihnen, daß sie immer

fehlen wird.“ Alexander hielt Wort; er widerstand allein dem Uebelwollen der fremden Souveräne und ihrer Minister, und so wurde diese erste Frage, die wichtigste und gefährlichste von allen auf eine ziemlich befriedigende Art gelöst. Ich habe diese Karte Frankreichs, sowie die fremden Minister sie zugerichtet hatten, vor meinen Augen; man muß eine Copie davon auf dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten finden, und dieses Exemplar kann nicht das einzige sein, das noch in Paris vorhanden ist. Der König, Herr von Talleyrand und seine Collegen hatten mehrere Abschriften davon. Um Frankreich in der ganzen Länge seiner nördlichen Grenze und im größten Theile der Ostgrenze, von Weißenburg bis zum Departement der Isère, ist ein Strich gezogen, der ungefähr 250 französische Meilen haben und dessen durchschnittliche Breite wenigstens 6 Meilen umfassen muß, was einen Flächenraum von mehr als 1500 Quadratmeilen ausmacht. Dieß Alles wollte man uns nehmen und dieß hat Herr von Richelieu uns erhalten mit Ausnahme einiger Ausschnitte, die von keiner Bedeutung sind, wie z. B. Savoyen auf der Ostgrenze und Marienburg, Philippeville und Charlemont, Saarbrücken und Landau auf der Nordgrenze. Diese Verluste sind allerdings groß, aber sie sind höchst unbedeutend, wenn man sie mit dem Umfang und dem Reichthum des Gebietes vergleicht, das man uns rauben wollte. Frankreich hätte Dünkirchen, Lille, Valenciennes, Cambrai, Mézières, Metz, Colmar, Straßburg, Mühlhausen und unendlich viele andere Städte verloren, die theils als Festungen wichtig waren, theils Mittelpunkte herrlicher Industrieen geworden sind.

Die Karte von 1815 findet sich nicht blos in unsern Archiven vor; sie wird, ich weiß es, als ein kostbarer Schatz in den Archiven von Paris und London, Petersburg und Wien aufbewahrt, wo sie die ewigen Gelüste der Staatskanzleien erregt, die Frankreich noch immer zu groß und zu mächtig glauben.

Der Herzog von Richelieu erlangte noch einen andern Erfolg: die fremden Mächte verstanden sich dazu die Kriegssteuer um 100 Millionen zu verringern, so daß sie definitiv auf 700 Millionen festgesetzt wurde; dagegen war man in den Bedingungen der Besetzung Frankreichs durch die fremden Armeen unbeugsam. Sie wurden in ihrer ganzen unverschämten Härte festgehalten. Ganz besonders beharrten die Bevollmächtigten Großbritanniens auf ihrer Forderung, indem sie erklärten, ihr Land bedürfe keiner zahlreichen Armee, und da Europa den fortdauernden Aufenthalt der fremden Armeen in Frankreich als unumgänglich nothwendig erachtet habe, so sei es nicht mehr als billig, daß Frankreich die Kosten dafür reichlich bezahle.

Der Herzog von Richelieu empfand die Demüthigung, die man Frankreich auferlegte, sehr tief, unterzeichnete jedoch den Vertrag vom 20. September. Er brachte dadurch dem König ein großes Opfer und leistete Frankreich einen bedeutenden Dienst, was heutzutage Niemand mehr bezweifelt.

Nicht minder groß waren die Schwierigkeiten von Seiten der Deputirtenkammer. Gleichwohl hatte man die Ernennung des Herrn Lainé zum Präsidenten durchgesetzt. Seine Mitwirkung war dem Ministerium nützlich. Wer kennt nicht die wahrhaft beklagenswerthe Geschichte dieser

Versammlung? wer weiß nicht, wie die verständigsten Anträge in ihr entstellt oder durch die unbesonnensten und gefährlichsten Amendements verdrängt wurden? Dieß zeigte sich besonders bei dem sogenannten Amnestiegesetz. Durch ihre Ordonnanz vom 24. Juli hatte sich die Regierung verpflichtet die Kammern über die Stellung zu Rathe zu ziehen, welche man den im Art. 2 bezeichneten Personen zu bereiten habe. Um dieser Verpflichtung zu genügen, brachte das Ministerium einen Entwurf ein, der bestimmt war ein Amnestiegesetz zu werden; aber der ursprüngliche Charakter dieses Entwurfes verschwand vor den Amendements und aus dem Amnestiegesetz wurde ein Proscriptionsgesetz. Der König ertheilte ihm jedoch seine Genehmigung: die Verweigerung derselben hätte unvermeidlich den Sturz des Ministeriums nach sich gezogen und das Ministerium war noch der einzige Damm, welcher dem Ueberströmen der politischen Leidenschaften der Mehrheit Einhalt that. Ein Amendement besonders rief die bedeutsamsten Einwendungen hervor: der König ließ sagen, er werde das Gesetz verwerfen, wenn das Amendement angenommen werde. Die Mehrheit achtete nicht auf diese Drohung, sondern ging darüber hinweg mit dem Ruf: Es lebe der König und wenn! Alles wurde unmöglich; in Betreff der Steuern und des Staatscredits wurden die gefährlichsten Grundsätze auf der Tribüne gepredigt und unter dem Beifallsgeschrei der Majorität entwickelt, deren Führer nicht bemerkten, daß sie die Monarchie und Frankreich in unfehlbares Verderben stürzten. Diese Mehrheit war zahlreich und festgeschlossen. Die Kammer bestand aus ungefähr 400 Mitgliedern, unter denen sich

kaum 50 Gemäßigte befanden. Diese Unordnung währte ohne alle Unterbrechung bis zum Schluß der Sitzung, der durch eine Ordonnanz am 28. April 1816 verkündet wurde.

Die Aufregung, welche die Kammerverhandlungen im Publikum hervorgerufen, brachte bald die Wirkung hervor, die man von ihr erwarten mußte. Kaum war die Sitzung geschlossen, als auf einmal in Grenoble eine aufständische Bewegung ausbrach. Es war am 5. Mai; zwei Tage später wurde eine Veränderung im Ministerium vorgenommen: Herr Lainé erhielt das Portefeuille des Innern, und Herr Dambray, der bereits Kanzler von Frankreich und Präsident der Pairskammer war, wurde provisorisch zum Justizminister ernannt.

Ich habe bereits von diesem unglücklichen Complott von Grenoble gesprochen; aber ich will einen Umstand hervorheben und einen Irrthum berichtigen, der sich bis auf unsere Tage fortgepflanzt hatt: das Departement der Isère war in Belagerungsstand versetzt worden und alle Gewalten waren der Militärbehörde unterstellt. Das Kriegsgericht, das die Angeklagten zu beurtheilen hatte, sprach zahlreiche Verurtheilungen aus, hatte aber zu gleicher Zeit mehrere Verurtheilte der Gnade des Königs empfohlen. Dieses Gnadengesuch wurde nach einer Berathung des Ministeraths, an welcher sämmtliche Mitglieder Theil nahmen, verworfen. Da es sich um ein kriegsgerichtliches Urtheil handelte, so war die Vollstreckung desselben zu gleicher Zeit Sache des Justizministers Herrn Dambray und des Kriegsministers Herrn von Feltre. Der Erstere übernahm es die Befehle der Regierung zu besorgen und schickte sie dem Gene-

ralprokurator mittelst einer telegraphischen Depesche zu, welche er unterzeichnete und die noch jetzt in den Archiven vorhanden ist. Zu gleicher Zeit aber bestätigte und erweiterte eine andere ebenfalls im Ministerrath beschlossene Depesche die außerordentlichen Vollmachten, die man den Behörden bereits übertragen hatte, und verordnete specielle Aufsichtsmaßregeln; diese Depesche war Sache des Polizeiministers Herrn Decazes. Er ließ sie während der Sitzung abfassen und unterzeichnete sie. Die beiden Depeschen wurden zusammen der Telegraphenverwaltung übergeben, welche sie auch zusammen expedirte, indem sie gleichwohl die specielle und persönliche Dazwischenkunft der beiden Minister anzeigte, folglich jedem von ihnen die Verantwortlichkeit für seine respektiven Befehle überließ. Man hat später eine sehr leicht erklärliche Verwechslung gemacht und beide Depeschen auf Rechnung des Herrn Decazes geschrieben: „Die Erinnerung daran, sagt ein Biograph, wird ewig an seinem Namen haften bleiben.“ Dieser Biograph täuscht sich und er hat viele andere Personen zu demselben Irrthum verleitet; ich erfülle hier eine Aufgabe, die ich mir bei Abfassung meiner Memoiren ganz besonders vorgezeichnet habe, nämlich die Wahrheit wiederherzustellen.

Nach dem Schluß der Sitzung mußte sich die Regierung mit den Verlegenheiten beschäftigen, welche die Deputirtenkammer ihr bereitet hatte, und da ergab sich ganz natürlich die Frage: soll man es auf eine andere Sitzung ankommen lassen, die nicht minder schwierig, nicht minder gefährlich und compromittirend sein wird, oder soll der König von seiner

constitutionellen Prärogative Gebrauch machen, die Kammer auflösen und an besser unterrichtete Wahlcollegien appelliren? Diese Frage war von der höchsten Bedeutung; Herrn Decazes gebührt die Ehre, ich möchte beinahe sagen der Ruhm, sie entschieden zu haben; er setzte den Auflösungsbeschluß durch, obschon sowohl der König, als auch die übrigen Minister im Anfang Nichts davon wissen wollten. Von diesem Augenblick an wurde der Einfluß des Herrn Decazes überwiegend; man kann, man muß sagen, daß die Gewalt dieses Ministers sich hauptsächlich auf diese große Maßregel der Auflösung der unfindbaren Kammer gründete, eine Maßregel, an welche er schon nach den ersten Sitzungen dieser Kammer gedacht hatte, und die er schon seit dem Ende des Monats Mai vorbereitete.

Die unfindbare Kammer war beinahe mit dem Charakter einer constituirenden Gewalt gewählt worden. Der König hatte ihr die Charte preisgegeben, indem er sie aufforderte, dieselbe zu reformiren. Dadurch wurde Alles wieder in Frage gestellt. Herr Decazes war der Ansicht, man müsse dieses unvorsichtige Zugeständniß so schnell als möglich zurücknehmen und die absolute Unverletzlichkeit der Charte proclamiren. Die Kammer hatte eine glühende monarchische Ergebenheit gezeigt, eine unüberlegte, regellose, blinde Ergebenheit und zu gleicher Zeit einen leidenschaftlichen Haß nicht blos gegen die Grundsätze der Revolution, sondern auch gegen die Interessen, welche die Revolution geschaffen hatte, gegen die vollendeten Thatsachen und die Personen, die irgend einen Theil an der Verwaltung des Landes genommen. Herr Decazes wollte, daß die Ergebenheit gegen

den König und die Dynastie ohne Grenze sei, aber er wünschte die Ergebenheit gegen die Monarchie auf die Charte gegründet zu sehen; er meinte, man müsse bei einer gewissen Maßregel gewisse im Jahr 1789 ausgesprochene und noch weit ältere Grundsätze zulassen. Man müsse das Gute was geschehen sei anerkennen und die Männer an sich ziehen, deren Mitwirkung nützlich werden könne. Herr Decazes hatte auf der Tribüne folgende Formel ausgesprochen, die er zur Richtschnur seines Verhaltens machte: die Nation royalisiren und den Royalismus nationalisiren. Er sagte ferner: „Diejenigen, welche durch die Charte zu dem König, und diejenigen, welche durch den König zu der Charte kommen, werden gleich willkommen sein."

An solchen Ansichten des Herrn Decazes stieß sich also diese ganze leidenschaftliche Partei, die seit langer Zeit in Frankreich nicht mehr besteht, damals aber voll von Kraft, Ehrgeiz und Hoffnung war. Die Emigrationspartei, welche die Revolution nur nach den Irrthümern oder Verbrechen von 1792 und 1793, sowie nach den Leiden, welche sie ihr selbst zugezogen, beurtheilte, war überdieß durch die Anwesenheit der Occupationsarmee so zu sagen überreizt.

Die Grundsätze des Herrn Decazes mußten besonders Monsieur beunruhigen, der sich alten und getreuen Exilgenossen hingegeben hatte, leidenschaftlichen und kurzsichtigen Leuten, die ihn seit 1814 umgaben und leiteten. Die Coterie des Pavillon Marsan machte der Kammer keine Vorwürfe, sondern pries im Gegentheil ihren Eifer und ihren guten Geist.

Der König selbst war nicht genügend vorbereitet und

an ihn richteten sich die ersten Anstrengungen des Ministers. Herr Decazes hatte Ludwig XVIII noch nicht das unbedingte Vertrauen eingeflößt, das er sich später erwarb; aber er wurde bereits mit Wohlwollen und Interesse angehört, und der König hatte nach den Erklärungen seines Ministers häufig Anträge oder Mittheilungen angenommen, die er Anfangs nur mit Widerwillen gehört hatte. Die Aufgabe des Herrn Decazes war schwer und oft mühselig. Der König war allerdings ein sehr offener Kopf und begriff sehr leicht; aber er war in ganz andern Grundsätzen erzogen worden, als man ihm jetzt einreden wollte; er hatte Frankreich im Jahr 1790 verlassen und erst nach 25jähriger Verbannung, ganz anders als im Augenblick seiner Abreise, wieder gesehen. Alles das wirkte nothwendig auf den König und seine ersten Regungen waren mehr im Sinn seiner alten Grundsätze, als daß sie seiner neuen Lage entsprochen hätten. Der König war König und Bourbon; er hatte den Hochmuth seines glorreichen Stammes und seiner Gewalt. Mit eifersüchtiger Wachsamkeit hielt er an den Vorrechten der Krone fest; er wollte sie ungeschwächt bewahren und wo möglich seinen Nachfolgern so hinterlassen, wie er sie von seinen Ahnen empfangen hatte.

So oft Herr Decazes einen neuen Plan in Betreff der Politik des Königs oder der Verwaltung des Landes entworfen hatte, mußte er vor allen Dingen den König dafür gewinnen und sich seiner Mitwirkung versichern. In den ersten Zeiten widerstand der König häufig; später als er allmählig mehr Zutrauen zu seinem Minister gewann, wurde er willfährig und zuletzt betrachtete und behandelte er

Herrn Decazes als den ergebensten, treuesten und zuverlässigsten seiner Freunde.

Die Schilderung, die ich hier von Ludwig XVIII und Herrn Decazes entworfen habe, ist vollkommen getreu, und ich könnte sie durch zahlreiche schriftliche Beweise erhärten; die Natur dieser Beziehungen erklärt das ministerielle Glück des Herrn Decazes und den Einfluß, den er auf den König gewonnen hatte. Dieser Einfluß überlebte seinen Sturz, was man auch darüber sagen mochte; die Neigung des Königs blieb ihm bis zu seinem Tode getreu: ich will hier einige Beweise dafür anführen.

Herr Decazes war im Februar 1820 nach der Ermordung des Herzogs von Berry gefallen. Der König hatte gewünscht, daß er zum Botschafter in London ernannt werde: das Ministerium, das der Herzog von Richelieu präsidirte, hatte gerne darein gewilligt. Der König schrieb bei dieser Gelegenheit unterm 21. Februar folgendes Billet an Georg IV:

„Mein Herr Bruder, als ich den schmerzlichen Verlust vernahm, den Ew. Majestät in der Person des Königs Ihres Vaters erlitten haben, war meine erste Regung Ihnen den innigen Antheil zu bezeugen, den ich an Ihrem gerechten Schmerz nehme. Aber da ich beinahe in demselben Augenblick erfuhr, daß Ihr eigenes Leben bedroht war, so glaubte ich jeden Schritt aufschieben zu müssen. Als ich endlich von aller Unruhe erlöst war, hatte ich den Herzog von Richelieu bestimmt, Ew. Majestät meine Beleidsbezeugung über den Tod eines Vaters und eines Bruders, sowie meine Glückwünsche zu Ihrer Thronbesteigung zu über-

bringen. Er stand im Begriff abzureisen, als ein abscheuliches Attentat mir in der Person des Herzogs von Berry einen Neffen oder vielmehr einen zärtlich geliebten Sohn entriß und mich in den tiefsten Schmerz versenkte. Ich habe mich kaum davon erholt, und jetzt wendet sich der König von Frankreich nicht mehr an den König von Großbritannien, sondern Ludwigs zerrissenes Herz sucht bei Georgs fühlendem Herzen Tröstungen. Ich habe es für geeignet gehalten den Herzog von Richelieu zur Präsidentschaft meines Conseils zurückzurufen, und ich habe den Grafen (jetzt Herzog) Decazes zu meinem Botschafter bei Ew. Majestät ernannt. Er wird in einiger Zeit abreisen um sich auf seinen Posten zu begeben; aber ich wage schon zum Voraus die besondere Güte meines erhabenen Freundes für ihn in Anspruch zu nehmen. Durch seinen Austritt aus dem Ministerium hat der Herzog Decazes nichts von meinem Vertrauen verloren, und darum schmeichle ich mir, daß er bei Ihnen einen günstigen Empfang finden werde. Ich bitte Sie besonders ihm unbedingt zu glauben."

Der König schrieb auch noch folgendes Billet an den König Georg:

„Mein Herr Bruder, der Herzog Decazes wird Ew. Majestät sein Beglaubigungsschreiben überreichen, aber ich wage zu glauben, ja sogar zu hoffen, daß Sie sich wundern würden, wenn ich ihm nicht zu gleicher Zeit einen besondern Brief mitgäbe. Ich will darin meinem erhabenen Freund mein ganzes Herz öffnen.

„In meinem Brief vom 21. Februar sagte ich Ihnen, daß der Herzog Decazes durch seinen Austritt aus dem Mi-

nisterium nichts von meiner Achtung und meinem Vertrauen verloren habe; dieß ist vollkommen wahr und ich kann noch hinzufügen, daß er, wenn es in Frankreich noch so stände, wie vor der Revolution, bis zu meinem Tod mein Minister geblieben wäre. Aber die Verfassung, die ich bei meiner Rückkehr ins Vaterland meinem Volk geben mußte, hat zuviel Aehnlichkeit mit der Verfassung Großbritanniens, als daß Ew. Majestät nicht leicht begriffe, daß es Fälle gibt, wo ich den Menschen dem König opfern muß, und dieß ist auch jetzt geschehen. Durch eine Reihenfolge von Machinationen, die vom Haß angezettelt, von Schwäche und Verrath unterstützt wurden, hat der Herzog Decazes die Majorität in beiden Kammern für Gesetze, die sein Werk waren, mit deren Einbringung ich ihn beauftragt hatte und auf die man, wie Ew. Majestät ohne Zweifel bemerkt haben werden, zuletzt dennoch zurückgekommen ist, verloren. Nachdem diese Majorität einmal verloren war, war mir mein Verhalten durch dasjenige vorgezeichnet, das Ihr erhabener Vater in Beziehung auf Lord Bute beobachtete; aber glücklicher als dieser verehrungswürdige Monarch, konnte ich meinen Schmerz dadurch lindern, daß ich dem Herzog Decazes die politisch wichtigste und für mein Herz sowie für das seinige rührendste Sendung anvertraute.

„Jetzt, o mein lieber Georg, (halten Sie mir diesen Ausdruck zu gut) erlauben Sie mir, daß ich nicht für meinen Botschafter, sondern für meinen Freund die Güte in Anspruch nehme, deren erfreuliche Zusicherung Ihr Brief vom 25. Februar mir gibt.

„Mein Ehrgeiz geht noch weiter; ich erbitte mir für

ihn nicht blos Ihr Wohlwollen, sondern sogar Ihre wohlüberlegte Achtung. Geruhen Sie ihn zu einem zwanglosen Gespräch mit Ihnen zuzulassen, ihm zu gestatten, Sie auf dem Grund seiner Seele lesen zu lassen, und ich bin überzeugt, daß Sie sagen werden: mein Freund Ludwig hat sein Vertrauen und seine Freundschaft nicht schlecht angelegt.

5. Juli 1820."

Ich habe einen Brief, welchen der König am 22. Dezember 1821 an Herrn Decazes schrieb, vor mir liegen und bemerke darin folgende Phrase:

„Die Quelle der Herzensergießungen hat sich im Februar 1820 verschlossen und außer einem einzigen Manne wird Keiner sie wieder öffnen: ich kann Sie nicht darum tadeln, daß Sie Ihren Gesandschaftsposten aufgeben; ich werde Herrn von Montmorency davon in Kenntniß setzen; aber damit Alles nach der Regel vor sich gehe, halte ichs für nöthig, daß Sie ihm schreiben, er möge die Befehle des Königs einholen.

„Leben Sie wohl, mein lieber Herzog, ich habe nur noch eine kleine Schwäche in der Hand; ich komme dem Jahrestag zuvor, indem ich Ihnen und den Ihrigen schon jetzt meine Glückwünsche, Grüße, Segnungen und Umarmungen zusende; Sie wissen, ob Sie theuer sind Ihrem

Ludwig."

Noch am selben Tage, wo Herr Decazes gestürzt wurde, hatte Ludwig XVIII das Porträt seines Ministers in dem

Kabinet aufhängen lassen, wo sie gewöhnlich zusammen arbeiteten. Dieses Porträt ist bis zum Tode des Königs im September 1824 dageblieben; aber zwei Jahre vorher hatte der König den Sommer in Saint-Cloud zugebracht. Man hatte seine Abwesenheit benützt um einige nöthige Reparaturen in den Tuilerien vorzunehmen, und bei dieser Gelegenheit war das Porträt weggeschafft worden. Als der König zurückkam, gerieth er darüber in heftigen Zorn und befahl es sogleich wieder an dem alten Platz aufzuhängen. Der König war also durchaus nicht so gleichgültig, so egoistisch und vergeßlich, wie man behauptete.

Der König las mit großer Sorgfalt die Berichte und die politischen Correspondenzen, welche ihm der Polizeiminister einem alten Brauch zu Folge regelmäßig mittheilte. Die Berichte kamen unaufhörlich auf den politischen Zustand von Paris und den Departements zurück; man sprach darin von der Erbitterung und Unruhe, welche durch die Reden und Abstimmungen der Kammermajorität verbreitet wurden. Sodann hielt der König lange Besprechungen darüber mit Herrn Decazes, und dieser hatte oft Gelegenheit seine Besorgnisse zu äußern und die Gefahren der Lage, sowie die Nothwendigkeit ihrer baldigen Beendigung zu verstehen zu geben. Die Auflösung war die Conclusion, aber nur die mitbegriffene Conclusion dieser Besprechungen, denn Herr Decazes hütete sich wohl diese Ansicht zu formuliren. Eines Tags, als der König sich über die Leidenschaftlichkeit der Partei ereifert hatte, fragte ihn Herr Decazes: „Wollen Ew. Majestät der König dieser Partei oder der König Frankreichs sein?“ Der König gab eine barsche Antwort

und kam von selbst auf die Drohung mit einer Auflösung zurück, die er zwei oder drei Monate vorher der Commission zur Prüfung des von Herrn von Sesmaisons gestellten Antrags auf Versetzung in Anklagezustand zu verstehen gegeben hatte. Die Bresche war geöffnet, eine letzte Abstimmung der Kammer machte sie praktikabel. Die Kammer hatte einen Gesetzesentwurf abgelehnt, der mit Monsieur und durch seine Vermittlung mit den Häuptern der Majorität, den Herren von Villèle und Corbière, zum Voraus verabredet worden war. Der König hielt daran fest und rechnete darauf nach den Verpflichtungen, die man gegen ihn eingegangen hatte. Er fühlte sich also durch die Abstimmung beleidigt und war sehr erbittert, als der Polizeiminister sie meldete. „Wie groß war die Majorität?" fragte er. — Sire, 300 Stimmen. — Gut, ich werde sie zermalmen."

Von diesem Augenblick war die Frage zwischen dem König und Herrn Decazes entschieden. Der erste Schritt war gethan; aber es blieben noch viele Schwierigkeiten zu überwinden.

Mit Ausnahme des Finanzministers Herrn von Corvetto fand Herr Descazes bei seinen Collegen durchaus keine Unterstützung für seine Wünsche und den Zweck, den er verfolgte. Es war von Wichtigkeit den Herzog von Richelieu zu gewinnen und besonders das tiefste Geheimniß zu bewahren: der König begriff es und verpflichtete sich dazu. Sobald der Herzog von Richelieu von Herrn Decazes selbst die Aeußerung des Königs: ich werde sie zermalmen, gehört hatte, rief er: „Gott bewahre ihn davor!

ich werde nie meine Zustimmung dazu geben.“ Bald darauf trat Herr von Vaublanc aus dem Ministerium in Folge einer Uebereilung, die er sich vor der Kammer erlaubt hatte, und wodurch Herr von Richelieu sich sehr beleidigt zeigte. Dieß war ein Erfolg für Herrn Decazes. Der neue Minister des Innern, Herr Lainé, war ein Mann von hohem Geist und ehrlichem Herzen, und eine Verständigung mit ihm war nicht unmöglich. Da er in seiner Eigenschaft als Präsident die Berathungen der Kammer zu leiten gehabt, hatte er bald eingesehen, daß es unmöglich war mit einer solchen Majorität etwas anzufangen; aber er fürchtete vor allen Dingen die Uebergriffe des Liberalismus; er war voll von Ergebenheit für Monsieur und Madame, und dieß führte ihn dazu die entschiedenste Schattirung der royalistischen Partei zu schonen.

Inzwischen wirkte die Lesung der Berichte fortwährend auf den König ein; sie waren besonders interessant, wenn die Gesundheit des Königs angegriffener schien als gewöhnlich: dann that sich eine tolle Freude kund; man gestand seine Hoffnungen, man kündete seine Pläne an. Der König sah ein, wie nothwendig es wurde einen kräftigen Entschluß zu fassen. Was den Kanzler Dambray betraf, so erschrak er über die Tendenzen der Mehrheit und hatte sich gegen den Herzog von Richelieu sowie auch gegen Herrn Decazes selbst ehrlich darüber ausgesprochen. So standen die Dinge, als die Frage im Monat Juli vor den Ministerrath gebracht wurde; der König vertagte sie mehreremale von Woche zu Woche und empfahl Verschwiegenheit, die auch aufs gewissenhafteste beobachtet wurde. Eines Tags war der Minister-

rath einstimmig über das Prinzip der Auflösung; dann aber begannen die Herren Dambray, von Feltre, Dubouchage, zuletzt auch noch Herr Lainé und der Herzog von Richelieu Bedenklichkeiten zu äußern; die einen wegen ihrer Freunde, Verbindungen und Ansichten; die andern wegen vorübergehender Gründe oder Eindrücke. Der Herzog von Feltre faßte sich zuerst wieder und blieb unerschütterlich; als der König ihm seine Ansicht zu wissen gethan hatte, verneigte er sich und wiederholte die Worte, die er schon vor der Pairskammer ausgesprochen hatte: „Wenn der König will, wenn das Gesetz will.“

Endlich in den letzten Tagen des August wurde die Maßregel im Prinzip angenommen, und der Ministerrath hatte sich nur noch mit den Anordnungen der Details zu beschäftigen. Die Auflösungsordonnanz sollte mehrere wichtige Instructionen und Anordnungen enthalten. Herr Dubouchage schlug die Redaction des Art. 1 vor, der so großen Erfolg hatte: „Keiner der Artikel der constitutionellen Charte wird revidirt werden.“

Die Ordonnanz wurde am 5. September Nachmittags unterzeichnet. Sie wurde augenblicklich gedruckt und durch Staffetten den Präfecten zugeschickt, während man ihre Einrückung in den Moniteur vorbereitete. Nachts halb 12 Uhr, nachdem der König sich in sein Gemach zurückgezogen und schlafen gelegt hatte, erschien der Herzog von Richelieu auf seinen Befehl bei Monsieur, um ihm diese Ordonnanz mitzutheilen. Nichts vermag einen Begriff von der Ueberraschung Seiner königlichen Hoheit zu geben. Der Graf von Artois wurde von der Nachricht wie von einem

Blitzstrahl getroffen. Was seine Verblüfftheit noch vermehrte, das war das gänzliche Stillschweigen der drei Minister, die er für sich gewonnen zu haben glaubte und auf die er vollkommen rechnen zu können meinte, nämlich des Kanzlers Dambray, des Herzogs von Feltre und des Herrn Dubouchage. In seinen Augen war ihre Schweigsamkeit ein Verrath und er konnte nicht daran glauben. Der Prinz wollte sich zum König verfügen. Man hatte große Mühe ihn zurückzuhalten. Endlich gab ihm Herr von Richelieu zu verstehen, daß man nicht zum König gelangen könne, denn er schlafe bereits und habe die förmlichsten Befehle ertheilt.

Ich habe die Umstände, welche der großen Maßregel vom 5. September 1816 vorangingen, darum so ausführlich erzählt, weil dieselbe eine neue Aera für Frankreich eröffnete, die Aera der constitutionellen Monarchie. Ohne von der verunglückten Restauration von 1814 zu sprechen, hatte die Monarchie der Bourbonen seit ihrer Wiederherstellung im Juli 1815 unaufhörlich gegen die Leidenschaftlichkeit der Partei gekämpft, welche ihr ausschließlich zu dienen und allein ihre wahren Interessen zu begreifen behauptete. Diese Partei würde sie schon im Jahr 1815 oder 1816 ins Verderben gestürzt haben, wie sie es im Jahre 1830 that. Herr Decazes rettete sie. Diese Gerechtigkeit kann man ihm heute wiederfahren lassen, ohne Jemandens Neid zu erwecken und ohne Feindseligkeiten wieder anzufachen, welche die Zeit eingeschläfert hat. Für Ludwig XVIII und seinen Minister hat die Geschichte begonnen. Bereits verschwinden die über diese beiden Männer verbreiteten

Irrthümer; die Wahrheit wird sich jetzt ihrerseits geltend machen.

Man kann wohl sagen: am 5. September wurde die gesetzliche Ordnung wiederhergestellt und die Regierung wieder auf regelmäßige Bahnen gebracht.

Die neue Sitzung der Kammer wurde am 4. November eröffnet und der König erneuerte seine Versprechungen mit den feierlichen Worten: „Ich werde niemals dulden, daß das Grundgesetz angetastet werde, meine Ordonnanz vom 5. September sagt es deutlich genug.“ Sobald die Kammern versammelt waren, begann das Ministerium ihnen die Gesetze vorzuschlagen, welche den Genuß der von der Charte festgesetzten politischen Rechte regeln sollten. Zu gleicher Zeit schuf die Finanzverwaltung, welche Anfangs von Herrn von Corvetto und nach ihm von Herrn Roy geleitet wurde, das System der Steuern und der öffentlichen Einkünfte und begründete den Credit des Staates durch die Treue, womit sie die im Jahre 1815 übernommenen so lästigen Verpflichtungen erfüllte. Endlich vervollständigte der Herzog von Richelieu sein im Jahre 1815 begonnenes Werk, indem er von den auf dem berühmten Congreß zu Aachen versammelten Mächten die definitive Befreiung des französischen Gebiets und die Regelung seiner letzten Verbindlichkeiten (Oktober und November 1818) auswirkte. Der Herzog von Richelieu, der am 20. November 1815 den schmerzlichen Friedensvertrag unterzeichnet, hatte die ihm wohl zu vergönnende Freude drei Jahre später den Vertrag von Aachen zu unterzeichnen, für welchen die Kammern als Organe der öffentlichen Dankbarkeit ihm eine

Nationalbelohnung votirten, von der er den edelsten Gebrauch machte. *) Diese drei Jahre bilden die glorreiche Epoche im Leben des Herrn von Richelieu. Nachdem er so große Dinge vollendet hatte, mußte er das Bedürfniß nach Ruhe empfinden. Schon in Aachen hatte er gesagt, er warte nur das Ende des Congresses ab, um dem König seine Entlassung anzubieten: dieß that er denn auch nach einigen Zwischenfällen, die unbedeutende Schwankungen in der Haltung der Regierung hervorbrachten. Allen Ungewißheiten wurde endlich ein Ziel gesetzt durch die definitive Bildung des Kabinets, das am 29. December 1818 folgendermaßen zusammengesetzt blieb: der Marquis Dessolles Auswärtiges und Präsidentschaft; Herr von Serre Justiz; Baron Portal Marine; Baron Louis Finanzen; Graf Decazes Inneres und Polizei; der Marschall Gouvion-Saint-Cyr Krieg.

Die Gunst, in welcher Herr Decazes stand, war nicht erschüttert, sondern im Gegentheil seine Macht noch vergrößert worden; und wenn auch ein Anderer Präsident des Ministerraths war, so kann man sagen, daß er durch seinen stets wachsenden Einfluß die Seele desselben war.

Die gesetzgebende Sitzung, die so eben begonnen hatte, war die dritte seit der Auflösung der Kammer von 1815; sie hatte die Bestimmung das Ganze der politischen Institutionen zu vervollständigen. Schon im Jahr 1817 hatte

---

*) Er verwandte die Summe zur Gründung eines Hospitals in Bordeaux.

die Regierung das Wahlgesetz vorgeschlagen und die Kammern hatten es votirt; im Jahr 1818 hatte man das Rekrutirungsgesetz votirt. Das Preßgesetz blieb noch zu machen: es war das Werk der Sitzung von 1819. Diese Gesetzgebung war groß, schön und ausgezeichnet liberal, das muß man sagen. Wenn Frankreich sie nicht zu erhalten wußte, so trifft die Schuld nicht Diejenigen, welche sie ihm gaben, sondern Diejenigen, welche sie mißbrauchten und im Interesse der regellosesten und blindesten Leidenschaften ausbeuteten.

Das Wahlgesetz hatte die Bestimmung der Charte festgehalten, nach welcher die Deputirtenkammer jährlich zum fünften Theil erneuert werden sollte. Die erste Erneuerung ging ziemlich gut vorüber; gleichwohl konnte man vorhersehen, daß die künftigen Erneuerungen dem Ministerium seine Majorität rauben und die Gewalt in die Hände der linken Opposition bringen würden. So meinte es der König nicht. Er war ebenso entfernt von der Linken, wie er es von der Rechten gewesen war. Die zweite Erneuerung war noch bedeutsamer als die erste: der König und seine Minister begannen an der Zweckmäßigkeit des Gesetzes zu zweifeln. Es war bereits die Ursache eines heftigen Angriffs geworden, welcher in der Pairskammer gegen das Ministerium gemacht wurde und woran die Mehrheit dieser Kammer sich betheiligte. Es folgte darauf dieser große Pairsschub, worüber der Herzog von Berry sich so geringschätzig ausließ. Die dritte Erneuerung gestattete dem König und seinen Ministern keinen Zweifel mehr. Sie waren der Ansicht, das Gesetz von 1817 sei mit der Monarchie

unverträglich und man müsse es gründlich abändern. Der König sagte zu Herrn Decazes: „Es ist genug so, ich werde nicht weiter gehen; man muß sich besinnen.“ Die Freunde des Ministeriums waren nicht genügend unterrichtet; sie leugneten die Zweckmäßigkeit der vorgeschlagenen Veränderungen und trennten sich von der Regiernng.

Das Rekrutirungsgesetz regte die Leidenschaften der Partei von 1815 noch stärker auf, als das Wahlgesetz. Diese Partei konnte die Hemmnisse nicht ertragen, welche die neue Gesetzgebung dem Avancement in den Weg legte: der König konnte die militärischen Grade nur noch nach gewissen Bedingungen der Zeit und der Dienste ertheilen; diese Beschränkung der Vorrechte der Krone verletzte gewisse Ansprüche und störte gar manche Berechnungen.

Endlich sicherte das Preßgesetz allen Parteien ohne Unterschied die Freiheit zu sprechen und zu schreiben zu, indem es die Rechte der Bürger glücklich mit den Nothwendigkeiten der Regierung in Einklang brachte.

Von dieser ganzen Gesetzgebung ist gegenwärtig Nichts mehr übrig als das Rekrutirungsgesetz; die andern sind zu Grunde gegangen, die Revolutionen haben sie getödtet: sie sind unterlegen in Folge der Mißbräuche, die alle Parteien eine um die andere von ihr gemacht haben.

Ich beschränke mich darauf diese geschichtlichen Erinnerungen hervorzurufen. Gleichwohl gibt es zwei Umstände, von denen ich noch einige Worte sprechen will, weil sie einen für die Geschichte interessanten Briefwechsel veranlaßten, von welchem ich Kenntniß erhalten konnte.

Man hat oft gesagt, der Kaiser Alexander habe im Jahr 1814, sei es nun auf Antrieb des Herrn von Talleyrand oder in Folge seiner eigenen Neigungen, auf der Ertheilung einer liberalen Verfassung bestanden; man hat hinzugefügt, er habe im Jahr 1815 Vorstellungen über den Gang gemacht, welchen die Regierung des Königs vor den hundert Tagen eingeschlagen, und diesem Verfahren gewissermaßen den Erfolg der Unternehmung Napoleons zugeschrieben. Folgende zwei Briefe können auf diesen Punkt einiges Licht werfen.

Am 30. April 1819 schrieb der König an Alexander einen vertraulichen Brief, worin ich beifolgende Stelle gelesen habe:

„Ich spreche zu Ew. Majestät nicht von der Lage meiner Regierung. Der Graf von Nesselrode ist Zeuge des Anfangs der Krisis gewesen und Ew. Majestät konnten leicht die Schwierigkeiten ermessen, die ich zu überwinden hatte, und die Maßregeln, die ich anwenden mußte. Die Grundsätze, die ich dem Grafen entwickelt habe, als ich das Vergnügen hatte ihn zu sehen, haben meine Politik geleitet und werden sie stets leiten. Im Stich gelassen von dem Herzog von Richelieu trotz aller Opfer, welche ich brachte um ihn zu erhalten, und gezwungen seine Entlassung anzunehmen, die er binnen 8 Tagen dreimal einreichte, habe ich ein Ministerium bilden müssen, das den beiden extremen Parteien fremd ist und gleichwohl das öffentliche Vertrauen besitzt; es ist schon vor seinem Amtsantritt schwer verleumdet und ungerecht beurtheilt worden; aber es hat die Verleumdung auf eine Art beantwortet,

die mein Vertrauen rechtfertigt. So herrscht jetzt auch die vollständigste Ruhe in meinem Königreich und ich brauche mich keinerlei Art von Besorgnissen hinzugeben."

Der Kaiser antwortete ihm am 15. Juni:

„Ew. Majestät kennen die Sorgfalt, die ich im Verein mit meinen Bundesgenossen der Befestigung einer gesetzlich constitutionellen Ordnung in einem Lande gewidmet habe, dessen Ruhe so innig mit der Ruhe des übrigen Europa verknüpft ist. In dieser Beziehung habe ich das Bedauern getheilt, das Ew. Majestät über den Rücktritt des Herzogs von Richelieu aussprechen, obschon Sie sich erinnern müssen, daß ich seiner Ernennung im Jahr 1815 gänzlich fremd gewesen bin und daß ich ihn in Aachen bloß deßhalb von seinem schon damals in ihm gereiften Plan, vom Ministerium auszutreten, abzubringen gesucht habe, weil Ew. Majestät selbst mich in dem Schreiben, das der Herzog von Wellington mir in Ihrem Namen zustellte, aufs dringendste darum ersuchten.

„Welcher Art übrigens auch die Umstände sein mögen, welche diese Veränderung herbeigeführt haben, so wird es stets mein sehnlicher Wunsch sein, die Anstrengungen Ew. Majestät sowie alle Maßregeln, welche Sie ergreifen werden, um die Ruhe Frankreichs festzustellen und das Glück Ihres Volkes zu sichern, vom vollständigsten Erfolge gekrönt zu sehen."

Ich habe gesagt, daß das Rekrutirungsgesetz mehr als jedes andere die Leidenschaften der Partei von 1815 aufgeregt habe: diese Aufregung veranlaßte einen sehr wichtigen Zwischenfall, der bis jetzt wenig bekannt ist und eigen-

thümliche Gestaltungen annahm. Der Entwurf zu diesem Gesetz wurde der Deputirtenkammer in den ersten Tagen der Sitzung vorgelegt, die man am 5. November 1817 eröffnete. Der König hatte ihn in der Eröffnungsrede mit folgenden Worten angekündigt: „Ich will, daß kein Vorrecht angerufen werden könne; daß der Geist und die Bestimmungen dieser Charte, die unser wahrer Compaß ist und alle Franzosen ohne Unterschied zu den Graden und Aemtern beruft, nicht illusorisch seien, und daß die Laufbahn des Soldaten keine anderen Grenzen habe als die seiner Talente und seiner Dienste." Die Discussion begann am 14. Januar und währte bis zum 5. Februar 1818. Mitten in dieser Discussion schrieb Monsieur, von Einflüssen hingerissen, die er später anders beurtheilt hat, an seinen königlichen Bruder einen Brief, der nichts Anderes war als eine Darlegung der Beschwerden der Partei, zu deren Organ er sich in dieser traurigen Conjunctur hergab. Der Brief lautet also:

Paris, den 23. Januar 1818.

„Sire, mein Bruder und Herr!

„Ein längeres Schweigen von meiner Seite würde mir unter den gegenwärtigen Umständen als pflichtwidrig erscheinen.

„Wenn der Inhalt dieses Briefes ein für das Herz des Königs betrübendes Gemälde darlegt, so möge er aus der zärtlichen und innigen Anhänglichkeit, die ich für seine Person hege, schließen, wie mächtig in meinen Augen die Gründe sind, welche mich zwingen, das augenblickliche Glück zu

zerstören, das aus einer trügerischen Sicherheit für ihn erwächst.

„Es ist hohe Zeit, daß man es sagt, die drohende Gefahr, welcher die Monarchie blosgestellt ist, ist das unvermeidliche Resultat des vom Ministerium beobachteten Verhaltens. Ein trotz der augenscheinlichen Uebel, die daraus hervorgehen, mit Beharrlichkeit befolgtes System, die Anwendung von Mitteln, die mit dem zu erreichenden Zweck unverträglich sind, die Verfolgung, die gegen die Freunde des Königs und des Königthums gäng und gäbe ist, die Verachtung der monarchischen Institutionen, der Empfang, den die Gewalt den Lehren angedeihen läßt, welche die gesellschaftliche Ordnung umstürzen müssen; die Gunst, deren die demokratischen Grundsätze auf der einen und die despotischen Grundsätze auf der andern genießen; der Schutz, welcher den Lobrednern derselben gewährt wird; die Anstrengungen, die man mit Hilfe von Flugschriften, Journalen und Theaterstücken gegen den gesunden Theil der öffentlichen Meinung richtet; die von den Revolutionären bereits erlangten Erfolge, Ergebnisse von Concessionen, welche man der Schwäche der Regierung entrissen oder ihrer Unvorsichtigkeit entwendet hat; endlich die allgemeine Aufregung, die in den Gemüthern herrscht: Alles scheint es dem König zum Gesetz zu machen, daß er über die Gefahr nachdenke, welche Frankreich, den Thron und die Zukunft seiner Familie zu gleicher Zeit bedroht.

„So schreckliche Wirkungen können nicht ohne Ursachen bestehen und diese Ursachen liegen sämmtlich in dem System, welches das Ministerium angenommen hat, einem Sy-

stem, dessen unselige Folgen ich seit langer Zeit vorhergesehen habe. Ihre Minister, mein Bruder, müssen es Ihnen gesagt haben, ich habe ihnen mehr als einmal offen meine Ansichten entwickelt und meine Befürchtungen anvertraut. Die Quelle aller ihrer Irrthümer kommt daher, daß sie die Wirkungen der Revolution mit ihren moralischen Ursachen vermengt haben. Sie haben geglaubt, daß die Sanction, welche die Charte den materiellen Interessen der Revolution verleiht, sie ermächtige eine Schonung zu zeigen, welche sie oft bis zur Hochachtung der Ursachen, die diese Interessen ins Leben gerufen, getrieben haben. Sie haben, sage ich, das Princip und die Consequenz vermengt: daher kommen alle unsere Uebel; da dieser Fehlgriff die Grundlage ihres Systems bildet, so meinen sie, daß jede Opposition gegen eine Entwicklung des Princips die Consequenz angreife. Daher die Anklagen, die am Anfang ihrer Verwaltung gegen die Royalisten gerichtet wurden, unkluge Anklagen, wodurch sie in das Licht gestellt werden sollten, als wiesen sie die Wohlthaten der Charte zurück, Anklagen endlich, deren Grundlosigkeit durch die Discussionen, welche während der letzten Sitzungen in den Kammern stattgefunden, dargethan worden ist. Eine ähnliche Huldigung gegen den Götzen der Revolution mußte die ministerielle Kraft außer ihre natürliche und gesetzliche Linie stellen; sie stützte sich also auf den revolutionären Koloß; sie wählte die Mehrzahl ihrer Hilfstruppen unter denjenigen, deren Werk dieser Koloß war. Dieß erklärt Ihnen, mein Bruder, wie die natürlichen Feinde des Throns bald die eifrigsten Verfechter des Systems Ihrer Minister wurden. Dieß

erklärt Ihnen ferner die Gründe der Opposition, auf welche das Ministerium bei denjenigen stieß, die der legitime Thron als seine wärmste Anhänger betrachtet hatte. Diese letzteren durchschauten bald die treulosen Absichten, welche ihre Gegner für die Augen Ihrer Minister unter der Maske einer scheinbaren Ergebenheit verdeckten. Bald bemerkten sie, daß, wenn diese tückischen Apostel des ministeriellen Verhaltens sich um den Thron drängten und die Zugänge desselben bewachten, dieß nur geschah, um seinen Sturz desto leichter und gewisser zu machen. Sie sahen voraus, daß die Minister bald genöthigt sein würden, Dienste zu erkaufen, welche wahrhaft französische Herzen unentgeltlich anbieten mußten, und sie haben sich nicht getäuscht.

„Die Verfechter des ministeriellen Systems verlangten Bürgschaften, forderten Zugeständnisse und es ist ihnen Alles gewährt worden. Die Ordonnanz vom 5. September durchbrach den Damm, der ihrer Ungeduld Zaum und Gebiß anlegte; von dieser Epoche an erstürmten sie die Stellen und Aemter. Da sie ihre Erfolge mit Gewandtheit zu benützen verstehen, so wollten sie ihren Einfluß mit dem Wahlrecht der Menge befestigen, und da wurde ihnen das Wahlgesetz gegeben. Da sie noch immer vor der Macht erschracken, die sie dem Thron ließen, so wollten sie das gerechte Vertrauen des Volks auf die Versprechungen seines Königs erschüttern; sie wollten der Krone ihre Vorrechte über die Armee entreißen, und das Rekrutirungsgesetz wurde den Kammern vorgelegt.

„Auf diese Art wurde allmälig der ungeheure Abgrund gegraben, an dessen Rand sich gegenwärtig der Thron befindet. Man kann sich jetzt nicht mehr über das Ziel täu-

schen, auf welches der revolutionäre Einfluß lossteuert; dieser Einfluß bedeckt ganz Frankreich. Er hat sich eine Zeitlang mit der königlichen Farbe aufgeputzt, um desto besser zu seinen Zwecken zu gelangen; aber jetzt wird er mit jedem Tag frecher und nimmt seine natürliche Farbe wieder an. Unter seiner Aegide verbergen sich die Chefs, von denen er seine ganze Kraft hat. Die Verschwörungen, deren Rädelsführer der Aufsicht einer argwöhnischen Polizei entgangen sind, beweisen diese Wahrheit. Dieser Einfluß regt sich in allen Richtungen und unter allen Formen. Er beunruhigt sich über die militärischen Trophäen der Vendee, deren getreue und friedliche Bewohner er entwaffnen möchte, während er unter läppischen und lächerlichen Vorwänden die Wiederbewaffnung der Wühler des Isère-Departements durchsetzt; er arbeitet darauf hin, die Gendarmerie zu desorganisiren; er entsetzt Offiziere unserer Armeen, denen ihre Gesinnungen und ihre Ergebenheit das Recht verliehen, eine Belohnung für ihre Arbeiten zu hoffen, und endlich bedroht er den Thron, von dem er seine natürlichen Vertheidiger entfernt.

„Es ist also Zeit, Sire, einem System, das zu solchen Ergebnissen führt, ein Ziel zu setzen. Ich habe bis jetzt in der Stille die beklagenswerthe Verblendung beseufzt, in welche das Ministerium versunken ist, aber das Geschrei des Publikums erhebt sich zu laut, als daß ich, der ich meinen Platz auf den Stufen des Thrones habe, noch länger gleichgültig erscheinen dürfte; meine Stimme muß sich also ebenfalls vernehmen lassen; mein Bruder selbst würde eines Tags mein Stillschweigen tadeln.

„Das Gemälde, das ich soeben vom Stand der Dinge entworfen habe, entspricht der Wahrheit. Meine Besorgnisse sind also gerechtfertigt. Die revolutionäre Keckheit wächst mit jedem Tage, die Repressivmittel nehmen ab; die fatale Epoche einer Katastrophe könnte sich beinahe berechnen lassen, und wenn ich die Zukunft befrage, so antwortet mir die Vergangenheit.

„Sire, ich habe die Gefahr bezeichnet, ich muß jetzt auch die Mittel der Abwehr angeben. Das ministerielle System in seine natürliche und gesetzliche Linie zurückversetzen; ihm eine gleichförmige, nach der Wichtigkeit der Umstände bemessene, aber dem Princip, wodurch es bestimmt wird, stets consequent entsprechende Bewegung geben; den Fortschritt der revolutionären Grundsätze hemmen, ohne sich jedoch von den übernommenen Verbindlichkeiten gegen die monarchischen Institutionen zu entfernen, so wie sie von unsern gegenwärtigen Gesetzen festgestellt sind, aus denen sie die Kraft und Geltung schöpfen, die allein ihren dauernden Bestand verbürgen können; dafür sorgen, daß man die Charte liebt und verehrt, wie man den König liebt und verehrt: das sind die hauptsächlichen Grundlagen des neuen Systems, dessen Annahme den Sturm, der uns bedroht, noch abzuwenden vermag.

„Aber man darf es sich nicht verhehlen, das Gute kann jetzt nicht mehr durch ein in der öffentlichen Meinung abgenütztes Ministerium gethan werden, welches dadurch, daß es Anwandlungen übler Laune für Kraftentfaltungen, Willkühr für Stärke hielt und die Nation durch die Wirkungen

einer unseligen Kurzsichtigkeit ermüdete, die revolutionären Gehässigkeiten wieder erweckt und den Thron ihrem furchtbaren Einfluß preisgegeben hat.

„Ihre Minister, Sire, es ist mir peinlich dieß zu sagen, bilden also das hauptsächliche Hinderniß des einzigen Guten, was gethan werden kann: die falsche Stellung, in welche sie sich gebracht haben, beraubt sie fortan der gefährlichen Ehre die Monarchie zu retten. Da sie auf der Bahn, die sie sich vorgezeichnet, schon zu weit vorangegangen sind und Grundsätze, denen sie Alles geopfert, nicht ohne Bedauern aufgeben können, um andere anzunehmen, die sie unaufhörlich bekämpft haben, so würde ihr Gang schwankend, ihr Benehmen ungewiß sein. Zwei von ihnen behaupten indeß noch immer einen ehrenvollen Platz in der öffentlichen Meinung.

„Ihre getreuen Unterthanen haben die Maßregeln beklagen können, zu welchen Ihre Minister des Auswärtigen und des Innern sich hinreißen ließen; aber sie lassen ihrer Loyalität und Ergebenheit alles Recht widerfahren. Sie werden mit Vergnügen sehen, wenn dieselben auch künftig das Vertrauen des Königs genießen und am Staatsruder bleiben; aber Sire, das Wohl des Staats erheischt die Entfernung ihrer Collegen, und nur durch dieses schleunige Opfer eines persönlichen Interesses werden diese letzteren sich ein Recht auf die öffentliche Dankbarkeit erwerben.

„Ich habe dem König eine flüchtige Skizze der schrecklichen Lage entworfen, worin die Monarchie sich befindet. Ich habe die Ursache des vielfachen Unglücks, welches uns bedroht, das Mittel zur Abstellung der weiteren Fortschritte

des Uebels, das Hinderniß, das dem noch immer möglichen Guten den Weg vertritt, bezeichnet.

„Ich habe also ein Recht zu hoffen, Sire, daß meine Anstrengungen, wie meine Wünsche nicht vergeblich sein werden. Unsere Gefahren und unsere Interessen sind gemeinschaftlich. Vereinigen wir uns um den einen zu trotzen und die andern aufrecht zu erhalten. In der Krisis, die uns bedroht, bin ich es meinem König, meiner Familie und Frankreich schuldig, daß ich meine Befürchtungen und meine Hoffnungen laut zu erkennen gebe. Meine Befürchtungen sind in der treuen Skizze, die ich dem König vor Augen lege, gerechtfertigt; meine Hoffnungen ruhen auf dem Gefühl der Ehre, das im Herzen der wahren Freunde der Monarchie niemals erlöschen wird, auf der religiösen Liebe, welche die unendliche Mehrheit der Franzosen dem Thron des heiligen Ludwig widmet; sie ruhen besonders, Sire, auf der väterlichen Zärtlichkeit, welche Ihr Herz für Ihre Unterthanen empfindet und die Ihnen im Kampfe so hoher Interessen gebieten wird, unverzüglich die einzigen Mittel zu ergreifen, welche das Wohl der Monarchie vorschreibt. Sind diese Mittel ergriffen, Sire, dann wird Alles seine Gestalt verändern: auf die Beängstigung wird Ruhe, auf den Groll die Vergessenheit folgen. Die Franzosen werden glücklich und stark nur noch eine und dieselbe Familie um den Thron her bilden und die Regierung Ew. Majestät wird sich mit dem ganzen Glanz ihres Glücks verschönen.

„Ich bin ehrerbietigst, Sire, mein Bruder und Herr,

Ew. Majestät ergebenster, gehorsamster Bruder, Unterthan und Diener

Carl Philipp."

Der Graf von Artois begnügte sich nicht mit diesem Schreiben an seinen königlichen Bruder: er wollte auch noch eine Besprechung über denselben Gegenstand haben. Der König bewilligte sie ihm. Monsieur entwickelte ihm umständlich die Gründe, die er schriftlich auseinander gesetzt, er fügte auch noch neue hinzu und berührte sehr delicate Punkte, die er Anfangs nicht erwähnt hatte. Bei dieser Besprechung ging er von seiner Strenge gegen Herrn Decazes etwas ab und wollte ihn in dieselbe Categorie stellen, wie die Herren Lainé und von Richelieu; bei dieser Besprechung erklärte Monsieur auch, daß er, wenn der König seine Minister behalte, seine eigenen Ansichten öffentlich aussprechen werde.

Es ist jetzt bewiesen, daß dieses Benehmen Monsieurs, sein Brief sowohl als seine Sprache ihm von der Coterie eingegeben worden war, die ihn beständig umgab und sein Vertrauen mißbrauchte.

Der Fürst von Polignac hat vor etlichen Jahren einen ersten Band geschichtlicher Studien veröffentlicht, worin man interessante Enthüllungen vorfindet. Er ist der erste, der den Brief Monsieurs bekannt gemacht hat, aber er gibt nur ein Bruchstück davon; dieses Bruchstück hat mir zu vollständiger Auffindung der Urkunde verholfen, so daß ich jetzt mehr leiste als Herr von Polignac, indem ich das Schreiben unverkürzt veröffentlichen kann. Herr von Polignac

entschuldigt das Benehmen des Grafen von Artois. „Aber," sagt er, „konnte Ludwig XVIII eine solche Einmischung tadeln, er der unter der Regierung Ludwigs XVI, und als er damals sehr fern von dem Throne war, sich erlaubte, dem Monarchen schriftlich zahlreiche Noten zuzustellen, die seine eigenen Bemerkungen über die Lage Frankreichs enthielten. Mußte nicht Monsieur als muthmaßlicher Erbe der Krone an die Zukunft seiner Kinder denken? und als er diese Zukunft gefährdet sah, legte ihm da nicht seine Stellung die Pflicht auf, seinen Bruder zu warnen?" Herr von Polignac sagt weiter: „Ich besitze die Originalschrift des Briefes, den Carl X im Jahr 1818 an seinen Bruder Ludwig XVIII schrieb, nebst den Verbesserungen von seiner eigenen Hand." Hier habe ich zwei Bemerkungen zu machen.

1) war der Brief Monsieurs nicht das Werk dieses Prinzen, sondern das Werk seiner Rathgeber; deßhalb ist die Originalcopie nicht von ihm geschrieben und deßhalb sind blos die Correcturen sämmtlich von seiner Hand.

2) sagt Herr von Polignac nichts von der Besprechung, die zwischen den beiden Brüdern stattfand; aber er berichtet getreulich, was der Graf von Artois zu Ludwig XVIII sagen mußte, um seinen Brief zu ergänzen. Herr von Polignac war also in das Geheimniß des Briefes und der darauf folgenden Erklärung eingeweiht. In solchen Fällen sind die Vertrauten allerdings Rathgeber.

Ja Herr von Polignac hat Recht, der Graf von Artois entschuldigte sich mit dem Beispiel, das Ludwig XVIII ihm gegeben, indem er Ludwig XVI häufig Noten und Denkschriften einreichte; auch machte er sein erbliches Recht, so-

wie die Zukunft seiner Kinder geltend. Die Antwort, welche Ludwig XVIII auf Monsieurs Brief ertheilte, läßt in dieser Beziehung keinen Zweifel übrig. Herr von Polignac war zu sehr ins Geheimniß des Grafen von Artois eingeweiht, er hatte sich zu sehr mit dieser Angelegenheit befaßt, als daß ihm die Antwort des Königs unbekannt bleiben konnte. Warum hat er sie also nicht veröffentlicht? Als loyaler Mann mußte er doch die Vertheidigung neben den Angriff stellen. Die Antwort ist inzwischen für die Geschichte eben so wenig verloren als der Brief des Grafen von Artois. Ich habe in den ungedruckten Memoiren eines Mannes, der mehr als einmal den Vermittler bei den beiden Brüdern spielte, eine Analyse davon gelesen, die ich mit Fug und Recht als sehr getreu und vollständig betrachten kann, und worin man Stellen wieder findet, welche wörtlich dem wahrhaft merkwürdigen Schreiben Ludwigs XVIII entnommen sind. In diesen Memoiren habe ich auch den Brief Carls X gefunden, wovon Herr von Polignac nur ein Bruchstück gegeben hat; aber dieses Bruchstück, von dessen vollkommener Identität ich mich überzeugt habe, verleiht auch dem übrigen Brief Authenticität. Der Verfasser der Memoiren spricht sich folgendermaßen aus.

„Ludwig XVIII antwortete am 29. Januar auf den Brief, welchen Monsieur unterm 23. an ihn gerichtet hatte, wie folgt:

„Ich habe nicht nöthig, mein lieber Bruder, Ihnen das schmerzliche Gefühl zu schildern, das Ihr Brief in mir erweckt hat; Sie hatten dieß vorhergesehen und Ihre Augen sind Zeugen davon gewesen. Was ich wünsche, das ist die

Sache mit der größten Kaltblütigkeit zu behandeln und Ihnen wo möglich den Irrthum zu beweisen, worin Sie sich über wesentliche Punkte befinden.

„Das System, das ich angenommen habe und das meine Minister mit Beharrlichkeit befolgen, gründet sich auf die Maxime, daß man nicht König zweier Völker sein darf, und alle Anstrengungen meiner Regierung sind darauf gerichtet, daß diese zwei Völker, die nur zu gewiß vorhanden sind, am Ende dennoch nur ein einziges bilden mögen. Das Unternehmen ist nicht leicht; Sie müssen sich erinnern, mit welchem Nachdruck Jemand bei einer in Cambrai gehaltenen Berathung die Schwierigkeit desselben schilderte und erklärte, man müsse sich auf diejenige Seite werfen, die er als die zahlreichste betrachtete. Ich ging auf diese Ansichten nicht ein; ebensowenig wäre ich auf eine andere eingegangen, die den Zweck gehabt hätte, mich in das entgegengesetzte Extrem zu treiben: das Eine oder Andere würde zum Bürgerkrieg, dem schrecklichsten aller Uebel, geführt haben ... Noch einmal, ich verhehle es mir nicht, wie schwierig die Mittelstraße ist, die ich mir vorgezeichnet habe: ich weiß, daß ich mir bei meinem Alter vernünftigerweise nicht mehr mit der Hoffnung schmeicheln darf ans Ziel zu gelangen. Ich weiß eine noch peinlichere Sache, nämlich daß man häufig wohlbegründete Interessen verletzen muß, daß ich nicht hoffen kann Allen zu gefallen. Heinrich IV, welchem mich gleichzustellen ich wahrlich nicht den einfältigen Hochmuth habe, befolgte denselben Weg und fand darauf Nichts als Herzeleid. Sie sehen, wie er unaufhörlich von seinen alten Freunden des Undanks, von seinen Feinden der Falsch-

heit beschuldigt wurde. Er antwortete: Sie werden mich sehnlichst zurückwünschen, wenn ich nicht mehr sein werde. Ich wage nicht dasselbe zu sagen; gleichwohl glaube ich, daß das Andenken eines Mannes, von welchem man weiß, daß sein Herz nicht schlecht ist und dessen Absichten gut sind, wohl die Ehre einigen Bedauerns verdient. Soviel in Betreff des Systems; gehen wir jetzt auf die Mittel der Ausführung über."

„Der König bespricht alle Vorwürfe, welche der Graf von Artois gegen sein Ministerium, d. h. gegen seine Regierung, d. h. gegen ihn selbst gerichtet hat, einen um den andern. Er leugnet, was der Graf von Artois behauptet; er stellt die Wahrheit der Thatsachen wieder her und aus diesen Thatsachen ergibt sich eine vollständige Rechtfertigung: es ist nicht wahr, daß die moralischen Interessen der Revolution gehätschelt werden. So oft gefährliche Lehren veröffentlicht wurden, sind die Schriften bei den Tribunalen verklagt worden und gleichwohl ist die Presse frei geblieben. Wenn man Ausnahmsgesetze verlangt und durchgeführt hat, so ist dieß auf gesetzlichem und constitutionellem Wege geschehen.

„Wenn das Land aufgeregt ist, wenn die Jakobiner ihre Häupter wieder erheben, so kommt dieß daher, weil sie durch die monströsen Allianzen, die eine gewisse Partei mit ihnen geschlossen hat, aufgemuntert werden. Die Männer dieser Partei haben ohne Zweifel gute Absichten, aber sie wissen nicht, wohin man sie führt; die wahren Freunde sehen hierin klar. Der König stellt förmlich in Abrede, daß

der Revolutionspartei Bürgschaften ertheilt und Zugeständnisse gemacht worden seien.

„Er vertheidigt die Ordonnanz vom 5. September folgendermaßen:

„Die Ordonnanz vom 5. September erfordert eine geschichtliche Darlegung, die ich so kurz als möglich fassen werde. Es ist sehr möglich, obschon ich mich dessen nicht erinnere, daß ich die Kammer von 1815 als eine unfindbare bezeichnet habe. Berauscht von den Liebesbeweisen, die mir alle Wahlcollegien um die Wette gaben, glaubte ich, die von ihnen ernannten Deputirten kämen mit einigem Vertrauen auf mich und würden meine Regierung nach besten Kräften unterstützen. Meine Freude währte nicht lange. Die Art, wie die Kammer sich geberdete, als sie das Gesetz gegen aufrührerische Schriften annahm, begann mir traurige Betrachtungen einzuflößen. Bald kam das Amnestiegesetz: kein Vertrauen, ja sogar kein Respekt mehr. Man mußte bei der Maßregel stehen bleiben, welche der einstimmige Wunsch der in Paris gebliebenen Royalisten am 7. Juli mir entrissen hatte; allein man ging weiter, der Verlauf der Berathung war nicht mehr zweifelhaft. Um das Maaß voll zu machen, war es ein für die königliche Majestät beleidigendes Stück Beredtsamkeit, was das Votum der Kammer bestimmte ... Von dieser Epoche an erlaubte sich die Kammer, deren reine Absichten ich indeß nicht bezweifeln will, einen Eingriff in die königliche Prärogative um den andern. Ich entschloß mich diese Ordonnanz zu erlassen, die mich, das würde ich selbst vor dem Throne Gottes sagen, über meines Gleichen gestellt hat."

Der König bespricht die Klage über angebliche Verfolgungen gegen royalistische Beamte.

„Diese Beschwerde ist ungegründet. Wenn Versetzungen und Absetzungen stattgefunden haben, so geschah es, weil diese Maßregeln unumgänglich nöthig waren. Eine Regierung läßt sich mit einer großen Maschine vergleichen, deren Haupttriebfeder das Ministerium und deren Räderwerk die Behörden sind; wenn eines dieser Räderwerke still steht oder auch nur die gegebene Bewegung hindert, so funktionirt die Maschine nicht mehr; wollt ihr, daß sie euch nützen soll, so müßt ihr das Räderwerk ändern. Dieß ist geschehen und es mußte geschehen, wenn man sich nicht der Inconsequenz schuldig machen wollte. Im Uebrigen sind die abberufenen Beamten durch Royalisten ersetzt worden, deren Ergebenheit und Treue unstreitig waren und niemals bestritten worden sind. Der König fährt also fort:

„Das Wahlgesetz wäre besser geworden, wenn nicht die Minorität des vergangenen Jahrs nach dem falschen Grundsatz, daß man das was man für schlecht hält noch schlechter machen müsse, einen Artikel durchgesetzt hätte, welcher die Thätigkeit der Regierung lähmt; sind aber trotzdem die Wahlen des heurigen Jahres schlecht ausgefallen?"

„Der König giebt zu, daß bedauerliche Wahlen stattgefunden haben, aber dieß sieht man täglich auch in England, und das sind Zufälle, über die man sich beruhigen muß. Man kann die Verantwortlichkeit für diese Wahlen ohne Ungerechtigkeit nicht auf der Regierung lasten lassen. Ihr Benehmen in Lyon hat bewiesen, daß sie, wenn sie zwischen allzueifrigen Freunden und verdächtigen Kandidaten

zu wählen hatte, unbedenklich immer die ersteren vorzog. Das Wahlgesetz hat allerdings seine Fehler: dies ist das Loos aller menschlichen Einrichtungen; die Art wie man ihnen abhilft, wird die Reinheit der Absichten des Ministeriums kundgeben.

„Was das Rekrutirungsgesetz betrifft, so ist der einzige wahrhaft wichtige Punkt derjenige, welcher die Art des Avancements betrifft. Wir stehen nicht mehr in der Zeit, wo der größte Ehrgeiz des Soldaten sich darauf beschränkte in das privilegirte Corps der Hellebardiere einzutreten. Heutzutage sieht ein Mann, wenn er die Muskete ergreift, Epauletten, Ordenssterne, gestickte Uniformen, den Marschallsstab vor sich: dieß ist ein gewaltiges Vehikel, welchem die französischen Armeen einen Theil ihres Ruhmes verdankt haben. Dieses System hat die bestehenden Gesetze für sich: man kann sie nicht verletzen, und wer ihre Abschaffung versuchen wollte, würde sich auf ein gewagtes Unternehmen einlassen, das ganz gewiß das Mißvergnügen des Soldaten erregen würde, dessen Herr man allerdings sein, den man aber auch an sich zu fesseln verstehen muß. Das Gesetz gibt der königlichen Prärogative zwar nicht Alles, was sie vor 1789 besaß, aber doch einen großen Theil der Vortheile zurück, deren sie seit 1791 beraubt war.

„Nachdem ich, sagt hierauf der König, sowohl das System als auch die Handlungen und Grundsätze der Regierung gerechtfertigt habe, wird es Sie nicht überraschen, wenn ich Ihnen sage, daß ich weder das System noch die Minister ändern will, und daß ich im Gegentheil entschlossen bin auf eine recht augenfällige Art zu beweisen, daß ich sie

aufrecht erhalten will. Ich muß hinzufügen, daß Sie sich im Irrthum befinden, wenn Sie glauben, es befinden sich unter ihnen Männer, die sich auf der Bahn, welche sie einschlagen, mehr von Andern hinreißen, als von ihren eigenen Grundsätzen leiten lassen. Es existirt durchaus keine Meinungsverschiedenheit in meinem Rath, und weder die in Ihrem Brief bezeichneten Minister, noch derjenige zu dessen Gunsten Sie mir im Gespräch eine Ausnahme machen zu wollen schienen, noch einer von den Andern würden in eine Verwaltung eintreten, die andere Grundsätze befolgte.

„Sie haben mir angekündigt, daß Sie, wenn es Ihnen nicht gelänge mich zu überreden, Ihre eigene Anschauungsweise öffentlich darlegen würden ... Den Vorstellungen, die ich Ihnen machte, haben Sie das Beispiel der Denkschrift entgegengesetzt, welche Sie zu Ende des Jahrs 1788 drucken ließen; aber dieses Beispiel, ich habe es Ihnen gesagt und ich wiederhole es, dieses Beispiel beweist nichts! Durch einen Beschluß des Ministerraths vom Juli des vorhergehenden Jahrs hatte der König Jedermann aufgefordert, öffentlich seine Ansicht über die künftige Zusammensetzung der Reichsstände auszusprechen. Die Versammlung der Notabeln war in dieser Absicht einberufen worden. Die Schließung fand am 12. September statt, am Tag, wo sie dem König ihre vierte Denkschrift einreichten; sie wurde am 15. veröffentlicht und der Beschluß des Ministerraths, der die Frage entschied, wurde erst am 27. gefaßt; es stand also Ihnen wie auch den andern Prinzen, welche die Denkschrift unterzeichneten, vollkommen frei, sie dem Publikum zur Kenntnißnahme vorzulegen. Gewiß aber sind die Umstände

heutigen Tags nicht mehr dieselben. Sie haben unstreitig die Pflicht vor allen Dingen mich selbst mit der ganzen Kraft und Energie, welche Sie dabei für angemessen erachten, wissen zu lassen, was Sie, ob nun im allgemeinen System der Regierung oder im persönlichen Verhalten der Minister, tadelhaft finden; aber Nichts legt Ihnen das Bedürfniß auf weiter zu gehen... Der verstorbene Prinz von Conty sagte: die Krone gehört uns Allen, unser Aeltester trägt sie. Und er hatte vollkommen Recht: die Krone gehört Allen, d. h. Alle vom muthmaßlichen Erben an bis zum letzten Sprößling des entferntesten Zweiges haben auf gleiche Weise ein geheiligtes, unveräußerliches, unverjährbares Recht auf sie. Aber der Aelteste trägt sie, d. h. er allein übt ihre Rechte aus; er allein ist in Betreff der Art sie auszuüben Richter und verantwortlich. Kurz er kann und muß die letzten Worte Nelsons: so lange ich lebe, habe nur ich hier zu befehlen, auf sich anwenden. Je näher ein Prinz vermöge seines Ranges der Krone steht, um so mehr verlangen es die Pflicht und sein Interesse von ihm, daß er die Machtvollkommenheit dessen, der sie trägt, verstärkt und ihr die gebührende Achtung verschafft..."

„Der König prüft die Gefahren des Systems, in welches man ihn hineinreißen möchte:

„Ich kann nicht ohne Zittern dem Moment entgegensehen, wo ich die Augen schließen würde. Sie würden sich dann zwischen zwei Parteien gestellt sehen, wovon die eine sich bereits von mir unterdrückt glaubt, und die andere fürchten würde von Ihnen unterdrückt zu werden. Würden Sie sich zu der einen von beiden schlagen? Verhehlen Sie

sich's nicht, der Bürgerkrieg mit all seinem Jammer wäre die unvermeidliche Folge davon. Würden Sie Alles zu versöhnen suchen? Ich sage es Ihnen mit Schmerz, aber durchdrungen von der Wahrheit meiner Worte, Sie würden wie Heinrich IV und mit größerem Schein des Rechts von der einen Seite des Undanks und von der andern der Doppelzüngigkeit geziehen werden. Und wenn der Erfolg für mich schwer ist, der ich stets die Mittellinie eingeschlagen habe, so würde er für Sie, wenn Sie sich schon zum Voraus für die eine oder andere Seite der Frage entschieden hätten, noch schwerer sein . . .

„Ich verlange von Ihnen noch nicht, daß Sie den unveränderlichen Entschluß, den ich Ihnen erklärt habe, gutheißen sollen: Zeit und Ueberlegung werden Sie dazu führen, und der Abend meines Lebens, der gegenwärtig von so düstern Bildern umhüllt ist, kann dann vielleicht noch einige schöne Tage bringen.

„Ihr guter Bruder

„Ludwig.

„29. Januar 1818."

Ich habe es bereits gesagt, Monsieur war der loyalste der Prinzen und der treueste Unterthan: er las mit tiefer Rührung die Antwort des Königs, er nahm sich seine Rathschläge und Ermahnungen zu Herzen, und es war von diesem traurigen Zwischenfall keine Rede mehr. Gleichwohl ergab sich daraus für alle die Gewißheit, daß das vom Ministerium befolgte und angewandte System durchaus das System des Königs selbst sei, sei es nun, daß er die Initia-

tive ergriffen oder daß er die Initiative seiner Minister angenommen hätte. Aber in diesem Fall hatte er das System ohne Rückhalt angenommen und verfocht es mit aufrichtigem Gemüthe. Eine andere Folge war, daß Monsieur sich zuletzt an die Charte und an die constitutionelle Regierung anschloß; es gab sogar einen Augenblick, wo er sich der Politik und der Person des Herrn Decazes näherte, und er würde diesem Minister seine herzliche Unterstützung zugewandt haben, wenn er sich zu einigen Modifikationen im Kabinet verstanden hätte, welche den Geist, den Charakter und die Politik desselben nicht wesentlich verändert haben würden.

Zu Anfang des Jahres 1820 fiel der Herzog von Berry durch Mörderhand. Die beiden Parteien sind stets auf der Wache; diejenige, die seit fünf Jahren den Minister, der nach der constitutionellen Charte regierte, auf Tod und Leben verfolgte, wagte es gegen diesen Minister eine Anklage auf Mitschuld an dem Verbrechen Louvels zu erheben; eine gehässige und dumme Verleumdung, die man zehn Jahre später aufs Neue vorzubringen sich nicht entblödete, und worein man den Herzog von Escars und den Herzog von Maillé zu verwickeln wagte *). In diesem Augenblick hatte das Ministerium einen Gesetzesentwurf angekündigt,

*) Das Zuchtpolizeigericht entschied die Sache am 30. März 1830. Ich vermag kaum zu begreifen, wie Männer, die in der öffentlichen Achtung so hoch gestellt waren, sich herablassen konnten, bei den Gerichten Genugthuung für diese unwürdige Beschimpfung zu suchen, zu deren Organ sich ein unbekannter Ausländer gemacht hatte.

welcher das Wahlgesetz modificiren sollte und auf eine gewisse Opposition im linken Centrum gestoßen war. Die zwei Oppositionen versetzten das Ministerium in die Minorität. Unter diesen bedeutungsschweren Umständen glaubte Herr Decazes sich zurückziehen zu müssen, um nicht den Abgrund zu graben, der nahe daran schien die Monarchie zu verschlingen. Er wurde durch eine Art von Uebergangsministerium ersetzt, dessen Präsidentschaft zu übernehmen der Herzog von Richelieu sich bereit finden ließ. Dieses Ministerium setzte das neue Wahlgesetz durch; man gab ihm auch Ausnahmsgesetze, wie die Lage sie forderte. Am Ende von 1820 traf man neue Wahlen, welche den Charakter der Majorität veränderten; man lavirte noch einige Zeit, indem man sich täglich etwas mehr nach rechts neigte, und am 14. December 1821 bildete der König das Ministerium, dessen Chef Herr von Villèle war. Die Partei, welche die Mehrheit der unfindbaren Kammer bildete, hatte endlich die Regierung Frankreichs auf sich genommen. Ihr Ehrgeiz war befriedigt.

Mit den Angelegenheiten des Landes in den schwierigsten Zeiten beschäftigt, hatte Herr Decazes den Muth die Initiative der klügsten und gefährlichsten Beschlüsse zu ergreifen; er hatte die ehrliche Kühnheit gegen eine ganze leidenschaftliche gewaltsame Partei zu kämpfen, die es weder an Verläumdungen, noch an Rache gegen ihn fehlen ließ. Die Leidenschaften dieser stürmischen Tage sind erloschen und die Stunde der Gerechtigkeit ist für alle angebrochen.

Nach den Thatsachen, die ich hier kurz zusammengefaßt, ist Herr Decazes nach besten Kräften bemüht gewesen un-

gestüme Ausbrüche der Reaction und gar manches Unglück abzuwehren. Ihm hat es Ludwig XVIII zu verdanken, daß er geehrt und betrauert auf seinem Throne starb. Durch seine freundschaftlichen Verbindungen mit Männern von hoher Einsicht und folglich gemäßigter Politik hat Herr Decazes seinem Land wahrhaft wichtige Dienste geleistet.

Sechstes Kapitel.

Herr von Villèle.

Jugend des Herrn von Villèle. — Die Widerspenstigen von Villefranche. — Herr Romiguière. — Herr Espinasse. — Herr von Villèle zum Maire von Toulouse ernannt und zum Deputirten erwählt. — Herr Corbière. — Die Herren von Villèle und Corbière Minister. — Ernennung von Wechselagenten. — Die 3 Procent. — Die Entschädigungs-Milliarde — Das allgemeine Wahlrecht. — Die bezahlten Ankündigungen von Herrn von Villèle eingeführt. — Verabschiedung der Nationalgarde.

Jedermann weiß, wie Herr von Villèle seine Jugend verbrachte. Auf das Gestade der Insel Bourbon geworfen, ohne anderes Besitzthum als die Kleider, die er auf seinem Leib hatte, wurde er als Aufseher in der Zuckersiederei des Herrn Panon angestellt, der ihn zum Tochtermann nahm; auf diese Art wurde er zum Mitglied der Colonialversammlung ernannt. Er kam mit einem gewissen Vermögen in sein Vaterland zurück und kaufte da ein bedeutendes Gut, das Schloß Mourville im Bezirk Villefranche, in der Um-

gebung von Toulouse. Er wurde zum Maire von Mourville ernannt. Sein Vermögen belief sich auf 12 — 15000 Franken Rente.

Ein ziemlich wichtiges Ereigniß verschaffte Herrn von Villèle Gelegenheit zu bedeutenden und für seine Zukunft wichtigen Verbindungen. Im Bezirk Villefranche und besonders in Mourville hielt sich eine ziemlich große Anzahl widerspenstiger Rekruten verborgen. Im Jahr 1810 gab es für solche Leute keine Gnade. Vermummte Gendarmen kommen nach Mourville und steigen bei Nacht auf Leitern in die Wohnung des Herrn von Villèle, in der Meinung hier einige Widerspenstige überfallen und festnehmen zu können. Ein treuer Bedienter, der Lärm hört, steht auf, nimmt eine Flinte, legt an, schießt und tödtet einen der Gendarmen. Herr von Villèle war damals bereits Mitglied des Generalraths der obern Garonne und hatte zum Collegen Herrn Romiguière, Vater des Rechtsgelehrten, der in den hundert Tagen Deputirter war und später Mitglied des Cassationshofs und Pair von Frankreich wurde. Herr Romiguière Sohn war noch ein einfacher Advocat, der seine Laufbahn erst begann. Er hatte seine Studien hauptsächlich dem Criminalfach zugewendet. Herr von Villèle, der sich um das Schicksal seines Bedienten, welcher verhaftet, eingesperrt und vor den Assisenhof gestellt worden war, bekümmerte, ging zu Herrn Romiguière Sohn und sagte zu ihm: „Ich gedenke meinen Bedienten selbst zu vertheidigen, und da ist eine Denkschrift, die ich zum Voraus für seine Richter aufgesetzt habe: lesen Sie das Ding durch und sagen Sie mir Ihre Ansicht darüber.“ Herr Romiguière Sohn las

die Denkschrift und fand darin eine klägliche, aller Umsicht ermangelnde Beweisführung, alle Thatsachen waren schlecht dargestellt; aber aus Ehrerbietung vor dem Collegen seines Vaters wagte er Herrn von Villèle seine Ansicht nicht zu sagen, sondern rieth ihm blos Herrn Espinasse, einen sehr ausgezeichneten Rechtsgelehrten von Toulouse, zu befragen. Er begleitete ihn selbst zu Herrn Espinasse. Dieser Letztere, ein Mann von schon sehr vorgerücktem Alter, nahm weniger Rücksichten, und als Herr Romiguière die Denkschrift vorgelesen hatte, sagte er zu Herrn von Villèle: „Sie wollen also durchaus, daß Ihr Bedienter zum Tod verurtheilt werde? Zerreißen Sie diese Schrift da, seien Sie Entlastungszeuge, sagen Sie den Richtern alles Gute, was Sie von dem Angeklagten denken, und beauftragen Sie Herrn Romiguière hier mit der Vertheidigung; ich bürge Ihnen für seine Kenntnisse und sein Talent." Herr von Villèle sagte beim Zeugenverhör seine ganze Denkschrift her. Der Präsident des Gerichts unterbrach ihn und ertheilte ihm folgenden Verweis: „Sie sagen uns Dinge, um die wir Sie nicht fragen, und Sie sagen uns nicht, um was wir Sie fragen."

Wir werden sehen, wie Herr von Villèle später als Minister niemals die an ihn gerichteten Fragen beantwortet und immer die Erörterung viel mehr irrezuführen, als in ein klares Licht zu stellen bemüht ist.

Für dießmal trat Herr von Villèle endlich in seine Rolle als Entlastungszeuge zurück.

Herr Romiguière plädirte mit Talent; der Angeklagte wird freigesprochen.

Es entspann sich eine intime Verbindung zwischen Herrn

von Villèle und Herrn Espinasse, und dadurch hauptsächlich erwarb sich der künftige Minister ziemlich bestimmte Begriffe von den Finanzen, der Verwaltung und dem Staatsrecht. Herr von Villèle war im Jahr 1814 in Toulouse und im Departement der obern Garonne sehr wenig bekannt. Er wurde damals noch nicht zum Deputirten erwählt, aber er gab eine politische Broschüre heraus, worin er sich als Feind der Charte erklärte. Nach den hundert Tagen befand sich der Herzog von Angoulême in Toulouse, umgeben von leidenschaftlichen Royalisten, welche die Broschüre des Herrn von Villèle von ganzem Herzen billigten. Bald wurde die Mairie von Toulouse erledigt, und der Maire von Mourville, der die Protection des Herzogs von Angoulême und sämmtlicher Royalisten seiner Umgebung besaß, wurde zum Maire von Toulouse ernannt. Auf diese Art begann das politische Glück des Herrn von Villèle. Bald darauf wurde er zum Deputirten von Toulouse erwählt: er war am 15. August 1815 bereits im Capitol eingezogen, als der General Ramel ermordet wurde.

Durch seine Antecedenzien, seine Ansichten, sein bestimmtes Wesen und seinen gefälligen Charakter gewann Herr von Villèle sehr schnell die royalistischen Deputirten der verschiedenen Provinzen und selbst seine leidenschaftlichsten Collegen. Man kam Morgens gern in seine Wohnung in der Rue de Provence um mit ihm zu plaudern; obschon er erst seit kurzer Zeit in der Kammer saß, war er doch der Mittelpunkt einer Menge von Intriguen. Um ihn gruppirten sich bereits viele kleine Hoffnungen und ehrgeizige Gelüste

untergeordneten Schlags. Herr Corbière hatte sich an sein Glück angeschlossen. Herr Corbière und Herr von Villèle, denen die Revolution weder Titel noch Güter geraubt, hatten sich als ehrgeizige Bourgeois den aristokratischen Interessen der Restauration geweiht.

Die Freunde des Herrn von Villèle bildeten die Mehrheit in der Kammer; sein Name wurde damals öffentlich und in den Umgebungen des Thrones genannt. Ludwig XVIII kannte ihn nicht persönlich. Endlich eines Tags schrieb ihm Herr von Richelieu als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der König wünsche ihn zu sehen. Herr von Villèle begab sich in Begleitung seines Freundes Corbière, der gleichfalls seinen Anhang in der Kammer besaß, nach den Tuilerien. Ludwig XVIII empfing diese beiden bürgerlichen Vertreter der aristokratischen Partei anfangs mit Kälte und hochmüthiger Würde. Er fragte sie beinahe ärgerlich, wo die Ansprüche der Royalisten anhalten würden, und welche Art von Ministerium sie ihm aufzuzwingen gedächten. Herr Corbière öffnete den Mund um dem König ernsthaft zu antworten, als Herr von Villèle in leichter und geistreicher Sprache seine Freunde preiszugeben anfieng und im Hofmannston über die blinde Hartnäckigkeit der ungestümsten und leidenschaftlichsten Deputirten spottete. Diese unerwartete Sprache gefiel dem König. Am folgenden Tag wurde Herr Corbière zum Präsidenten des Raths des öffentlichen Unterrichts ernannt und Herr von Villèle trat mit den Herren Corbière und Lainé ins Kabinet ohne Portefeuille.

Herrn von Villèle war es nicht unangenehm sich in

einer Stellung, die beinahe keine Bedeutung und Verantwortlichkeit hatte, auf der Ministerbank zu versuchen. Er ließ das Kabinet des Herrn von Richelieu handeln und sich blosstellen.

Die Häupter der royalistischen Opposition verständigten sich mit Herrn von Villèle und zogen ihn über ihre Angriffspläne gegen dieses Ministerium, dessen sämmtliche Geheimnisse er kannte, zu Rath. Herr von Villèle ließ sich von ihnen Vorwürfe wegen ihrer Unthätigkeit machen, sagte ihnen, sie müssen zu warten wissen, forderte sie ohne alle Energie in seinem Tone zur Mäßigung auf, vertheidigte seine Collegen im Ministerrath mit den schlechtesten Gründen, die er finden konnte, gestand gleichsam wider Willen ihre schwachen Seiten zu, und als die Herren von Castelbajac, von Bonald und Delalot mit ihrer ganzen Beredtsamkeit über die Herren von Richelieu, Roy und Siméon, damals Minister mit Portefeuille, losgefahren waren, gieng er mit verdrießlicher Miene zu den letzteren und beklagte sich beinahe mit Thränen in den Augen über den undisciplinirbaren Charakter seiner Freunde. Herr von Richelieu sprach eines Tags mit Herrn Decazes aufrichtig von den Verlegenheiten, welche dieser gute Herr von Villèle mit seiner Partei habe, und von seinen vergeblichen Bemühungen sie zu beschwichtigen. Herr Decazes kannte den Deputirten von Toulouse und öffnete Herrn von Richelieu die Augen über ihn. Bald darauf in einer Kammersitzung neigte sich Herr von Richelieu nach neuen und leidenschaftlichen Ausfällen der Herren von Castelbajac und Salaberry zu Herrn von Villèle hin, der neben ihm auf der Ministerbank saß,

und sagte zu ihm: „Wahrhaftig die Leute gehen Ihnen allzusehr auf den Leib. Ich will mich für Sie aufopfern; ich trete ab.“ Noch am selben Abend gieng Herr von Richelieu zum König, reichte ihm seine Entlassung ein und übergab ihm eine neue Ministerliste. An der Spitze figurirten die Herren von Villèle und Corbière. Auf alle Vorstellungen des Königs und Monsieurs antwortete der Herzog: die Freunde des Herrn von Villèle hätten ihn zu sehr beleidigt; aber er ließ nicht den mindesten Verdacht gegen die feindselige Mitschuld des Herrn von Villèle durchblicken. Sobald das Ministerium Villèle gebildet war, glaubten die Royalisten und der Graf von Artois, die Contrerevolution sei fertig. Als das neue Kabinet das Staatsruder ergriff, war die äußere Lage Frankreichs schwierig und verwickelt. Der Congreß von Verona hatte so eben begonnen. Unter einer Regierung, die keine Verpflichtungen der Sympathie und der Dankbarkeit gegen das Ausland gehabt hätte, wäre dieß der Augenblick gewesen sich wiederum ein großes Ansehen in Europa zu verschaffen. Der griechische Aufstand, für welchen alle Völker glühten und den alle Souveräne mehr oder weniger offen bekämpften, hatte in den meisten Staaten der heiligen Allianz Mittelpunkte der Opposition und des Widerstandes hervorgerufen. Piemont und Neapel, Vulkane, bei denen es kaum erst zu einem neuen Ausbruch gekommen war, hielten das österreichische Kabinet wach und in beständiger Unruhe; ein Theil der österreichischen Streitmacht überwachte diese beiden Staaten. England überwachte Rußland, das niemals aufgehört hatte in aller Stille das politische Testament Peters I zu vollstrecken, und das schon

damals über jenen Triumphbogen von Cherson hinausschreiten zu wollen schien, auf welchen Katharina die drei drohenden Worte Straße nach Byzanz hatte schreiben lassen. Polen und Deutschland wurden nur durch Bajonnette im Zaum gehalten, Spanien hatte in neuester Zeit erst seine Revolution gemacht.

Herr von Metternich und Lord Castlereagh hatten das französische Ministerium gegen Rußland, dessen Armeen bereits die Ufer des Pruth bedeckten, hinzureißen gesucht. Aber dieser Plan Metternichs und des englischen Ministeriums scheiterte an dem Herzog von Richelieu, der gegen Rußland, sein Adoptivvaterland, dankbar geblieben war. Herr von Metternich freute sich daher auch über den Rücktritt des Herrn von Richelieu und über die Ministerwerdung des Herrn von Villèle. Er glaubte die Tripelallianz fertig, als Lord Castlereagh kein anderes Mittel fand, um aus den Verlegenheiten seiner Politik los zu kommen, als daß er sich die Kehle abschnitt.

Als Herr von Villèle sich in seinem Ministerstuhl eingerichtet hatte, fragte er, um was es sich eigentlich handle. Sein Entschluß war bald gefaßt und ging dahin Nichts zu thun.

Aber Herr von Metternich besaß einen großen Vorzug vor Herrn von Villèle voraus. Er hatte Ueberzeugungen. Er war der Partei der absoluten Monarchie treu ergeben. Er arbeitete durch Vermittlung des Herrn von Montmorency, bevollmächtigten Ministers, beim Congreß darauf hin, den friedlichen und unbeweglichen Herrn von Villèle zu dem Krieg in Spanien zu treiben, um daselbst die Revolu-

tion zu ersticken. Herr von Villèle, der von allen Seiten, von Monsieur, von dem Herzog von Angoulême und der royalistischen Partei bestürmt wurde, wehrte sich so gut er konnte, und glaubte ein siegreiches und entscheidendes Argument entgegen zu stellen, wenn er sagte: „Der Krieg in Spanien wird ein Sinken der Fonds zur Folge haben."

Herr von Villèle begann also den Krieg in Spanien gegen seinen Willen; er war sogar genöthigt das Prinzip dieses Kriegs gegen die Opposition zu verfechten, den General Foy und alle Diejenigen zu bekämpfen, die ihn beschuldigten, daß er das Land in ein Unternehmen hineinreiße, das unheilvoll enden werde; ja er mußte sich die Vorwürfe Derjenigen, deren Ansicht er insgeheim theilte, und zu seiner nicht geringeren Verlegenheit auch die nicht sehr aufrichtigen Lobsprüche seiner Freunde gefallen lassen. Er zog sich ohne große Anstrengungen aus den Schwierigkeiten einer solchen Rolle. Es widerfuhr ihm eine Täuschung, die ihm Freude machte: die Rente fiel nicht.

Seine ganze Politik hatte sich nämlich bereits auf die Börse concentrirt. Schon in den ersten Tagen der Restauration hatte man das ungestüme Drängen der Interessen an die Stelle der politischen Leidenschaften zu setzen gesucht. Unter dem Ministerium des Herrn von Richelieu im Jahr 1817 hatte eine königliche Ordonnanz acht Wechselagenten ernannt. Einer von ihnen verdankte diese Gunst einem ziemlich eigenthümlichen Umstand. Der Maler Gérard hatte nämlich sein Gemälde: Einzug Heinrichs IV in Paris kurz zuvor im Louvre ausgestellt. Der König kam

zu wiederholten Malen um das Kunstwerk zu studiren und zu bewundern; das schöne Gesicht des Bürgermeisters von Paris, der vor Heinrich IV kniete und ihm die Schlüssel seiner guten Stadt überreichte, fiel ihm dabei besonders auf. Man sagte ihm, diese geschichtliche Person sei ein gewisser L'Huilier gewesen, Bürgermeister von Paris unter Heinrich IV. — „Leben noch Abkömmlinge von ihm?“ fragte der König. Man bejahte dieß und fügte sogar hinzu, der letzte Vertreter dieser Familie sei Bewerber um eine Wechselagentenstelle. Der König besaß ein gutes Gedächtniß, und Herr L'Huilier wurde zuerst auf die Liste gesetzt.

Die Staatsmänner unserer Zeit scheinen den Charakter, ich möchte beinahe sagen das Temperament des französischen Volks nicht genug beobachtet und studirt zu haben. Wenn die Regierung oder Opposition in Frankreich sich zu einer Idee oder zu Unternehmungen hinneigen, so wird unsere Gesellschaft bald von einer fieberischen Leidenschaft für die in Umlauf gesetzten Ideen oder für die in Gunst stehenden Speculationen erfaßt. Das französische Volk geht nicht, es kann nur laufen. Man entflamme uns für die Freiheit, so macht diese plötzliche Liebe uns sehr schnell zu Narren und treibt uns zu all den entsetzlichen Unordnungen einer Revolution. Die Regierung suche den Staatskredit aufrecht zu halten, so stürzt uns unsere überreizte Gierde alsbald in alle Skandale der zügellosesten Schwindelei. Die Begünstigungen und die Sorgsamkeit, welche Herr von Villèle den Staatsgeldern angedeihen ließ, machten, daß die Landbebauer, die Fabrikanten, die Generale, die Magistrate, die Hofleute und die Ge-

lehrten, ja selbst Schauspielerinnen und Ballettänzer nach der Börse strömten; sogar die Frauen hatten dort ihr Eckchen. Herr und Diener, wie bereits gesagt worden, ellbogten sich und fuhren einander an, um ihre Befehle zu ertheilen. Als Herr Perier sich eines Tags auf der Tribüne beklagte, daß er auf der Börse nur von Grafen, Herzogen und Großoffizieren der Krone umgeben sei, antwortete Herr von Villèle lustig: „Ei wie, Sie beklagen sich? das ist die Gleichheit, die Sie mit solchem Eifer verlangen."

Diese Antwort des Ministers wurde auf den Bänken des rechten Centrums sehr beklatscht. Natürlich, denn auf diesen Bänken saßen die Freunde des Ministeriums, die jeden Morgen kamen und die telegraphischen Nachrichten holten, welche der Minister ihnen preisgab.

Herr von Villèle brachte in die Leitung der Regierung Frankreichs keine philosophische Anschauung mit; er war blos ein Geschäftsmann, ein ehrlicher Rechnungsbeamter; er zeigte bei allen Discussionen die Hartnäckigkeit und Unempfindsamkeit einer Ziffer. Seine Sprache stand auf der gleichen Höhe wie seine Seele. Von Griechenland sagte er eines Tags auf der Tribüne: „Diese Localität."

Als Casimir Perier oder der General Foy ihn mit Law oder dem Abbé Terray verglichen und die öffentliche Meinung und Moral gegen ihn anriefen, verlangte Herr von Villèle ruhig, mit einem Kopfnicken das Wort, bestieg watschelnd die Tribüne, wartete ganz kaltblütig, bis die Aufregung sich gelegt hatte, und gebot dadurch Schweigen, daß er die Schwäche seiner Stimme übertrieb. Er bestieg die Tribüne ohne Leidenschaft, ohne ein Herzklopfen; er be-

stieg sie zwanzigmal in einer Sitzung, er wußte jedesmal die Discussion irre zu leiten und hatte keinen andern Zweck als sie zu verlängern und zu hemmen, um sie ermüdend und nutzlos zu machen.

Nach den hitzigsten und lärmendsten Sitzungen ging Herr von Villèle immer ruhig nach Hause zurück und begab sich augenblicklich wieder an die Arbeit. Er besaß eine sehr seltene Arbeitsfähigkeit.

Die Restauration wußte den Credit Frankreichs neu zu befestigen, indem sie alle Schulden der beiden Invasionen, sowie die Ausstände des Kaiserreichs bezahlte. Herr von Villèle wollte den Staatscredit und das Vermögen des Landes auch noch durch gute Handelsinstitutionen heben und vermehren; aber er wurde in seinen großen Finanzmaßregeln durch die Nothwendigkeit gehemmt, die Partei zu befriedigen, welcher er gehorchen mußte, wenn er sich am Ruder behaupten wollte. Das ministerielle Leben des Herrn von Villèle war in der That nur ein innerer und geheimer Kampf mit der Congregation, die sich nicht mächtig genug fühlte, um mit offenem Visir das Ruder zu ergreifen. Die Congregation hatte eines ihrer thätigsten und intelligentesten Mitglieder, Herrn von Renneville, ihm an die Seite gestellt.

Herr von Renneville, welcher nur den Titel eines dem Finanzausschuß beigegebenen Staatsrathes besaß, war gleichwohl der absolute Herr des ganzen mit der Einnahme der Steuern und der Erhebung der öffentlichen Einkünfte beauftragten Personals. Herr von Villèle fürchtete ihn. Die Congregation, die sozusagen hinter dem Lehnstuhl des Finanzministers stand, überwachte ihn und zwang ihn allen

ihren Wünschen zu gehorchen, alle ihre Befehle auf die bestimmte Stunde und den bestimmten Tag zu vollziehen. So zwang sie ihn zu dem spanischen Krieg und, um die Kosten desselben zu decken, zu Anlehen, welche ihn in die skandalösen Intriguen des Syndikats stürzten; so trieb sie ihn in die schlimmen Händel mit den 3 %, indem sie eine Milliarde Entschädigung für die Emigranten von ihm verlangte. Es gab damals aus Veranlassung der 3 % manches Unglück, auf der Börse, und mehrere Freunde des Herrn von Villèle, leichtgläubige und ergebene Papierspekulanten konnten zu ihm sagen, wie jene ruinirten Edelleute zu Ludwig XV sagten: „Wir haben Alles gethan, was wir schuldig waren, aber wir sind Alles schuldig, was wir gethan haben."

Diese Entschädigungsmilliarde erweckte in der Bourgeoisie Neid und Haß gegen die Emigrirten; doch hatte sie auch die Wirkung, daß sie die Eigenthümer der Nationalgüter auf immer beruhigte.

Die Congregation schien täglich zu Herrn Villèle zu sagen: „Vorwärts, vorwärts!" Sie riß ihn unbarmherzig und ohne ihn zu Athem kommen zu lassen, immer weiter fort, vom Sakrilegiengesetz zu einem Gesetz zu Gunsten der religiösen Gemeinschaften; von diesem Gesetz zu einem andern gegen die Journale, vom Gesetz gegen die Journale zum Erstgeburtsrechtsgesetz. Der General Foy behandelte eines Tags in ungerechter Wuth Herrn von Villèle als einen insolenten Gebieter. Herr von Villèle war nicht insolent, er war blos ein armer, unterwürfiger und gleichwohl überwachter Sklave. Von allen Hand-

lungen seines Ministeriums war das Siebenjährigkeitsgesetz das einzige, das er freiwillig einbrachte. Dadurch daß er die Kammer auf sieben Jahre immobil machte, hoffte er auch seine Gewalt mobil zu machen, und somit der anspruchsvollen Thätigkeit der Congregation zu entgehen.

Im Jahr 1823 entwarf Herr von Villèle auch einen Plan, der nach seinem Dafürhalten seinem Ministerium Dauer verschaffen und zugleich die Monarchie befestigen konnte. Er versammelte beinahe heimlich in seinem Salon eine gewisse Anzahl von Deputirten und Pairs, die er unter den vorgerücktesten Häuptern der royalistischen Partei wählte, um ihnen einen Wahlgesetzentwurf vorzulegen: es war sozusagen das allgemeine Stimmrecht, was er ihnen vorschlagen wollte. In diesem Gesetzesentwurf hielt er für die Deputirten die Wahl in zwei Abstufungen fest, aber die Urwähler unterwarf er nur einem Census von zehn Franken, da er auf diese Art die Bauern an den Wahlen Theil nehmen lassen wollte. Bei diesem Vorschlag wurde die Versammlung von Staunen und beinahe von Entrüstung ergriffen. „Sie wollen also," sagte man zu Herrn von Villèle, „der Revolution die Gewalt geben?" Herr von Villèle erklärte sich mit seiner ruhigen und näselnden Stimme wie folgt: „Ich begreife, daß mein Gesetz Ihnen mißfällt: bei meinem neuen Gesetz müßten Sie, um zu Deputirten erwählt zu werden, auf Ihren Gütern mitten unter Ihren Pächtern leben, sich mit den Interessen derselben beschäftigen und eine gewisse Gewalt über sie erlangen, indem Sie in Ihren Bezirken eine Art von familienväterlicher Magistratur ausübten. Ich weiß, daß Alles das Ihnen nicht sehr

gefällt: Sie ziehen es vor, in Ihren Departements zu knickern und Ihren Pächtern möglichst viel Geld abzuzwacken, um es in Paris zu verschwenden. Auf diese Art verlieren Sie in der Provinz den ganzen Einfluß, den Sie sich so leicht erwerben und erhalten könnten, und leben dagegen in Paris, wo Sie niemals Einfluß erlangen können."

Herr von Villèle hatte Recht. Wenn er die Bauern, die von der Regierung nichts anderes verlangen, als daß sie in ihrem Gang die harmonische Regelmäßigkeit der Tage und Nächte, der Frühlinge und Winter nachahme; die Bauern, die nur Ruhe zur Arbeit und mäßige Auflagen verlangen, um etwas ersparen zu können; wenn er diese in die Politik einführte, so führte er das conservativste Element in dieselbe ein. Als politischer Schriftsteller wünsche ich mir Glück dazu, daß ich mit den Herren von Girardin und von Lourdoueix das Gesetz vom 31. Mai angegriffen und gestürzt, daß ich das allgemeine Wahlrecht in Frankreich vertheidigt und zu seiner Aufrechterhaltung mitgewirkt habe.

Herr von Genoude der in starkem Verkehr mit Herrn von Villèle stand, war der erste, der in der Gazette de France diese große Maßregel des allgemeinen Stimmrechts voranstellte und anrieth; er hatte diese wichtige Frage ohne Zweifel studirt und mehr als einmal mit dem Finanzminister der Restauration erörtert. Herr von Villèle sah sich durch die hartnäckige Opposition seiner Collegen veranlaßt seinem Plan zu entsagen.

Er war von dem Grafen von Artois ins Ministerium gebracht worden, allein es wurde ihm sehr schwer sich am

Ruder zu behaupten, weil er Ludwig XVIII und Monsieur zu gleicher Zeit gehorchen mußte. Herr von Villèle that immer das, was am Allerdringendsten war, und er trug kein Bedenken unter Ludwig XVIII sich zuweilen dem Zorn des Grafen von Artois auszusetzen. Die Congregation übernahm es seine Sache im Pavillon Marsan zu verfechten und zu gewinnen.

Nach dem Tod Ludwigs XVIII fielen diese Schwierigkeiten weg.

Alle von Herrn von Villèle eingebrachten Gesetze, die Entschädigung der Emigranten, das Sakrilegiengesetz, das Preßgesetz, das Gesetz zu Gunsten religiöser Gemeinschaften erbitterten die liberale Partei in und außer der Kammer.

Man kann sich heutzutage von diesen leidenschaftlichen und stürmischen Verhandlungen kaum einen Begriff machen. Wie bei allen heftigen Controversen ließen sich die beiden Seiten der Kammer zur Uebertreibung, zu ungestümer Heftigkeit und selbst zu Injurien hinreißen. Aber die spitzigen Pfeile prallten an der so zu sagen bepolsterten Seele des Herrn von Villèle ab. Gleichwohl zeigte er bei der Erörterung des Entschädigungsgesetzes Rührung und hatte beinahe eine Anwandlung von Beredsamkeit. Denjenigen, welche die Emigranten angriffen, antwortete er: „Wenn der erhabene Stifter der Charte, wenn der gegenwärtig herrschende König nicht emigrirt wäre,“ ... hier hielt Herr von Villèle inne, und ließ durch sein Schweigen das Schicksal errathen, das die beiden Brüder Ludwigs XVI erwartet hätte. Die rechte Seite antwortete auf diese Insinuation mit einem beifälligen Geseufze. „Aber wir selbst,“ begann

Herr von Villèle wieder, „wir selbst, was wären wir geworden ohne die Emigration unserer Prinzen? was hätten wir ohne die Emigration unserer Könige nach 1814 und nach den 100 Tagen den Armeen Europas entgegen zu stellen gehabt, die sich in unserer Hauptstadt aufgepflanzt hatten? Unsere Befreiung vom Ausland, unsere öffentlichen Freiheiten, der Wohlstand und das Glück, dessen wir uns erfreuen, alles das verdanken wir der Emigration, die uns unsere Prinzen erhalten hat. Man höre also auf den Männern, die Alles verloren haben, um den Prinzen zu folgen, aus ihrer Treue und Ergebenheit ein Verbrechen zu machen."

Bei der Eröterung des Preßgesetzes erklärte Herr von Villèle, daß er die Journale nicht tödten wolle; er zeigte ein großes Rechnungstalent, indem er auf der Tribüne die finanzielle Bilance der Journale zog und die Verhältnisse des Constitutionnel zum Beispiel nahm: Herr von Villèle war da auf seinem Terrain. Trotz aller Härte des Preßgesetzes bezeichnete er den Journalen eine neue Quelle bedeutender Einkünfte, nämlich den Ertrag der Ankündigungen.

Ein kleiner Zwischenfall, der die Erörterung des Preßgesetzes kreuzte, vergrößerte noch die Unpopularität des Ministers. Der österreichische Gesandte hatte auf Befehl seines Hofs seinem Dienstpersonal verboten die Marschälle des Reichs bei ihren Adelstiteln in seinem Salon anzumelden. Der Graf Appony ließ sich herbei den Marschall Oudinot, den Marschall Soult und den Marschall Mortier zu empfangen; aber er weigerte sich die Herzoge von Reggio, von Dalmatien und von Treviso zu empfangen. Die

Opposition ergriff in Masse Partei für die Marschälle, und Herr von Villèle wurde in der Kammer aufgefordert für diese Beleidigung gegen die Nation Genugthuung zu verlangen. Am folgenden Tage erklärte der Minister, er schätze sich glücklich mittheilen zu können, daß der Marschall, welcher von dem Gesandten abgewiesen worden sei, vollständige Satisfaktion erhalten habe. Zwei Tage nachher erfuhr man, Herr Appony habe den Titel des Marschalls Soult und des Herzogs von Treviso nicht anerkennen wollen und nur den Titel des Herzogs von Reggio gelten lassen; aber der Schluß der Sitzung wurde ausgesprochen und man ließ die Sache damit beruhen.

Bald sah sich Herr von Villèle veranlaßt die Kammer aufzulösen, die ihn mit ihren Abstimmungen wacker unterstützt, die Nationalgarde zu verabschieden, die sich nicht entblödet hatte ihn selbst durch das Geschrei: „Nieder mit den Ministern!" zu beschimpfen, und endlich jenen Pairsschub vorzunehmen, der ihm die geistreich cynische Aeußerung entlockte: „Ich werde ihrer so viele machen, daß es eine Schande sein wird es zu sein, und eine Schande es nicht zu sein."

Nach Auflösung der Kammer beschäftigte sich der erste Minister nur mit den Wahlen. Sollte die neue Kammer ihn rückhaltslos in die royalistische Partei werfen, sollte sie ihn zu dem linken Centrum treiben, sollte sie ihn zwingen sein Ministerium zu ändern, indem er Herrn Polignac oder Herrn Casimir Perier in dasselbe aufnahm und Herrn von Peyronnet oder seinen Freund Corbière verabschiedete? Der erste Minister war zu Allem entschlossen. Mit jedem Kurier

jedoch änderten sich seine Absichten und Entwürfe. Die Wiedererwählung einer großen Anzahl von Oppositionsdeputirten veranlaßte ihn Casimir Perier insgeheim das Ministerium des Innern und des Handels anbieten zu lassen. Auch den Herren von Pastoret und von Portalis wurden Eröffnungen gemacht. Herr von Villèle wurde überwunden, Niemand nahm an, der Platz war nicht mehr haltbar. Er entschloß sich also in die Pairskammer einzutreten; denn diejenigen, die man beauftragte ihn zu ersetzen, erwiesen ihm die Ehre seine Opposition dermaßen zu fürchten, daß sie sich sämmtlich weigerten ein Ministerium zu bilden, im Fall der ehemalige Premier fortwährend in der Deputirtenkammer säße.

Der einzige wichtige Akt unkluger Leidenschaftlichkeit und bestreitbarer Gesetzlichkeit, der vom Ministerium Villèle in den letzten Tagen seines Bestandes und am Vorabend neuer allgemeiner Wahlen begangen wurde, war die Auflösung der Nationalgarde von Paris.

Am 29. April 1827 musterte der König sämmtliche Legionen der Pariser Nationalgarde; ihre Haltung war vortrefflich, das Wetter war prächtig. Es fehlte nicht am Geschrei: Es lebe der König! aber auch andere Rufe: Nieder mit den Ministern, nieder mit Villèle! ließen sich vernehmen und besonders in dem Augenblick, wo mehrere Legionen auf dem Rückmarsch nach ihren Quartieren am Finanzministerium vorbeizogen. Als jedoch der König unmittelbar nach der Musterung in die Tuilerien zurückkam, äußerte er sich folgendermaßen gegen den Marschall Herzog von Reggio, welcher Oberbefehlshaber

der Nationalgarde war und bei Hof sehr in Gunst stand: „Erklären Sie im morgigen Tagesbefehl den 13 Legionen meine volle Zufriedenheit. Sagen Sie ihnen, ich habe sie niemals schöner und von einem bessern Geiste beseelt gesehen. Ich habe zwar einige unangenehme Rufe gehört, aber sie waren durchaus nicht zahlreich und ich habe sie bereits vergessen. Ueberdieß setze ich ein solches Vertrauen in die Nationalgarde, daß ich es ihr selbst überlassen will, denjenigen ihr Recht anzuthun, die sich bei dieser Gelegenheit der Ehre ihr anzugehören unwürdig gezeigt haben." Diese Worte wurden von dem Oberbefehlshaber den Offizieren der Nationalgarde mitgetheilt.

Am folgenden Morgen verkündete eine Ordonnanz im Moniteur die Auflösung der Pariser Nationalgarde. Zwischen der Aeußerung des Königs gegen den Herzog von Reggio und der Auflösungsordonnanz hatte sich Folgendes zugetragen: der Marschall, der die Nationalgarde kommandirte, war aufgefordert worden Abends in den Tuilerien zu erscheinen; im Augenblick, wo er eingetreten war, sprach Herr von Villèle eifrig und lebhaft in einer Ecke des Salons mit dem König. Seine Majestät ließ also dem Herzog von Reggio zu wissen thun, man habe ihm nichts zu sagen und er könne abtreten; Herr von Villèle hatte seine Sache gewonnen; die Nationalgarde wurde aufgelöst. Als diese Nachricht sich in der Hauptstadt und den Departements verbreitete, wollte Niemand daran glauben.

Diese ministerielle Maßregel zeugte allerdings von einer höchst unklugen Leidenschaftlichkeit. Dreißigtausend Mann zu verabschieden ohne sie zu entwaffnen, das verrieth eben=

soviel Kühnheit als Unvorsichtigkeit und Schwäche, obschon die zwar ihrer Epauletten beraubten, aber noch immer bewaffneten Bourgeois von Paris nichtsdestoweniger eine ruhige und umsichtige Haltung bewahrten. Sie konnten gleichwohl die verdienten Lobsprüche nicht vergessen, womit die Prinzen des Hauses Bourbon sie in andern Zeiten überhäuft hatten.

Am 5. August 1814 sprach sich Ludwig XVIII in einem Tagsbefehl folgendermaßen über die Nationalgarde von Paris aus: „Nachdem sie alle Keime der Unordnung erstickt, hat sie zur Wiederherstellung der Monarchie und zur Abschließung des Friedens mitgewirkt und hat der königlichen Familie die Freude verschafft, bei ihrer Rückkehr von keiner andern Garde als von Franzosen umgeben zu sein."

Am 7. September 1814, bei der Einweihung der Fahnen, deren Bänder von der Herzogin von Angoulême gestickt worden, hatte Seine Eminenz der Cardinal von Perigord an die auf dem Marsfeld versammelte Nationalgarde folgende Anrede gehalten:

„Meine Herrn! Die religiöse Ceremonie, die uns heute am Fuße der Altäre vereinigt, ruft Erinnerungen voll Ruhmes für Sie zurück und bietet Ihnen das ehrenvollste Zeugniß für die Achtung und Zuneigung unseres Königs. Sie ist für alle eine feierliche Bürgschaft der glücklichsten Hoffnungen. Durch Ihren Muth und den guten Geist, der Sie beseelt, haben Sie dazu beigetragen die Anstrengungen einer mächtigen Armee zu hemmen und Feinde, die nur Rache zu schnauben schienen, in großmüthige Verbündete zu verwandeln.

„Diesem selben Geist, diesem selben Muth verdankt

die Hauptstadt ganz besonders den Frieden und die gute Ordnung, die unaufhörlich in ihrem Schooß geherrscht haben."

Am 12. März 1815, nach Napoleons Landung im Golf Juan, hatte der König voll Vertrauen in die Gesinnungen der Pariser Legionen in einem Tagsbefehl den Wunsch geäußert, daß der Posten im Tuilerienschloß verstärkt werden möge, damit man sehe, daß Seine Majestät sich nirgends sicherer glaube als mitten unter den Bürgern.

Eine Ordonnanz vom 5. Februar hatte einen besondern Orden gestiftet, um das Andenken an die Treue und Ergebenheit der Pariser Nationalgarde zu verewigen. Das Band war weiß mit zwei breiten blauen Borten; die Dekoration war vierarmig und darüber befand sich die Königskrone. Man konnte sie ziemlich leicht erhalten, wenn die Dienstbücher der Nationalgardisten, welche sie wünschten, eine gute Haltung, Achtung der Disciplin und Anhänglichkeit an die königliche Familie bezeugten. Ein vielleicht vergessener oder wenig bekannter Brief, welchen der Obergeneral Sacken an den General Dessolles als Commandanten der Pariser Nationalgarde schrieb, erscheint uns interessant genug um ihn hier wieder zu geben. Er lautet also:

„Herr General!

„Im Augenblick, wo meine Funktionen als Gouverneur in der Stadt Paris aufhören, kann ich nicht umhin Ihnen meine Erkenntlichkeit für die glücklichen und freundlichen Beziehungen auszusprechen, die zwischen der Nationalgarde dieser Hauptstadt und den verbündeten Truppen stattge-

funden haben. Dieser Verein von tapfern Männern Frankreichs wird dereinst für die Nachwelt ein Gegenstand der Bewunderung sein, wie er für die jetzt lebenden Völker ein dauerndes Band gegenseitiger Hochachtung und Freundschaft sein wird.

„Ihr einsichtsvolles Benehmen, General, hat so mächtig zur Erhaltung dieser guten Harmonie beigetragen, daß ich Paris nicht verlassen kann ohne Ihnen meine Anerkennung zu bezeugen.

„Genehmigen Sie ꝛc.

„Der Obergeneral
Sacken."

Die Verabschiedung der Pariser Nationalgarde war ein großes Ereigniß und machte bedeutenden Lärm. Die Tribünen der Pairskammer und der Deputirtenkammer wiederhallten von Klagen, Beschwerden und Petitionen um Zurücknahme der Auflösungsordonnanz.

Die Krone hatte allerdings das Recht den aktiven Dienst der Nationalgarde aufhören zu lassen, aber die Ordonnanz vom 29. April war so zu sagen eine Strafe. Diese gefährliche und herausfordernde ministerielle Maßregel sollte zur Folge haben, daß Herr von Villèle auf die Gefahr der Monarchie hin für den Augenblick vertheidigt wurde. Schien nicht die brutale Verabschiedung der Nationalgarde dreizehn Jahre treuer und aufopfernder Ergebenheit mit Undank zu lohnen? Diese Maßregel war gewiß den Absichten des Königs und den Interessen des Königthums zuwider.

Der Dienst der Nationalgarde war für die Bourgeois von Paris allerdings eine Veranlassung zu Ausgaben und Strapazen; aber täglich und bei feierlichen Gelegenheiten führte dieser aktive Dienst die Bürger mit den Prinzen des Hauses Bourbon und den einflußreichen Männern der Regierung zusammen. Das Dienstbuch der Nationalgarde konnte einem Mann die Dekoration der Ehrenlegion, ein gewisses Vorrücken in den öffentichen Verwaltungen, mit einem Wort eine sichere Protektion von Seiten der Regierung verschaffen. Unter der Restauration machte mancher durch die Nationalgarde sein Glück, mancher errang durch sie eine hohe Stellung; doch war dieß weniger der Fall als unter der Juliusmonarchie. Sobald der Bourgeois von Paris zu einer gewissen Wohlhabenheit gelangt ist, zeigt er eine ungeduldige Begierde nach Auszeichnungen und Ehren. Man begreift also, daß die Verabschiedung der Nationalgarde dadurch, daß sie sichere Hoffnungen über den Haufen warf und glühende Wünsche vereitelte, ein lebhaftes und allgemeines Mißvergnügen erregen mußte. Diese Auflösung war gleichsam die Vorrede der Juliordonnanzen. Es wurde daher auch beim Sturz des Ministeriums Villèle eine beinah revolutionäre Demonstration gemacht; man illuminirte besonders in den Quartieren Saint-Denis und Saint-Martin, und es kam zu einigen Ruhestörungen, die man mit Gewalt unterdrücken mußte.

Herr von Villèle besaß eine seltene Gewandtheit und Intelligenz; sein scharfblickender bestimmter Geist hatte eine gewisse Praxis und eine gewisse Kenntniß der Menschen und Dinge; dagegen fehlte es ihm an großartigen An-

schauungen und höherem Schwung. Als erster Minister war er ein kleiner Spießbürger von Toulouse geblieben. Hochmuth, Eitelkeit, Groll und Zorn waren in seinem Herzen fremde Gäste. Alle diejenigen, die den Minister umgaben, fanden ihn im vertrauten Umgang wohlwollend und väterlich gütig.

Sein Freund Corbière glich ihm wenig. Er zählte seine Feinde, haßte und verfolgte sie. Herr von Villèle haßte Niemand; in seinem politischen System des Gehenlassens, das überdieß von mehr als einem Staatsmann unter der parlamentarischen Regierung befolgt wurde, konnte der Feind von gestern der Freund von morgen sein. Die Opposition der Kammer erbitterte das bretagnische Temperament des Herrn Corbière, die Journale brachten ihn außer sich, und er beruhigte sich über die Politik nur dadurch, daß er die Bücher seiner Bibliothek ordnete und wieder in Unordnung brachte. Ein Deputirter von einiger Bedeutung, dem er Audienz zugesagt hatte, kommt zur festgesetzten Stunde und wird beim Minister eingeführt. Er sucht ihn überall und findet ihn endlich in seiner Bibliothek auf einer Doppelleiter stehend und mit seinen Büchern beschäftigt. Um den Minister nicht dadurch zu stören, daß er ihn zum Herabsteigen nöthigte, trug der Deputirte kein Bedenken auf der andern Seite der Leiter hinaufzusteigen, bis er sich Herrn von Corbière von Angesicht zu Angesicht gegenüber befand. Auf diese Art ging die Audienz vor sich. Man kann sich nichts Spaßhafteres und Groteskeres denken als den Minister und

den Bittsteller, wie sie oben auf der Leiter gestikulirten und Frage und Antwort spielten.

Seit ihrem Rücktritt aus dem Ministerium haben die Herren Villèle und Corbière sich in Vergessenheit zu bringen gewußt. Sie lebten würdig und klug in ihrer Provinz. Herr von Villèle ist seit jener Zeit nur ein einziges Mal Geschäfte halber nach Paris gekommen und blos etliche Tage dageblieben.

Siebentes Kapitel.

Herr von Martignac.

Herr von Martignac Secretär des Abbé von Sieyes. — Herr von Martignac als Vaudevillist. — Sein erstes Auftreten als Advocat in Bordeaux. — Herr von Martignac Deputirter von Marmande, Civilcommissär bei der spanischen Armee, Minister des Innern. — Der Messager des Chambres. — Reise Carls X nach Straßburg — Brief des Herrn Dupin an Herrn von Martignac. — Herr Debelleyme Polizeipräfect.

Wir haben bereits gesagt, daß Herr von Villèle in seinen Wahlängsten mehr als einem bedeutenden Mann der Deputirtenkammer, sei es nun vom rechten oder linken Centrum, Anträge machte, unter seiner Präsidentschaft ein neues Cabinet zu bilden. Er beauftragte Herrn von Chabrol mit Herrn von Martignac deshalb zu sprechen. Herr von Martignac kannte seine Stellung und seine Bedeutung ganz

genau: „Da man mir ein Portefeuille anbietet,“ antwortete er, „so beweist dieß, daß man mir einigen Werth beilegt; diesen Werth muß ich für ein Ministerium bewahren, das sich erhebt, statt ihn in einem Ministerium zu verlieren, das im Falle begriffen ist.“ Herr von Martignac weigerte sich also der College des Herrn von Villèle zu werden, dessen Nachfolger er werden sollte.

Zur Zeit, wo Herr von Martignac Minister wurde, war ich bereits Director der Revue de Paris, und hatte Gelegenheit, in einige Beziehungen zu diesem Minister zu treten, einem Mann von wohlwollendem Gemüth und feinem Geist, wie auch zu Herrn von Barateau, einem liebenswürdigen, gefälligen und literarisch gebildeten Mann, der sein Cabinetschef und Freund war. Später dinirte ich oft bei dem General Claparède mit Herrn von Martignac, und als er vom Staatsruder abgetreten war, hatte ich die Ehre, ihm mehrere Besuche in seiner Zurückgezogenheit abzustatten. Ich habe also den berühmten Advocaten von Bordeaux genau genug gesehen und gekannt, um hier wahre Aufschlüsse über seine Eigenschaften des Geistes und Herzens, sowie über sein politisches Leben ertheilen zu können.

Schon in früher Jugend wurde Herr von Martignac dem Abbé Sieyes, der Gesandter in Preußen war, als Secretär beigegeben. Er war im Jahr 1776 geboren und stammte aus einer adeligen Familie, welcher auch der durch geschätzte Uebersetzungen mehrerer lateinischer Dichter bekannte Etienne von Martignac angehörte.

Ums Jahr 1797 oder 1798 trennte sich der junge Mann von dem Abbé Sieyes, um nach Bordeaux in sein väter-

liches Haus zurückzukehren. Aber Paris lag auf seinem Wege; Paris, seine Vergnügungen und alle seine Verführungen hielten ihn mitten auf seiner Reise zurück. Seine literarischen Neigungen führten ihn mit berühmten Vaudevillisten zusammen. Obwohl jünger als sie, wurde er der Freund der Herren Piis, Barré, Pain und Chazet. Bald brachte er ein Vaudeville mit dem Titel: Aesop und Xantus zur Ausführung. Der junge Vaudevillist erwarb sich die Lobsprüche und Aufmunterungen des Kritikers Geoffroy, der damit sehr karg war. Er errang auf der Bühne des Vaudeville noch mehrere andere Erfolge, und er wäre vielleicht, wie Herr Scribe, die Vorsehung unserer Pariser Theater und eine der Celebritäten der französischen Academie geworden, wenn nicht sein Vater, ein alter Parlamentsadvokat von Bordeaux und gelehrter Jurist, von seiner väterlichen Gewalt Gebrauch gemacht und ihn nach Haus zurückgerufen hätte, um seine juristischen Studien zu vollenden. Der junge Vaudevillist kehrte also im Jahr 1799 nach Bordeaux zurück. Im Jahr 1813 wurde Herr von Martignac zum Offizier der städtischen Garde ernannt. Im Jahre 1814 unterstützte er den Grafen Linch mit all seinem Einfluß, um in der Gironde eine Bewegung zu Gunsten der Bourbonen zu entscheiden. Er ließ damals sogar auf dem Theater von Bordeaux ein von ihm selbst verfaßtes Vaudeville aufführen, das er Sct. Georg betitelte, zu Ehren des Königs Georg, welcher Frankreich die Bourbonen zurückgab.

Man hat Herrn von Martignac dieses Vaudeville zu Ehren Englands sehr vorgeworfen. Aber der Enthusiasmus der Stadt Bordeaux für die Restauration ist leicht zu er-

klären und Herr von Martignac, einer der bedeutenden Männer dieser Stadt, konnte nicht auf der Seite bleiben. Der Krieg hatte Bordeaux, dessen Hafen er verschloß, zu Grunde gerichtet. Die Restauration war der Friede und der Wohlstand dieser Handelsstadt.

Die Bordeauxer lieben viele Dinge mit Leidenschaft; sie liebten damals besonders Verse und Liedchen. Bordeaux hatte gleich Paris jeden Monat seine Caveauschmäuse. Die Herren Ferrère, Emerigon, Lainé, Geraud, Gradis, Lorando, Peyronnet und der junge Martignac waren sämmtlich Mitglieder dieser gastronomischen und sangliebenden Gesellschaft. Die würdige, edle Wittwe des Herrn von Martignac besitzt eine Sammlung ihrer Lieder.

Als Herr Lainé unter dem Kaiserreich in den gesetzgebenden Körper geschickt und Herr Ravez unter den Bourbonen zum Mitglied, ja sogar zum Präsidenten der Deputirtenkammer ernannt wurde, so wurde Herr von Martignac Chef des Advocatenstandes zu Bordeaux. Ludwig XVIII ernannte ihn zum ersten Generaladvocaten bei diesem selben königlichen Hof, wo man sein beredtes und ehrliches Wort so sehr liebte; bald darauf wurde er als Generalprocurator an den Hof von Limoges gerufen. Das Collegium von Marmande ernannte ihn im Jahr 1821 zum Deputirten. Er saß auf der rechten Seite und unterstützte die Gesetzesentwürfe des Herrn von Villèle. Bei den lebhaften Erörterungen, wozu sie Veranlassung gaben, zeigte er sich als einen der glühendsten Gegner der Opposition. Sein Talent und sein Eifer blieben nicht unbelohnt; beim Feldzug nach Spanien wurde er zu dem ausgezeichneten Posten eines

Civilcommissärs berufen. Auf diese Art war er der Rathgeber des Generalissimus; seine Aufgabe war, den Frieden neben dem Krieg zu bringen, das Land zu organisiren und zu verwalten, während die Armee darin vorrückte. Alle wichtigen Acte des Prinzen wurden von dem Civilcommissär contrasignirt. Ein Faktum, das ich von Herrn von Martignac selbst habe und das überraschend erscheinen wird, ist daß der Civilcommissär häufig die allzu liberale Richtung des Herzogs von Angoulême, der damals fern vom Hofe war, zu bekämpfen hatte.

Nach Beendigung des Kriegs kehrte Herr von Martignac nach Frankreich zurück. Er wurde schnell nach einander zum Großoffizier der Ehrenlegion, zum Staatsminister und zum Generaldirektor der Einzeichnung und der Domänen ernannt. Endlich erhielt er, als Herr von Villèle seine Entlassung eingereicht hatte, den Auftrag, ein Cabinet zu bilden. Dieses Ministerium hatte keinen Präsidenten des Conseils, aber es wurde in der Kammer und allen Journalen das Ministerium Martignac genannt.

Der Deputirte von Marmande hatte, wie ich bereits gesagt, das Ministerium Villèle unterstützt; nachdem es vor einer Opposition, welche die Mehrheit besaß, gefallen war, wurde Herr von Martignac frei und unabhängig. Er nahm seinen Platz im rechten Centrum, wohin seine Antecedenzien, seine gemäßigte Politik und sein persönlicher Charakter ihn beriefen. Aber dieses rechte Centrum stand vereinzelt unter den beiden Extremen der Kammer; es vertrat die Majorität nicht; der neue Minister des Innern gelangte also nicht als Mann der parlamentarischen Mehrheit zur Gewalt, sondern

als der versöhnliche, brave und ehrliche Staatsmann von eleganter, feiner Sprache und von bewährter Ergebenheit gegen die Familie der Bourbonen.

Als Herr von Martignac von seinem Departement Besitz nahm, und beim ersten Besuch, den er im Hotel der Rue de Grenelle abstattete, erfuhr er, daß Pichat, Verfasser des Leonidas, einer im Theater Français aufgeführten Tragödie, unglücklich und leidend war; er setzte ihm sogleich eine Pension aus, die bald nachher auf die Wittwe des Dichters übergetragen wurde. Unter Herrn von Martignac hatten die Literaten nicht mehr wie unter Herrn Corbière das Schicksal Magalons zu fürchten. Die Literatur war nicht mehr außer das Gesetz gestellt. Dieß war bereits eine wichtige und beruhigende Veränderung in der Regierung Carls X.

Einer der ersten Gedanken des Herrn von Martignac war ein Abendjournal zu gründen, welchem er den Namen Messager des Chambres gab; die politische Leitung desselben wurde den Herren Capefigue und Malitourne anvertraut, welche in der Quotidienne eine geistreiche, lebhafte Opposition gegen Herrn von Villèle geführt hatten.

Herr Labiche, ehemaliger Bureauchef im Ministerium des Innern, wurde von Rosman bezeichnet und nach Paris berufen, um sich als Gerant dieses Journals zu unterzeichnen und die Verwaltung desselben zu überwachen. Obschon Director der Revue de Paris und vielleicht wegen meiner absoluten Gewalt über diese literarische Sammlung, wurde ich mit der Redaction des Theater-Feuilletons im Messager des Chambres beauftragt. Man unterzeichnete da-

mals seine Artikel nicht. Habe ichs diesem Umstand oder dem Mangel an Talent und Geist zuzuschreiben, daß mein Feuilleton so ganz und gar kein Aufsehen machte? Man kann darüber denken, was man will, ohne daß die übelwollendsten Ansichten meiner sehr geringen literarischen Eigenliebe Schmerz bereiten könnten. Der Messager des Chambres überlebte den Sturz des Ministeriums Martignac. Herr Romieu wurde einen Augenblick mit der politischen Leitung dieses Journals beauftragt, das unter Herrn von Polignac ein Oppositionsjournal wurde. Herr Jules Janin schrieb damals die leitenden Artikel. Die Beamten-Laufbahn des Herrn Romieu begann erst nach 1830; er wurde zuerst zum Unterpräfecten vom Quimperlé ernannt.

Nach 1830 kaufte Herr Aguado alle Actien des Messager zusammen und wurde Eigenthümer desselben; später wurde das Journal an den Drucker Boulé abgetreten, der es an den Grafen Walewski, gegenwärtig Gesandten in London, verkaufte. Wie manche hohe politische Geschicke haben nicht mit dem Journal begonnen! Das Journal ist für die Zukunft lebhafter Intelligenzen dasselbe, was das Theater für die Zukunft der hübschen Frauen ist.

Der von Herrn von Martignac gegründete Messager wurde im Jahr 1840 unter Herrn Thiers von der Regierung wieder angekauft und ministeriell. Er verhauchte seinen letzten Seufzer unter dem Ministerium Duchâtel.

Herr von Martignac vermochte, obwohl er in den Journalen und den Kammern mehr geschont wurde, als Herr von Villèle, gleichwohl keine mächtige und getreue Majorität zusammen zu bringen. Er widersetzte sich übrigens mit

Festigkeit den unvernünftigen Forderungen der äußersten Rechten. Ein Marquis, ein alter Emigrant von erwiesener Unfähigkeit, verlangte eines Tags eine Präfectur erster Classe von ihm. Als der Minister mit der größten Höflichkeit das Gesuch ablehnte, brauste der Bittsteller auf und wurde sogar unhöflich. „Wissen Sie nur, Herr Vicomte," rief er, „daß ich von dem Holz bin, woraus man Präfecten macht." — „Wenn ich einmal Präfecten von Holz machen werde," antwortete der Minister, „so verspreche ich Ihnen, an Sie zu denken, Herr Marquis!"

Unter dem Ministerium Martignac zeigten die Redner vielleicht etwas mehr Mäßigung in den Discussionen, aber trotz aller Anstrengungen des gewandten und geistreichen Deputirten von Marmande wich keine Partei auch nur einen Zoll breit; Herr von Martignac machte blos die Discussionen literarischer. In der Sitzung vom 30. März 1829, aus Veranlassung des Gesetzes über die Bezirks- und Departementsräthe, bestieg Herr Etienne die Tribüne und sagte: „Der Mangel an Offenheit in diesem Gesetz, diese anscheinende Großmuth, die das tadelt, was sie abzutreten scheint, die zu gleicher Zeit zurücknimmt und bewilligt . . . dieser anstößige Zwiespalt zwischen den Motiven und den Artikeln des Gesetzes, diese Höflichkeit der Worte und diese Grobheit der Dinge stellen den Gesetzesentwurf, sowie er aus den Händen des Ministeriums hervorgegangen ist, unter die unglücklichsten Conceptionen, welche jemals Vorurtheil oder Verblendung erzeugt haben."

In der Sitzung vom 1. April 1829 erwiederte Herr von Martignac darauf, wie folgt: „Ich habe das Gesetz, das wir discutiren, oft ein Werk der Täuschung, ein Gewebe tückischer Berechnungen nennen gehört; ich habe oft über einen anstößigen Zwiespalt klagen gehört, der sich unter den Motiven des Gesetzes bemerklich mache, über Höflichkeit in den Worten und Grobheit in den Dingen, deren man mich mit mehr Eleganz im Ausdruck als Gerechtigkeit in den Vorwürfen beschuldigte."

Ich nehme keinen Anstand hier zu sagen, daß die damalige Opposition sich unklug zeigte und sich schlecht aufführte. Herr Benjamin Constant, der mehrere Artikel in der Revue de Paris veröffentlichte und den ich damals oft sah, beklagte die blinde und unbesonnene Opposition seiner Partei, die alles Entgegenkommen eines loyalen und versöhnlichen Ministers zurückwies und alle seine Anstrengungen entmuthigte; aber zwischen dem linken Centrum und der Linken war eine förmliche Belagerung des Königthums beschlossen.

In dieser Zeit wäre mehr als ein Richelieu nöthig gewesen, um die Leidenschaften der Kammer und die nicht minder glühenden Leidenschaften der geheimen Rathgeber der Krone in Schranken zu halten.

Herr von Martignac that indeß Alles was er konnte, um die Kammer und das Königthum zur Besonnenheit und Mäßigung zurückzuführen. Man erinnert sich, daß er den König Carl X zu einer Reise in den östlichen Departements veranlaßte, welche dafür galten, daß sie fester an der Charte hiengen, als die Departements des Westens und des Südens.

Der Minister des Innern begleitete den König und den Dauphin. Der König wurde überall mit der lebhaftesten Begeisterung empfangen. Im Elsaß kamen 400 vierspännige Wagen mit Laubwerk und Blumen geschmückt und von jungen Mädchen in ihrem so pittoresken und kleidsamen Nationalcostüm besetzt, dem König bis nach Savern entgegen. Die Maires von 50 Gemeinden und ihre Municipalräthe, sämmtlich in der Landestracht, geleiteten diese 400 Wägen und bildeten einen Zug von 2000 Reitern. Diese zahlreiche und glänzende Begleitung zog theils vor, theils hinter dem König her und erfüllte die Luft mit ihren Jubelrufen.

Abends zündeten diese 50 Gemeinden Freudefeuer an und beleuchteten das ganze Elsaß mit Fackeln und bengalischen Feuern. Der Straßburger Münster war gleichfalls illuminirt und glich einer Feuergarbe am Horizont: es war ein feenhafter Anblick. Am folgenden Tag erbat sich und erhielt dieser ganze Zug die Gnade den König zu begleiten. In Straßburg defilirte die ganze Schaar unter dem Balkon des Palastes, wo der König, der Dauphin, der Prinz von Solré und Herr von Martignac beisammenstanden. Die Maires und ihre Begleiter schwangen die Fahnen ihrer Gemeinden unter tausendstimmigem Geschrei: Es lebe der König! und die ganze Bevölkerung Straßburgs stimmte in diesen Jubel ein. Die Begeisterung hatte ihren Gipfel erreicht. Der König war lebhaft bewegt und wandte sich, als er den Balkon verließ, zu Herrn von Martignac. Er kniff ihn freundschaftlich ins Ohrläppchen und sagte, indem er einen Gascogner Accent annahm: „Nun wohl, Herr von Marmande, (so nannte der König häufig Herrn von Martignac

im Scherz) nun wohl, Herr von Marmande, rufen diese Leute da: es lebe die Charte?" Dann gab er seiner Stimme wieder ihren natürlichen Ton und fügte hinzu: „Nein, mein Herr, sie rufen: es lebe der König!" Herr von Martignac suchte, indem er die Reise im Osten anrieth, den König zu den constitutionellen Ideen zu bekehren; aber die Wirkung war gerade eine umgekehrte. Selbst Herr Benjamin Constant, der Deputirte Straßburgs, der niemals in den Tuilerien erschien, verließ den Salon des Königs im Palast von Straßburg nicht; er suchte sogar die Gelegenheiten mit Seiner Majestät zu sprechen, vielleicht in der einzigen Absicht, um sich in den Augen seiner Committenten mehr Wichtigkeit zu geben. Die Gegner des Herrn von Martignac hatten also gewonnenes Spiel, und Carl X glaubte sich mehr König als Ludwig XIV, nachdem er die Pfalz erobert hatte. Diese Reise im Osten machte wirklich einen großen Eindruck auf Carl X und trug dazu bei, die weitern Absichten seiner Rathgeber zu unterstützen; sie vermehrte die Schwierigkeiten der Lage des Herrn von Martignac.

Um einen freundlichen Eindruck auf die Kammer und das Land zu machen, hätten das Benehmen und die Handlungen des Herrn von Martignac in handgreiflichem Widerspruch mit den Handlungen und dem Benehmen des Herrn von Villèle stehen müssen; um dagegen dem König zu gefallen und sein Vertrauen zu behalten, mußte Herr von Martignac das politische System des Herrn von Villèle fortsetzen, welches das System des Königs war. Herr von Martignac träumte in seiner Ergebenheit von einer Annäherung, einer dauernden Versöhnung zwischen den parla-

mentarischen Gewalten und der Dynastie, zwischen Frankreich und den Bourbonen: er nützte sich schnell ab und erschöpfte sich in nutzlosen Anstrengungen, denn er stand zwischen der Kammer, welche ihm vorwarf, daß er nicht genug, und dem Königthum, das ihm vorwarf, daß er zu viel thue.

Die Rechte griff, ohne Zweifel in Folge der Einflüsse vom Hof, Herrn von Martignac an und stimmte gegen ihn. Erschrocken über die Zugeständnisse seines Ministers, die durch die Verabredung zwischen dem linken Centrum und der Linken nutzlos gemacht wurden, noch trunken vom Jubelgeschrei in Straßburg, hatte der König bereits beschlossen, der drohenden Anarchie ein widerstandsfähiges Ministerium entgegenzusetzen. Dieses Ministerium war das vom achten August.

Inzwischen gab sich Herr von Martignac, wie alle Männer, die sich am Staatsruder befinden und aus patriotischen und ehrenwerthen Absichten daran bleiben wollen, seltsamen Illusionen hin. Er hoffte den König aufzuklären und von seinen Entschlüssen abzubringen.

Eine Concession von einiger Bedeutung, die Herr von Martignac als einen ersten Sieg über den König betrachtete, bestärkte ihn in seiner Zuversicht.

Die Kammer von 1828 hatte soeben die Adresse entworfen, welche der Adresse der 221 voranging. In dieser Adresse von 1828 wurde das Ministerium Villèle ein beklagenswerthes genannt. Der König gerieth beinahe in Zorn über diesen Ausspruch, der seine persönlichen Ansichten und Tendenzen verurtheilte; er ließ seine Minister

zusammenkommen und erklärte, er werde sich die Adresse nicht vorlesen lassen, er werde sie dem Herrn Royer-Collard, Präsidenten der Kammer, aus der Hand nehmen, dann aber die Kammer und ihr Bureau verabschieden. Der ganze Ministerrath war verblüfft. Herr von Martignac ergriff mit der accentuirten Stimme, die nicht ohne Zauber war, das Wort: „Ew. Majestät, sagte er, haben dann ohne Zweifel die nothwendigen Maßregeln zur Aufrechterhaltung einer solchen Politik erwogen; Sie haben ohne Zweifel die Wahl eines neuen Ministeriums beschlossen und daran gedacht, Truppen nach Paris vorrücken zu lassen. — Halten Sie die Sache für so ernsthaft? fragte der König. — Ja, Sire, und alle meine Collegen sind davon überzeugt.“ Sämmtliche Mitglieder des Kabinets machten ein Zeichen der Beistimmung. Nach einem Augenblick der Ueberlegung antwortete der König, er werde die Adresse annehmen. Herr von Martignac wurde beauftragt die Antwort des Königs abzufassen, der jetzt ruhiger war und selbst einige strenge Ausdrücke milderte.

Die Ideen und Pläne des Königs waren nichts desto weniger sehr entschieden. Aus Höflichkeit und Freundlichkeit gab er in der Form nach, nicht aber im Inhalt, und als der Tag gekommen war, sagte der König nichts desto weniger zu Herrn von Martignac: „Sie haben trotz aller Ihrer Zugeständnisse keine Majorität in der Kammer zu gewinnen gewußt. Es müssen neue Maßregeln ergriffen werden um zu regieren: ich werde auf die Bildung eines neuen Kabinets bedacht sein.“ Man versichert, Herr von Martignac habe noch am Vorabend seines Sturzes voll Vertrauen auf

den König mit eigener Hand reichfarbige Dahlien in den Garten des Ministeriums des Innern gepflanzt.

Als Redner zeigte der Deputirte von Marmande ein allerliebstes Talent für die Tribüne, voll Geist und Eleganz; als Minister hat Herr von Martignac der Restauration und dem Lande nach besten Kräften gedient; er trat zwischen die Kammer und das Königthum, ohne diese beide gleich leidenschaftliche, entschlossene und unbesonnene Gegner einander näher führen oder versöhnen zu können.

Ich habe Herrn von Martignac nach seinem Rücktritt in einer bescheidenen Wohnung besucht. Er lachte herzlich über die Unfähigkeit und Talentlosigkeit des unpopulären Ministers, der auf ihn gefolgt war. Aber nach diesem Lachen kam Ueberlegung und Traurigkeit. Er kannte die Hintergedanken des Hofs und er prophezeite mir mehr als einmal unvermeidliche Katastrophen.

Herr von Martignac wurde nach Beendigung seiner politischen Laufbahn wieder Advocat; er weihte den Rest der Kräfte einer zerrütteten Gesundheit der Vertheidigung des unvorsichtigen und unglücklichen Ministers, der ihn ersetzt hatte, und als ein Verbannungsgesetz mit der Todesstrafe als Sanction gegen die ältere Linie beantragt wurde, da hielt der ehemalige Minister Carls X, welcher krank den Sitzungen der Kammer anwohnte, den beredtesten und entschiedensten Vortrag, der jemals die Tribüne geehrt hat; und die furchtbare Todesstrafe wurde aus dem Gesetz gestrichen. Herr von Martignac hatte bereits das in Gefahr stehende Leben des ersten Ministers vom 8. August gerettet.

Als Herr von Martignac aus dem Ministerium trat, empfing er von Seiten der verständigen Royalisten und der eigentlichen Vertreter der sogenannten constitutionell liberalen Partei tausend Beweise von Hochachtung und Bedauern.

Am 12. August 1829 schrieb Herr Dupin der Aeltere ihm folgenden Brief, der vielleicht ein gewisses Schwanken in der Opposition und das Bedürfniß einer Annäherung verrieth:

„Herr Vicomte!

„Ohne auf alle Details der peinlichen Empfindungen einzugehen, welche eine so plötzliche und vollständige Aenderung der Männer und wahrscheinlich auch des Systems in mir hervorgerufen hat, kann ich dem Wunsch nicht widerstehen, Ihnen heute bestimmter als ich während Ihres Ministeriums hätte thun mögen, mein Bedauern darüber auszudrücken, daß der König Ihrer Dienste sich in einem Augenblick beraubt hat, wo sie ihm vielleicht nothwendiger als je werden konnten.

„Seien Sie überzeugt, Niemand hat der Macht und dem unendlichen Zauber Ihres Rednertalents mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen als ich, und trotz des manchmal vielleicht allzulebhaften Widerspruchs von meiner Seite, welchen die Verschiedenheit unserer Stellungen hervorrief, gestehe ich, daß ein unwiderstehlicher Reiz mich immer zu Ihrer Person hinführte, selbst wenn ich mich von

Ihren Ansichten zu entfernen glaubte. Vielleicht waren wir nicht sehr ferne davon uns zu verständigen.

„Ich weiß nicht, ob wir uns wieder als Collegen zusammenfinden werden, und ob Ihr Platz in der Kammer von demjenigen, den ich eingenommen habe, fern sein wird. Aber es wird mir stets die größte Freude machen, Ihnen darin Beweise meiner höchsten Achtung zu geben und Ihr Wohlwollen zu verdienen.

„Ich habe die Ehre respektvoll zu sein

„Herr Vicomte,

„Ihr sehr wohlgeneigter College

„Dupin der Aeltere."

An den Empfangstagen waren die Salons des Herrn von Martignac voll von Pairs und Deputirten; selbst diejenigen, die gegen sein Ministerium stimmten, beeiferten sich ihm dadurch zu beweisen, wie sehr sie den Minister liebten und schätzten.

Herr von Martignac erzählte mir eine ziemlich komische Scene, die er an einem seiner Empfangstage mit dem Abbé von Pradt hatte. Der Minister hatte Tags zuvor mit großem Erfolg in der Pairskammer gesprochen; „Herr Vicomte," sagte Herr von Pradt in Bezug auf diese Rede zu ihm, „ich habe heute früh im Moniteur gelesen, was Sie gestern in der Pairskammer gesagt haben. Es ist gut," fügte er mit einer gewissen wohlwollenden Protektorsmiene hinzu. — „Ich, Herr Abbé," versetzte Herr von Martignac, „habe heute früh auch die Broschüre gelesen, die Sie mir gefälligst zuschickten....

sie ist sehr gut, sehr gut." — „Eine Broschüre, Herr Vicomte," versetzte Herr von Pradt; „es ist bei Gott ein ganzes schönes Buch!" — „Verzeihen Sie, gnädiger Herr, in Bordeaux haben wir die Gewohnheit Alles das Broschüre zu nennen, was man nicht einbinden läßt."

Dieser selbe Abbé von Pradt dinirte einmal Freitags bei der schönen Frau Michel von Civrieux, und als der Haushofmeister zu ihm sagte, daß die Suppe von Fleischbrühe sei, da antwortete ihm der Abbé: „Dummkopf, wer fragt Dichs denn?"

Herr von Martignac fand während seines kurzen Ministeriums die Möglichkeit sich mit den kleinsten Details der Verwaltung zu beschäftigen und vortreffliche Dinge zu machen. Eine Ordonnanz vom 24. October 1814 hatte die Zahl der Exemplare von Druckschriften und Holz- und Stahlstichen, welche gesetzlich abgegeben werden müssen, auf fünf festgesetzt; eine auf den Bericht des Herrn von Martignac erlassene Ordonnanz vom 9. Januar 1829 hat diese Zahl für Druckschriften auf zwei und für Holz- und Stahlstiche auf drei herabgesetzt.

Da er sich überzeugt hatte, daß die Beaufsichtigung des Zollamtes von Paris über die ins Ausland exportirten Bücher den Buchhandel hemmte, ohne der öffentlichen Ordnung zu nützen, so hob er dieselbe auf.

Er reorganisirte auch die Theatercensur und vertraute das kitzliche Censuramt Literaten an, die als besonnene und unabhängige Männer bekannt waren.

Das letzte Gesetz, das er in der Deputirtenkammer einbrachte und verfocht, stellte die Municipalorganisation gleich.

Von allen Oppositionen angegriffen, wurde dieses Gesetz zurückgenommen und zog den Sturz des Ministeriums Martignac nach sich. Seine Collegen waren die Herren von Laferronays, Hyde von Neuville, von Hermopolis und von Caux gewesen.

Herr von Martignac hatte zur Polizeipräfektur Herrn von Belleyme berufen, einen ehrenwerthen Beamten, der sich mit den wichtigsten Fragen der Pariser Aedilität beschäftigte. Er schuf das Corps der Stadtsergenten, die mit Höflichkeit, Ergebenheit und Muth der Ruhe und Sicherheit der Stadt die größten Dienste geleistet haben und noch täglich leisten. Unter Herrn von Belleyme wurde im Jahr 1829 die Gasbeleuchtung in Paris eingeführt. Diese glückliche Neuerung erregte bei den Bourgeois von Paris lebhafte Bewunderung und großes Erstaunen. Die thätige Wachsamkeit des damaligen Polizeipräfekten verjagte die Liebesgöttinen mit skandalösen Nacktheiten aus dem Palais Royal und schuf Zufluchtsstätten für die Armen. Unter Herrn von Belleyme kamen auch die Omnibus auf.

Die ehrliche und loyale Politik des Herrn von Martignac, die geistreiche Fruchtbarkeit seines Rednertalents und die zahlreichen Dienste im Verwaltungsfach, die sein Ministerium bezeichneten, sichern ihm den ehrenvollsten und geachtetsten Platz in der Geschichte der Restauration.

Achtes Kapitel.

Herr von Polignac.

Herr von Polignac Gesandter in London. — Bildung des Ministeriums Polignac. — Prophetische Nummer des Figaro. — Fest, welches der Herzog von Orleans dem König von Neapel gibt. — Einnahme Algiers. — Herr von Chateaubriand tritt in die Opposition. — Auflösung der Deputirtenkammer. — Die Ordonnanzen. — Carl X. — Schluß.

Unter dem Ministerium Martignac, um die ersten Tage des Juni 1829, wurde Herr von Polignac, Gesandter in London, heimlich vom König berufen und begab sich nach Paris. Man meldete Abends seine Ankunft an den Spieltischen der Frau Dauphine. Sie nahm sogleich eine übellaunige Miene an und sagte ziemlich laut: „Was will er hier machen? Offenbar will er wieder intriguiren.“ Der König that Herrn von Polignac zu wissen, daß er ihn sehr bald mit der Bildung eines Kabinets beauftragen werde, und forderte ihn auf zum Voraus seine Maßregeln zu treffen. Herr von Polignac forschte in langen Besprechungen den König über alle Fragen des Augenblicks und über die Wahl der Collegen, die er sich geben konnte, aus. Er begann sogleich seine Thätigkeit, und sein erster Schritt war, daß er seinen Neffen, den Herzog von Guiche, beauftragte ihm eine Besprechung mit Herrn Decazes zu verschaffen. Der erste Kammerjunker des Dauphin war mit diesem letzteren verwandt. Zur festgesetzten Stunde trafen

sich Herr von Polignac und Herr von Decazes auf geheimnißvolle Art bei dem Herzog von Guiche. „Ich bin vom König beauftragt," sagte Herr von Polignac, „Sie zu fragen, ob Sie die Leitung der Geschäfte übernehmen wollten." — „Sie setzen mich in großes Erstaunen," sagte Herr von Decazes, „ich kann unmöglich vergessen haben, mit welchem Widerwillen der Graf von Artois meine Politik und mein Ministerium stets betrachtet hat." — „Ei nun, der König hat das alles vergessen. Er ist es müde mit Ihren Nachahmern Versuche anzustellen, und um Ihr politisches System ein für allemal beurtheilen zu können, will er Ihnen die erste Rolle übertragen." Die Unterhaltung wurde jetzt sehr einläßlich. Herr Decazes meinte, es würde sehr nützlich sein mehrere Ministerien, wie z. B. das Ministerium des Innern, das Finanz- und das Justizministerium zu halbiren, um die wichtigsten Männer des Parlaments in den Conseil treten zu lassen und dadurch der Regierung mehr Kraft zu verleihen. Er nannte bereits die Namen Casimir Perier, Humann, Pasquier, Royer-Collard.

Herr von Polignac ließ alle diese Männer gelten.

Bald bezeichnete Herr Decazes auch Herrn Sebastiani als Kriegsminister. „Nein, dieser Mann ist nicht möglich," sagte Herr von Polignac; „dieß ist der einzige Name, welchen der König verwirft."

Herr Decazes fand, ohne sich weiter zu erklären, leicht einen andern Kriegsminister und sein Ministerium war so ziemlich fertig. „Aber Sie sprechen ja gar nicht von mir," sagte Herr von Polignac; „ich will wenigstens Minister des königlichen Hauses mit Sitz und Stimme im Conseil

sein.“ — „Ein Minister des königlichen Hauses darf sich nicht mit den politischen Geschäften, sondern nur mit den Angelegenheiten des Königs befassen. Ich will Ihnen überdieß nicht verhehlen, daß Ihre Anwesenheit im Cabinet Mißtrauen einflößen, und daß man dann von mir größere Concessionen verlangen würde. Die Concessionen in Dingen führen mehr Uebelstände mit sich, als die Concessionen in Personen; die Dinge bleiben, wenn sie einmal gemacht sind.“ — „Aber der König,“ versetzte Herr von Polignac, „will im Cabinet einen Mann haben, der ihm ganz angehört und sein volles Vertrauen besitzt.“ — „Ah! ich werde also das Vertrauen des Königs nicht haben,“ sagte Herr Decazes. — „Wollen Sie Herrn von Labourdonnais statt meiner nehmen?“ Herr Decazes durchschaute die geheimen Hintergedanken des Hofs und brach sogleich alle Unterhandlungen ab. „Versprechen Sie mir wenigstens,“ sagte Herr von Polignac zu ihm, „sich nicht von Paris zu entfernen; ich will auf einige Tage nach London zurückkehren.“ — „Und warum kehren Sie nach London zurück?“ — „Das Ministerium ist über meine Ankunft argwöhnisch geworden und ich gehe wieder auf meinen Gesandtschaftsposten.“

Vollkommen im Klaren über die Pläne des Königs, reiste Herr Decazes von Paris ab und begab sich nach Lagrave in der Nähe von Libourne. Der Herzog von Guiche gab im Anfang die besten Wörtchen, und man schien die begonnene Unterhandlung wieder anknüpfen zu wollen, aber bald meldete er Herrn Decazes, daß das Ministerium Polignac gebildet sei und am morgenden Tag im Moniteur stehen werde.

Ich habe diese ganze Unterhaltung aus guter Quelle, wie auch eine ziemlich pikante Anekdote, die sich an diese Besprechung bei dem Herzog von Guiche knüpft. Unmittelbar nach seiner Conferenz und vor seiner Abreise nach Lagrave begab sich Herr Decazes zu Herrn von Martignac. Er hatte ihn um eine Unterstützung von 2000 Franken für mehrere kleine Gemeinden seines Departements anzusprechen. Herr von Martignac, der sehr geneigt war, Herrn Decazes etwas Angenehmes zu erweisen, that ihm zu wissen, daß der Credit für Gemeindeunterstützungen beinahe erschöpft sei: „Ich bedaure sehr," sagte er zu ihm, „Ihrem Wunsch nicht entsprechen zu können, aber ich verspreche Ihnen diese 2000 Franken auf das nächste Jahr." Diese Vertagung konnte Herrn Decazes, der eben erst vernommen hatte, wie sehr Herr von Martignac bedroht war, nicht zusagen. „Ei," versetzte er, „glauben Sie denn in Zeiten wie diese, daß Sie noch bis zum nächsten Jahr hier bleiben werden?" Herr von Martignac befand sich in einer vollständigen Selbsttäuschung. „Der König kann ohne mich nicht regieren," sagte er, „und ich werde alle vernünftige Zugeständnisse, welche die Kammer verlangt, von ihm auszuwirken wissen. Rechnen Sie also auf die 2000 Franken für das nächste Jahr." Auf wiederholtes Drängen des Herrn Decazes, der besser unterrichtet war, schloß man einen Vergleich ab: der Minister bewilligte sogleich 1000 Franken, und da er fest an die lange Dauer seiner Gewalt glaubte, versprach er die andern tausend für das nächste Jahr.

Am 8. August 1829 wurde Herr von Polignac zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Präsidenten des Con-

seils ernannt; Herr von Montbel wurde Minister des öffentlichen Unterrichts und kirchlichen Angelegenheiten; Herr von Labourdonnais Minister des Innern; Herr von Bourmont Kriegsminister; Herr von Courvoisier Justizminister. Herr Chabrol von Crussol, früherer Marineminister, erhielt die Finanzen.

Als man durch den Moniteur den Rücktritt des Herrn von Martignac und die Bildung des neuen Cabinets erfuhr, war die Aufregung groß in Paris. Die 3% fielen um beinahe 4 Franken. Ich traf an diesem Tag über Tisch bei Very die Herren Victor Bohain, Director und Eigenthümer des Figaro, Armand Bertin, Nestor Roqueplan, Etienne Bequet, von Wailly und Romieu. Wir setzten uns in die Nähe der Tafel, an welcher Herr von Laplace, General der Artillerie und Pair von Frankreich saß, der über Alles, was wir sagten, zu lächeln schien. Die Bildung des neuen Cabinets wurde der einzige Gegenstand der Unterhaltung, und noch überdieß erklärte Herr Victor Bohain, der Figaro solle morgen mit schwarzer Einfassung erscheinen. Man verlangte Schreibzeug und Jeder von uns beschrieb unter der Form prophetischer Pariser-Ereignisse die künftigen Thaten des Ministeriums Polignac. Unter andern erfundenen Nachrichten las man am folgenden Tag im Figaro:

Herr von Martignac ist heute Abend nach Chanteloup abgereist.

+ Das Journal des Debats ist heute früh vor dem Halsgericht an den Pranger gestellt worden. Herr Bertin wurde von dem Präsidenten ernstlich verwarnt und ihm

aufgegeben, künftig Herrn Deliége zum Mitarbeiter zu nehmen.

ó Die polytechnische Schule wird den Namen Cadettenschule erhalten.

⊙ Herr Veron, Director der Revue de Paris, einer literarischen Sammlung, die heute früh am Fuß der großen Treppe verbrannt wurde, hat soeben in Folge eines polizeilichen Besuchs in seiner Wohnung eine Zufluchtsstätte in Holland gesucht.

△ Herr Roux, Oberchirurg der Charité, muß unverzüglich eine erhabene Person am Staar operiren.

✧ Statt der Illumination bei einer bevorstehenden Feierlichkeit (dem Namensfest des Königs) müssen alle Häuser Frankreichs schwarz behangen werden.

Diese Nummer des Figaro wurde mit Beschlag belegt und die zwei letzten Angaben, die wir soeben aufgeführt haben, zogen Herrn Victor Bohain eine sechsmonatliche Gefängnißstrafe zu. Vor der Beschlagnahme, die erst am folgenden Tage stattfand, wurden mehr als 10,000 Exemplare dieser prophetischen Nummer des Figaro verkauft. Es gab Leute, die zehn Franken für ein Exemplar bezahlten.

Die ganze Oppositionspresse kündete einen bevorstehenden Staatsstreich an und vermengte das Ministerium Polignac und das Königthum in ihren unaufhörlichen Angriffen. Bevor wir das Verfahren des Herrn von Polignac beurtheilen, wollen wir an das erinnern, was am Hof Carls X vorging, und in welcher Lage sich Frankreich in dem Augenblick befand, wo die Ordonnanzen bekannt gemacht wurden.

Die königliche Familie von Neapel hatte soeben sechs Wochen in Paris zugebracht. Sie war am 14. Mai 1830 da angekommen und bewohnte das Elysee-Bourbon. Sie verließ die Hauptstadt erst in den ersten Tagen des Juli. Das Fest, das der Herzog von Orleans am 1. Juni dem König von Neapel gab, machte großen Lärm. Carl X geruhte als König zu seinem Vetter zu gehen. Die Familie Orleans äußerte die lebhafteste Erkenntlichkeit für diese ungewohnte Gunst; das ganze Ceremoniell, wofür es keine Antecedentien gab, wurde im Voraus geregelt. 16 Gardes du Corps in großer Uniform verrichteten den Dienst im Innern der Gemächer; die 100 Schweizer bezogen die Wache in den Vorzimmern; die königliche Garde besetzte die Posten von außen. Die Gardes du Corps wurden mit der zuvorkommenden Güte behandelt.

Der König erschien gegen 9 Uhr auf dem Ball, begleitet von dem Dauphin, der Frau Dauphine und der Herzogin von Berry. Er entfernte sich erst gegen Mitternacht und gab die herzlichsten Zeichen seiner Zufriedenheit. Die Herzogin von Berry entfernte sich erst gegen 5 Uhr Morgens. Mehr als 1800 Personen nahmen Theil an dem Souper.

Während des Balls, im Augenblick, wo der König, die Prinzen und die königliche Familie von Neapel sich auf der Seite des Gartens auf der neuerdings erbauten Terrasse der Gallerie Orleans zeigten, ließen sich einige Rufe: „Es lebe der König!" vernehmen, wurden aber überdeckt von dem Geschrei: „Es lebe die Charte!" Man war nicht

mehr in Straßburg. Es kam zu Streitigkeiten und die Garde schritt ein. Während dieser Zeit hatte man an einem Platz im Garten Stühle auf einander gehäuft; der Garten des Palais Royal war illuminirt, und nun bediente man sich der Lampen, um die Stühle anzuzünden. Das Fußgestell der zunächst bei der Gallerie Orleans stehenden Bildsäule zeigte noch mehrere Jahre nachher Brandspuren davon. Die Truppen säuberten den Garten; die Gitterthore wurden geschlossen und das Fest nahm seinen Fortgang.

Das Dictum des Herrn von Salvandy: „Wir tanzen auf einem Vulkan," wurde es an diesem Tag ausgesprochen, oder wurde es, wie viele andere geschichtliche Dicta, erst hintendrein erfunden?

Alle Welt erinnert sich der historischen Aeußerung, die Carl X, als er noch Monsieur, Graf von Artois war, in den Mund gelegt wird: Es hat sich in Frankreich nichts verändert, es ist nur ein Franzose mehr da Diese Aeußerung kam jedoch nicht von dem Prinzen, sondern sie stammt von Herrn Beugnot her. Am Abend des 12. April 1814, als der Graf von Artois in Paris einzog, befand sich eine Gesellschaft im Salon des Herrn von Talleyrand. „Hat der Prinz etwas gesagt?" fragte er. Als Personen, die Monsieur begleitet hatten, dieß verneinten, versetzte Herr von Talleyrand; „Ei, er muß doch einige Worte gesprochen haben. Beugnot, Sie sind ein Mann von Geist, gehen Sie in mein Cabinet und machen Sie ein Paar Worte für den Grafen von Artois." Herr Beugnot nahm eine Kerze und begab sich ins Cabinet des Herrn von Talleyrand. Er kam zweimal in den Salon

zurück und zeigte einige geschriebene Phrasen, die aber kein Glück fanden. Er zerbrach sich zum drittenmal den Kopf und bald rief er, noch ehe er eintrat, in triumphirendem Ton zur halbgeöffneten Salonthüre herein: „Es hat sich in Frankreich nichts verändert, es ist nur ein Franzose mehr da." Das Dictum wurde am folgenden Tag gedruckt und ist als Ausdruck der Gedanken des Prinzen geblieben, während es nur der Ausdruck der Gedanken und Wünsche im Salon des Herrn von Talleyrand war.

Während der Feste, welche der Herzog von Orleans und Carl X in Paris der königlichen Familie von Neapel gaben, vollbrachten die französischen Truppen eine Eroberung, welche Carl V mit den spanischen Truppen nicht hatte machen können. Am 4. Juli wurde nach der Schlacht von Staouli Algier eingenommen. Man sang am 11. Juli ein Tedeum in Notre-Dame von Paris. Die ganze Familie Orleans war zu dieser Ceremonie eingeladen worden. Zum erstenmal zeigten sich der Herzog von Orleans, die Herzogin und die Prinzessinnen Louise und Marie im Gefolge des Hofs in der Kathedrale. Der Erzbischof von Paris, Herr von Quelen, hielt üblicher Maßen eine Anrede an den König, als er ihm das Weihwasser überreichte. Er sprach wie folgt:

„Sire!

„Wie viele Dankesergießungen in einer einzigen! Wie könnte man einen unserer Erkenntlichkeit, wie auch unserer Bewunderung würdigeren Gegenstand finden, als denjenigen,

der heute Ew. Majestät in den Tempel des Herrn und zu den Altären der heiligen Jungfrau führt!

„Das gerächte Frankreich, das abermals ersieht, daß es die Sorge für seinen Ruhm wie für sein Glück ruhig Ihnen überlassen darf; das von einem gehässigen Tribut befreite Europa, das Ihre Weisheit und Ihre Macht segnet; das von Piraten gesäuberte Meer, das seine friedliche Wogen unter Ihren Segeln demüthigt; der ruhige Handel, der liebevoll Ihre überall respectirte Flagge begrüßt; der Triumph der Menschheit über die Barbarei; der Sieg des Kreuzes über den Halbmond; die Wüsten Afrikas, die von Glaubenshymnen wiederhallen; die Religion, die nach langer Gefangenschaft in einem Lande des Jammers Sie als Ihren Befreier erklärt!!! Sohn des heiligen Ludwig! wie könnte es einen gerechteren Grund des Trostes und der Freude für Ihr edles und großmüthiges Herz geben! Und für uns, Ihre getreuen Unterthanen, welch eine gerechte Ursache der Fröhlichkeit und des Entzückens!

„Also hilft der Allmächtige dem allerchristlichsten König, der ihn um seinen Beistand anfleht! Seine Hand ist mit Ihnen, Sire! Möge Ihre große Seele sich immer mehr befestigen; Ihr Vertrauen auf die göttliche Hilfe und auf den Schutz Mariä, der Mutter Gottes, wird nicht vergeblich sein. Möge Ew. Majestät bald noch einen neuen Lohn dafür empfangen! Mögen Sie bald wiederkehren, um dem Herrn für andere, nicht minder erfreuliche und nicht minder glänzende Wunder zu danken!"

Diese Rede brachte eine große Aufregung hervor; sie

wurde einer der Beschwerdegründe des Liberalismus gegen diesen Prälaten. Die Parteien rächten sich später dafür durch die Plünderung und Zerstörung des erzbischöflichen Palastes. Diese öffentliche Kundgebung des Erzbischofs wurde bei Hof allgemein, ja sogar von den Anhängern der Ordonnanzen mißbilligt. „Das heißt vor dem Kommando Feuer geben,“ sagten sie.

Die sehr schwüle Temperatur, die lange Dauer der Messe, der Weihrauch, der am Fuß der Altäre verbrannt wurde, verursachte der Prinzessin Louise von Orleans, die auf einem Sammtpolster kniete, eine Unpäßlichkeit. Sie erblaßte, schwankte, und wurde in die Sakristei gebracht. Dort erholte sich die spätere Königin der Belgier wieder, und man überbrachte diese Nachricht sogleich den sieben Mitgliedern der Familie Orleans, die unter dem königlichen Thronhimmel versammelt waren.

Nach dem Gottesdienst wollte der König, der bereits wieder in seine Karrosse gestiegen war, sich nicht entfernen, ohne zuvor Nachrichten von der Prinzessin zu haben. Der Herzog und die Herzogin von Orleans suchten erst nach der Abfahrt Sr. Majestät ihre Tochter wieder auf.

Es ist somit klar erwiesen, daß kurze Zeit vor den Ordonnanzen die freundlichsten Gesinnungen und zärtlichsten Beziehungen die ältere und jüngere Linie verbanden.

Was die Lage Frankreichs betraf, so war sie damals glücklich und gedeihlich. Eine aufgeklärte Verwaltung hatte die von den früheren Regierungen hinterlassenen Deficits ausgefüllt. Die Capitalien, die wieder Vertrauen gewonnen hatten, erhielten den Staatskredit aufrecht und lieferten dem

Gewerbsfleiß und Handel einträgliche Hilfsquellen. Unsere Flotten durchschifften alle Meere; unsere Armee hatte, ohne den Weltfrieden zu stören, neue Siege erfochten, in Spanien dem König Ferdinand eine Krone zurückgeben, Griechenland vom muselmännischen Joch befreien und die Sclaverei auf den Küsten Afrikas abschaffen können.

Unter Carl X bestimmte die Civilliste des Königs, der Prinzen und der Prinzessinnen jährlich 10 Millionen zur Unterstützung aller Arten von Unglück. Ruhm nach Außen, Credit und Wohlstand im Innern, die Finanzen im guten Zustand und Wohlthätigkeit auf dem Thron; dieß war also die Lage Frankreichs.

Ein in meinen Augen sehr wichtiges Faktum verlieh den Feinden der Bourbonen neue Kraft und den Unternehmungen der Parteien eine entscheidende Unterstützung. Herr von Chateaubriand, der sich durch den Ton des Briefes, welcher ihm unter Herrn von Villèle seine Verabschiedung aus dem Ministerium ankündigte, *tödtlich verletzt fühlte*, glaubte eine Pflicht zu erfüllen, *indem er an der Spitze der Opposition kämpfte*. Dieser Entschluß brachte Spaltung in die Reihen der dem Thron ergebensten Royalisten. Mehrere unter ihnen, und zwar einige der einflußreichsten befolgten das Beispiel des Mannes, der am mächtigsten zur Restauration beigetragen hatte durch eine Flugschrift, worin er sich nicht scheute, Napoleon am Tag seiner Niederlage und seines Sturzes zu beschimpfen.

Man hat Herrn von Chateaubriand, der auf eine brutale Art aus dem Ministerium gestoßen worden, beschuldigen können, daß er seiner gekränkten Eigenliebe gehorcht habe,

indem er sich an die Spitze der Opposition stellte; aber bei dieser Gelegenheit will ich keinen Anstand nehmen eine sehr delikate Frage zu besprechen. Hat nicht die Regierung, indem sie es Herrn von Chateaubriand gegenüber sogar an Höflichkeit fehlen ließ, selbst auch einen unpolitischen Akt der Undankbarkeit begangen? Die Fürsten beschuldigen alle diejenigen, die ihnen am Tag des Unglücks den Rücken kehren, schmählicher Verrätherei; aber geschieht es nicht allzu oft, daß auch die Fürsten selbst, trunken von der Gewalt, wenn sie die Herrn derselben sind, sich schnöde Behandlung gegen Männer erlauben, deren Hilfe und Unterstützung sie in schwierigen Tagen angesprochen haben? Die Parteien sind gewandter und befolgen eine bessere Politik. Selbst ein gänzlich herabgekommener Mann, der ihnen irgendwie genützt hat, findet sie dankbar und ergeben: sie vertheidigen ihn, sie rühmen ihn, und führen einen unversöhnlichen Krieg gegen alle, die ihn anzugreifen wagen. Die Regierungen dagegen gehen oft sogar soweit, daß sie in der ungerechten und künstlichen Impopularität, welcher man ihnen zu Liebe getrotzt hat, einen Grund zur Ausschließung und Ungnade finden. Daher kommen, vielleicht öfter als man glaubt, die unaufhörlich zunehmenden Streitkräfte der Parteien, die es nur zu wohl verstehen sich populär zu machen, und die fortschreitende Schwächung der Gewalt, die es für ein Glück hält sich zu isoliren.

Der Abfall des Herrn von Chateaubriand, den man beinahe muthwillig zu provociren schien, und der Glanz seines Talents gaben wirklich den leidenschaftlichen und ungestümen Anklagen der Opposition eine große Bedeutung. Die oppo-

nirenden Royalisten wollten allerdings das Ministerium nur zur größeren Ehre der Monarchie stürzen, aber die Linke wollte beide stürzen und die Royalisten halfen ihr mächtig in ihrem Unternehmen.

Als am 8. August das Ministerium Polignac zu Stande kam, fand es zur Vertheidigung der Monarchie kein Mittel des Einflusses auf die Kammer und wurde von einer ungestümen Presse, die immer mit neuen Anklagen hervortrat, unaufhörlich geneckt und provocirt; die Staatsbeamten, die einer solchen Lage gegenüber ängstlich wurden, dienten nur noch mit Angst und Zittern. Im Schooße des Ministeriums selbst thaten sich Uneinigkeiten und Spaltungen kund.

Der Graf von Rigny, der im Moniteur vom 8. August zum Marineminister ernannt war, verweigerte auf den Rath seines Oheims, des Barons Louis, seinen Eintritt in dieses Kabinet. Der Graf von Labourdonnais, der zum Minister des Innern ernannt war, trennte sich in Folge eines Antrags auf Wiederherstellung der Präsidentschaft des Conseils ebenfalls von Herrn von Polignac und reichte augenblicklich dem König seine Entlassung ein. An seiner Stelle wurde also der Graf von Montbel, und für Herrn von Rigny Herr von Haussez ernannt.

Hatte Herr von Polignac, als er das Kabinet vom 8. August bildete, bereits in seinem Innern oder auch im Einverständniß mit dem König die Juliordonnanzen beschlossen? Er beantwortet diese Frage selbst im ersten Band der geschichtlichen Studien, die ich bereits angeführt habe.

„Seit 15 Jahren war die Charte von 1814 das Terrain, auf welchem die Parteien einander bekämpft hatten, Minister, Royalisten, Liberale, alle waren unter Anrufung dieser Fundamentalakte an einander gerathen, aber bei diesen unaufhörlichen Kämpfen hatte man sich beiderseits ein wenig von dem ursprünglichen Kampfplatz entfernt. Ich faßte einem mir vorgelegten Plane gemäß den Entwurf offen und vollständig in die von der Charte selbst festgesetzten Gränzen zurückzukehren: mehrere Artikel dieses politischen Gesetzes waren verletzt worden und außer Gewohnheit gekommen, es handelte sich also darum den ersteren ihre Kraft wieder zu geben und die anderen wieder zur Geltung zu bringen. Nach diesem Plan wäre, die Conscription nach Art. 12 für immer abgeschafft worden. Nach Art. 15 wäre das direkte Votum bei den Wahlen wieder hergestellt worden. Die Deputirtenkammer wäre, statt siebenjährig zu sein, zu $^1/_5$ erneuert worden, wie der Art. 37 es anzeigte. Endlich wäre die Annahme der Amendements den in Art. 47 festgestellten Regeln unterworfen worden*). Die Rückkehr zur Vollziehung dieses letzten Artikels war, das muß man sagen, von der höchsten Wichtigkeit für die Krone. Sie gab ihr ein Recht zurück, das sie sich hatte entreißen lassen, nämlich die Annahme eines Amendements in einem Gesetz nicht zu gestatten, bevor sie selbst es gutgeheißen hätte. In

---

*) Der Art. 46 der Charte von 1814 sagte: Kein Amendement kann an einem Gesetz vorgenommen werden, wenn es nicht von dem König vorgeschlagen, gutgeheißen und an die Büreaux verwiesen ist.

der Deputirtenkammer hatte der entgegengesetzte Gebrauch eingerissen: die Gesetze wurden hier häufig unter dem Eindrucke glänzender Improvisationen amendirt; dadurch verloren sie ihren Charakter und ihre Farbe, ja sie wichen häufig sogar von dem Zweck ab, welchen der Gesetzgeber erreichen wollte.

„Ich sprach mit dem König über den Plan, welchen ich ausgesonnen hatte. Er ertheilte ihm warmen Beifall und gab mir den Befehl ihn dem Ministerrath auseinander zu setzen, was ich auch that. Wir waren am Ende des Januar 1830. Die Sitzung sollte in einigen Wochen eröffnet werden; dieser kurze Zeitraum schadete vielleicht einer Annahme des Planes; gleichwohl muß ich gestehen, daß der Siegelbewahrer ernstliche Einwendungen machte. Indem ich in der Eröffnungsrede die Absicht der Krone aussprach, streng in die geschriebenen Bestimmungen der Charte zurückzukehren, hatte ich die Gemüther zu versöhnen und in die Berathung der Wahlkammer mehr Ruhe zu bringen gehofft; aber Herr von Courvoisier behauptete, vielleicht mit Recht, daß die aus Veranlassung der beantragten Veränderung, besonders derjenigen die sich auf Vollziehung des Artikel 46 bezog, sich erhebenden Erörterungen im Gegentheil nur höchst stürmisch sein könnten, und auf der andern Seite erheischte die Einführung einer neuen Rekrutirungsart reifliche Erwägung. So kam es, daß der Plan beseitigt oder wenigstens vertagt wurde.

„Ich wollte nichts desto weniger wissen, bis auf welchen Punkt die von dem Siegelbewahrer geäußerten Besorgnisse begründet waren. Ich erforschte die Absichten der rechten

Seite und des rechten Centrums der Deputirtenkammer. Alle mit Ausnahme von vier oder fünf schienen mir dem Plan günstig zu sein. Jetzt blieb noch übrig die Absichten des linken Centrums und besonders der linken Seite kennen zu lernen, die, obschon sie gänzlich in den Hintergrund trat, die Opposition gegen die Krone leitete und allein das Geheimniß unserer Zukunft besaß. Vergebens hatte ich den Mitgliedern dieser letzten Seite sagen lassen, daß ich das Hotel der auswärtigen Angelegenheiten als neutrales Gebiet betrachte, und daher sehr erfreut sein würde, sie dort zu empfangen und Fragen von öffentlichem Interesse mit ihnen zu besprechen. Mit Ausnahme des Herrn Ternaux, kam keiner von ihnen vor Eröffnung der Sitzung. Nach dieser Epoche sah ich auch Herrn Lafitte, dessen sanfte und zuvorkommende Manieren nach meiner Ansicht schlecht zu seinen feindseligen Plänen gegen die Legitimität paßten; er vermied es von politischen Fragen mit mir zu sprechen und er blieb stets auf dem Feld der finanziellen Angelegenheiten. Dadurch zwang er mich seine Ueberlegenheit anzuerkennen. Ich sah auch noch die Herren Baude, Mauguin und Cordier, dann endlich Herrn Humann, der mehr der Ansicht des eigentlichen linken Centrums angehörte; er dankte mir für die durch das Verdienst gerechtfertigte Beförderung, die ich dem Baron von Bussières gegeben hatte, und wodurch die Verbindung seiner Tochter mit diesem jungen Diplomaten erleichtert worden war. Da meine politischen Besprechungen mit den von Herrn Humann angeführten Personen kein Resultat gehabt haben, so wird es unnöthig sie in der Skizze, die ich in diesem Augenblick entwerfe, weiter auszuführen.

„Da somit Herr Ternaux der einzige unter den Mitgliedern der Linken war, den ich vor der Eröffnung der Sitzung sah, so theilte ich ihm den Plan mit, den ich entworfen hatte. Er schien vollkommen mit mir übereinzustimmen. Er schrieb sich die verschiedenen Artikel der Charte auf, zu welchen ich offen und unumwunden zurückzukehren den Vorschlag machte; versprach mir seine Kollegen zu Rath zu ziehen, und mir das Ergebniß bald genug mitzutheilen, damit es, wenn es günstig ausfiele, auf die Redaktion der Thronrede Einfluß haben könnte. Aber Herr Ternaux kam erst einen Monat später, das heißt zwei Tage vor der königlichen Sitzung zurück. Er bringe mir, sagte er, die Zustimmung seiner Kollegen zu meinen Anträgen. Ich erblickte in dieser verspäteten Antwort nur eine Kriegslist, worüber ich mich nicht sehr wunderte. Sie bestärkte mich in der Ansicht, daß die linke Seite der Wahlkammer sich um die Aufrechthaltung oder strengen Vollziehung der Charte ganz und gar nichts bekümmere, und daß sie die genaue Einhaltung der Bestimmungen dieser politischen Urkunde blos verlange, um ihre feindseligen Pläne gegen die Monarchie desto besser verdecken zu können.

„Ich faßte jetzt den Plan in der Pairskammer die Unterstützung zu suchen, welche die Deputirtenkammer dem Thron verweigerte. Ich legte meinen Plan dem Marquis von Sémonville vor, der vermöge seiner Eigenschaft als Großreferendär in täglichem Verkehr mit allen Pairs stand. Er stellte sich als ob er auf meine Ansichten einging, er beklagte mit mir den Verfall, worein die zweite Staatsgewalt in der öffentlichen Meinung gerathen sei, und versprach mir

seine Collegen zu befragen. Das wenige Vertrauen, das ich in die Aufrichtigkeit des Herrn von Sémonville setzte, mußte vor der Nothwendigkeit weichen ihn bei dieser Gelegenheit zu gebrauchen. Er war der einzige natürliche Vermittler zwischen der Pairskammer und mir. Er kam zurück und übergab mir eine Note, worin als Mittel socialen Einflusses, welcher der Pairskammer zu geben sei, und als Ausdruck des Wunsches ihrer Mitglieder die Ermächtigung für ihre ältesten Söhne mit einem apfelgrünen Frack in den Thronsaal zu kommen bezeichnet wurde. Herr von Sémonville wollte sich ohne Zweifel einen Spaß machen. Ich war nicht in der Laune mit ihm zu lachen: ich schickte seine Note dem ersten Kammerherrn des Königs, in dessen Geschäftskreis sie gehörte. Damit war sie zum Feuer verdammt."

Eine königliche Ordonnanz vom 16. Mai 1830 sprach die Auflösung der Deputirtenkammer aus; eine große Anzahl von Präfekten versprach, daß die neuen Wahlen der Regierung günstig sein würden. Das Benehmen der Präfekten in kritischen Augenblicken bleibt sich immer gleich; sie wissen wohl, daß sie der Regierung mißfallen, daß sie als unfähig erscheinen und in Ungnade fallen würden, wenn sie die Wahrheit sagten.

Die Wahlkollegien schickten, außer den bereits durch Verweigerung ihrer Mitwirkung berühmten 221, beinahe lauter solche Deputirte in die Kammer, die bereit waren auf derselben Bahn fortzuschreiten.

Das Königthum griff also zum Artikel 14 der Charte, der in verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umstän-

den verschieden gedeutet worden war. Herr von Polignac, in seinen geschichtlichen Studien, ruft: „Es war sein Recht; ich sage noch mehr: es war seine Pflicht.“

Aus diesen Worten kann man schließen, daß Herr von Polignac die Ordonnanzen nicht blos anrathen, sondern sogar verlangen mußte; sie wurden um die Mitte Juli von Carl X beschlossen.

Der Marschall Maison war einige Tage vorher zu Herrn von Polignac gekommen: „Fürst,“ hatte er zu ihm gesagt, „ich will Sie nicht fragen, was die Pläne der Regierung sind; aber Sie erfüllen interimistisch die Funktionen des Kriegsministers, und deßhalb habe ichs für meine Pflicht gehalten Ihre Aufmerksamkeit auf einen sehr wichtigen Punkt zu lenken, nämlich darauf, daß vor allen Dingen für Munition und Lebensmittel für die Armee gesorgt werden muß, im Fall es in Paris Unruhen niederzudrücken gäbe.“ Herr von Polignac nahm die Warnungen des Marschalls ziemlich höhnisch auf und verwies ihn an Herrn von Champagny, Kanzleidirektor des Kriegsministeriums. Beleidigt durch einen solchen Empfang, verließ der Marschall das Hotel des Capucines, ging über das Boulevard und begab sich zu Herrn Laffitte. An diesem Tag war der Marschall noch auf Vertheidigung des Königthums bedacht: bald erhielt er das Geschäft dasselbe ins Exil zu führen.

Samstag den 24. Juli, am Vorabend der Ordonnanzen, ließ Herr von Polignac den Commandanten Brahaut nach dem Bestand der Pariser Garnison fragen; er erhielt zur Antwort, sie belaufe sich auf ungefähr 19,000 Mann, mit Inbegriff der zunächst bei Paris liegenden Garnisonen.

Aber der Fürst wußte nicht, daß der Casernendienst, der Postendienst von Saint-Cloud und Paris, die Frohnarbeiten und Krankheiten diese Zahl auf die Hälfte reducirten. Der Generallieutenant Graf Coutard, Befehlshaber der ersten Militärdivision, war nach Dieppe abgereist. Als er am 30. Juli zurückkam, konnte er nicht mehr in die Stadt gelangen und blieb also in Vaucresson. Der Platzmajor von Paris, Baron Gazan, ein fähiger und intelligenter Mann, der neuerdings gestorben ist, mußte wegen einer Grieskrankheit das Bett hüten. Der Fürst von Polignac, ein gänzlich erfahrungsloser Kriegsminister, wußte hauptsächlich nicht, wie die Lieferungen von Proviant und Fourage für die Garnisonen von Paris und Saint-Cloud besorgt wurden. Man hatte diese verschiedenen Dienste im Aufstreich an Lieferanten übergeben, welche das Geschäft häufig wieder an untergeordnete Mäckler abtraten. In gewöhnlichen Zeiten fehlte Nichts; aber in Zeiten der Unruhen konnte, da Alles von Paris kam, die erste Barrikade den Dienst von Paris und Saint-Cloud lähmen.

Herr von Polignac ertheilte also den Ordonnanzen seinen lauten Beifall, war aber zu unerfahren und unfähig, um ihre Vollziehung durchsetzen zu können.

Der Muth war es nicht was Herrn von Polignac fehlte; er hatte dem Königthum schon seit langer Zeit sein Leben zum Opfer dargeboten. Frömmlerisch und vornehmer Herr, setzte er sein ganzes Vertrauen auf Carl X. Ein Hofmann, den ich über die Stellung des Herrn von Polignac bei dem König befragte, sagte mir: „Er hat Alles was nöthig ist um Carl X zu gefallen; er hat Etwas von einem Adjutanten und von einem Beichtvater.“

Carl X, ein Fürst von ritterlichem Herzen und französischem Geist, hatte in jenen Zeiten gelebt, wo man nicht sein ganzes Leben lang alles Mögliche versuchte; man ging damals von den Tollheiten der Jugend unmittelbar zu den strengen Bußübungen der Religion über. Man war Wüstling oder Frömmler, oft sogar Frömmler und Wüstling zugleich; der Graf von Artois war schon Frömmler gewesen, als er nach Frankreich zurückkam, und als er über eine Gesellschaft herrschen sollte, deren revolutionären Geist Napoleon eingeschüchtert und niedergedrückt hatte, deren Scepticismus, Spottsucht und ausschweifende Sitten aber Voltaires reiches Genie so trefflich abspiegelte und so mächtig aufmunterte. Carl X umgab sich auf dem Thron hauptsächlich mit den großen Würdeträgern der Kirche und den Rathschlägen der Religion, deren unabänderliche Dogmen und Regeln weder Vergleiche noch Zugeständnisse gestatten und schon darum auf die wechselnden Vorkommnisse der Politik keineswegs anwendbar sind.

Carl X meinte die französische Nation von heute auf morgen reformiren und moralisiren zu können. Er wollte, nicht ohne Grund und vielleicht nicht ohne Voraussicht, sie vor den Gefahren zu retten suchen, welche sie in diesen letzten Jahren bestanden hat, und die gewiß eines Tags wieder auftauchen werden. Als König hatte Carl X nicht den Ruhm und blendenden Glanz Ludwigs XIV; im Unglück besaß er die Würde und Größe desselben. Nach dem Tode Ludwigs XVIII ließ Monsieur, als er die Krone übernahm, alle christlichen Tugenden auf dem Throne Platz nehmen; aber er behielt von den Sitten des 18. Jahrhunderts einen gewissen unvorsichtigen Leichtsinn bei; er überließ seinen

Lieblingsministern, wenn auch nicht die oberste Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, doch wenigstens die ganze Ausführung, und darin glich er den großen Herrn seiner Zeit, welche die Verwaltung ihres ganzen Vermögens blindlings pflichtvergessenen oder unfähigen Intendanten anvertrauten.

Im Angesicht dieses übelberathenen und unklugen Königthums tummelte sich eine ganze Generation, die ihm eigentlich unbekannt war, eine neue Generation, die nach fünfzehn Jahren des Kriegs und eines ruhmreichen Despotismus sich für die Freiheit entflammte, sich gegen jede Rückkehr zum alten System waffnete und vermöge geschickter Manöver und muthvoller Kämpfe einen Thron und eine Dynastie zu stürzen wußte.

Ich werde im dritten Band dieser Memoiren die traurigen Ereignisse der letzten Tage und Kämpfe der Restauration erzählen; ich werde vom Palast von Saint-Cloud aus den Entwicklungen des 26., 27., 28., 29. und 30. Juli folgen; ich habe über diesen Gegenstand die genauesten und umständlichsten Aufschlüsse von verschiedenen Personen erhalten, welche Carl X während dieser Tage nicht verlassen und ihn bis nach Cherbourg geleitet haben. Ich werde die königliche Familie nach Lullworth, nach Holyrood und bis nach Görz begleiten. Sodann werde ich, um in diesen Memoiren die wunderlichen Contraste meines Lebens zu veranschaulichen, in demselben dritten Band auch die Erinnerungen von meiner Direktion der Revue de Paris und meiner Direktion des Operntheaters zum Besten geben.